G
186

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Kampf

um

Völkerfreiheit.

Ein

Lesebuch fürs deutsche Volk.

Erstes Heft.

Zweite Auflage.

Von

Rudolph Dulon,

Pastor zu U. L. Frauen in Bremen.

Bremen.

Verlag von A. W. Geisler.

1849.

Digitized by Google

DD 208
D8
1849
v. 1/2

Digitized by Google

Seinen

geliebten Freunden

in

Magdeburg

sendet

mit dieser Schrift

einen

herzlichen Brudergruß

der

Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Ansprache an die Freunde. VII

I. Abgötterei. 1

II. Absolute Monarchie. 19

III. Revolution. 48

IV. Constitutionelle Monarchie. 73

V. Demokratie. 97

VI. Reaction. Potsdamer Camarilla-Constitution. 156

Digitized by Google

Digitized by Google

Freunde und Brüder!

Namen nenne ich nicht. Wen ich meine, wem der Brudergruß aus treuem Herzen gilt, — Ihr wißt es. Gott sei gedankt, — Eure Zahl ist zu groß, als daß ich Eure Namen hier nennen könnte. Männer meiner frühern Gemeinde, Männer der Volksversammlung, ich glaube den Versicherungen, die mir hierher gefolgt sind, die mir sagen, daß Ihr in treuer Liebe meiner gedenkt. Ich glaube ihnen, weil der Geist mir das Zeugniß gibt, daß ich ihnen glauben darf, daß ich Eure Liebe durch Liebe und Treue erkauft habe. Freunde und Brüder, der Gedanke an Euch und der Zuspruch von Euch ist mir eine Herzstärkung gewesen in trüben, trüben Stunden. Nehmt diese Schrift als einen Beweis meiner Treue gegen Euch wie gegen die große, heilige Sache der Freiheit freundlich auf. Ihr findet in ihr die Grundsätze entwickelt, die ich in hoffnungsreichen Tagen vor Euch ausgesprochen habe. Ich hoffe, Ihr werdet mich wieder erkennen. Ich bin hier derselbe geblieben, der ich bei Euch war. Nur in einem Stücke hat sich meine Ueberzeugung geändert. Ich bin der Republik näher getreten, insofern ich in ihr das unausbleibliche Schicksal Deutschlands und Europas erkenne. Stets habe ich die Republik als die einzige vernünftige Staatsform, als letztes Ziel des politischen Strebensb etrachtet. Gleichwohl bin ich weit entfernt, für die Republik mit wählbarem Oberhaupte unter jeder Bedingung zu schwärmen. Jetzt so wenig wie früher kann ich unbedingtes Vertrauen zu ihr fassen. Jetzt so wenig wie früher verkenne ich die Gefahren, mit denen sie die Freiheit bedroht. Ich

nenne sie Deutschlands, Europas unausbleibliches Schicksal. Das Königthum ist meinem Herzen noch heute werth. Das demokratische Königthum habe ich gern als zweckmäßige Brücke zur Republik, als heilsame Vorbildungsanstalt für dieselbe betrachtet. Doch, Brüder, woher sollen wir Könige nehmen, welche die Menschen lieben, die Völker achten, die Freiheit wollen und ihr heiliges Gesetz respectiren? Wo ist die Macht, die in den Fürsten die Herrschsucht, den stolzen Uebermuth, die Liebe zur Gewaltherrschaft, die Neigung zur Rechtsverachtung tödtet? Wo finden wir in Fürsten jene Seelengröße, jene Geistesgröße, welche der nothwendige Schmuck demokratischer Könige ist? Die Fürsten sind es, die uns der Republik entgegentreiben, und die Republik zur einzig möglichen Staatsform einer nicht fernen Zukunft machen. Unwiderruflich steht es geschrieben im Buche des Schicksals, — die Zukunft gehört der Republik! Die letzte, die allerletzte Entscheidung hat der November gegeben. Der November hat die Gruft der Könige vollendet. Meint Ihr, daß Haß gegen die Fürsten mich blende? Ich hasse die Fürsten nicht. Die Willkürherrschaft, die Monarchie von Gottes Gnaden, diese Mutter der Sünden und der Verbrechen, gleich verabscheuungswerth, ob sie mit der constitutionellen Schürze vom 5. December oder in nackter Blöße auftrete, hasse ich aus Herzensgrund, die Fürsten hasse ich nicht. Aber — seht sie an, diese Fürsten! Was seht Ihr? Nirgend Größe, nirgend Großartigkeit, nirgend Ehrfurcht Gebietendes, überall nur die ganz gewöhnliche, alltägliche, engherzige Selbstsucht, die sich bei ihnen in der Form der Herrschsucht darstellt. In der ganzen großen Zeit der Erhebung

auf den zahlreichen Thronen Deutschlands auch nicht ein Einziger, den der mächtige Geist der Zeit ergriffen, auch nicht ein Einziger, dem das Herz bei dem Gedanken an die Größe, die Herrlichkeit des einigen Vaterlandes höher geschlagen, der die Kraft in sich getragen hätte, seinen Vortheil, den Vortheil seiner Familie dem heiligen Vaterlande zu opfern. Nichts Traurigeres in unserer tiefbewegten Zeit, als der Blick auf Deutschlands Fürstenthrone! Die gewöhnliche diplomatische Klugheit, schlaues Passen auf günstige Gelegenheit, Entschlossenheit im engherzigsten Interesse, Muth der Rechtsverachtung, das sind die Fürstentugenden in unserer Zeit. Armes, armes Deutschland, wenn Du auf Fürstengunst und Fürstenliebe baust! Erbärmliches, verächtliches Deutschland, **wenn** Du darauf baust!

Wundert Ihr Euch, Freunde, daß das erste Wort, welches Ihr nach längerer Zeit wieder von mir vernehmt, nicht ausschließlich dem einigen Deutschland, der Arbeit der Herren von Frankfurt gilt? Mein Herz schlägt warm für des Vaterlandes Einheit, warm für das endliche Aufhören seiner Achtunddreißigfältigkeit. Auch zweifle ich keinen Augenblick, daß Deutschland einer großen Zukunft entgegengeht, daß es endlich die Stelle einnehmen wird, die ihm gebührt unter den Ländern Europas. Aber — an die Herren in Frankfurt habe ich nur kurze Zeit meine Hoffnung knüpfen können. Sie haben in Oesterreich und Preußen die Bajonette zur alten Macht gelangen lassen, haben dort wie hier den Fürsten treulich beigestanden in ihrem selbstherrlichen Streben und — nun wollen sie ein einiges Deutschland bauen? Ich sehe die Männer der Majorität an, wie sie sich abmühen,

Reden halten, in guter Hoffnung fort und fort die Hand legen an den Aufbau des einigen Deutschland, — wie sie selbst an das Gelingen ihres Werkes zu glauben scheinen, eine Kaiserkrone feil bieten, unterhandeln, Commissare schicken, — ich sehe sie an und — muß den Kopf schütteln und wieder schütteln. Diese Herren, die nicht einmal einen Schmerling durchschaut, oder die mit ihm unter einer Decke gespielt haben, diese Herren von Frankfurt sollten ein einiges Deutschland zurecht bauen? Nimmermehr! Vierunddreißig selbstherrliche Fürsten und — ein einiges Deutschland! Ein großartiger Gedanke, ein in seiner Wunderlichkeit merkwürdiger Gedanke! Er ist wahrlich nicht so „verwünscht gescheut," daß er die Versuchung beseitigen könnte, „ihn herzlich dumm zu nennen." Papier werden die Herren in Frankfurt finden, um eine deutsche Verfassung darauf zu schreiben, wie sie für die herrlichen Grundrechte Papier gefunden haben, — zur Wahrheit wird durch sie weder das Eine noch das Andere. Allerhand brauchbares und unbrauchbares Material werden sie zurecht zimmern für den Bau des einigen Reiches, — aufbauen werden sie es nicht, nachdem sie das Fundament des Baues sehr sorgfältig selbst zerstört haben. Einen Kopf werden sie finden, der sich den Schmuck der deutschen Kaiserkrone gefallen läßt, auch einen Magen, der die deutsch-kaiserliche Civilliste verschlingt, — einen deutschen Kaiser machen die Herren von der frankfurter Majorität in ihrem Leben nicht. Deutschland ist und bleibt zerbröckelt, bis — das deutsche Volk sich ermannt und das Jahr der Gnade Ein Tausend achthundert achtundvierzig zur Lehre nimmt. Wie die Herren in Frankfurt das Ihrige gethan haben, die

Freiheit des Vaterlandes zu untergraben, so haben sie das Mögliche gethan, des Vaterlandes Einheit für jetzt unmöglich zu machen.

Liebe Brüder! Nehmt die Schrift, wie sie vor Euch liegt, mit Nachsicht auf. Sie ist aus einem tiefbewegten, durch die Ereignisse des Tages vielfach gepeinigten und gefolterten Herzen geflossen. Ich weiß, daß ein solches Herz der schriftstellerischen Muse nicht hold ist. Allein ich weiß auch, — was vom Herzen kommt, das geht zu Herzen, und in unsern Tagen thut es mehr als je Noth, daß die Herzen erwärmt und ergriffen werden. Ich weiß, daß die Freiheit ihre Forderungen unverblümt aussprechen muß, daß es die höchste Zeit ist, das Verderbliche verderblich, das Teuflische teuflisch zu nennen. Wer aber in der Absolutmonarchie einen völlig geschlagenen, völlig überwundenen Feind erblickt, der hat vergessen, was die Bajonette in Oesterreich vollbracht, welches Gewicht sie in Preußen erlangt haben, wie es dort wie hier jetzt noch eine bewaffnete Macht gibt, die außerhalb des Volkes, über dem Volke steht; der sieht nicht, wie das alte Metternich-System in Oesterreich seinen Einzug längst gefeiert hat, wie in Preußen die Verfassung vom 5. December alle möglichen Bedingungen in ihrem Schooße birgt, dem traurigsten und unwürdigsten Scheinconstitutionalismus die Herrschaft zu sichern.

Mancherlei Widerwärtigkeiten, manche Schmähred wird die Schrift mir zuziehen. Das habe ich gewußt, ehe ich die Feder ansetzte. Allein ich habe es stets als Pflicht erkannt, rücksichtslos dem Triebe des Geistes zu folgen, wenn er sich als ein Geist aus Gott erwies, als ein Geist der Liebe, nicht der Selbstsuchte Ich habe stets getrosten Muthes gethan, was ich nicht

laſſen konnte, und Ihr, Freunde, werdet mir das Zeugniß nicht verſagen, daß Rückſichten auf perſönlichen Nachtheil mich nie auch nur einen Augenblick von Dem zurückgehalten haben, was ich als Pflicht erkannt hatte. Die Veröffentlichung der nachfolgenden Schrift ſteht vor meinen Augen da als heilige Pflicht. Sie ſoll für das Heiligſte und Göttlichſte kämpfen, was die Erde kennt, für demokratiſche Freiheit! Zu dieſem Kampfe iſt Jeder verpflichtet, der ein Fünkchen Kraft in ſich verſpürt. Auch das Schärflein der Wittwe war dem Herrn angenehm. Meint Ihr, daß meine Stellung als Prediger meine Thätigkeit auf ein anderes Gebiet hätte lenken ſollen? Ich bin Prediger. Ich bin es mit Leib und Seele. Die ganze, kräftige Liebe eines warmen Herzens gehört dem ſchönen Amte. Ich glühe für das Gottesreich, für den Eintritt chriſtlicher Gedanken ins Menſchenleben. Und weil dem ſo iſt, weil ich Prediger bin, weil meine ganze Kraft dem Reiche Gottes gehört, darum eben habe ich dieſe Schrift verfaßt und veröffentlicht. Iſt das Reich Gottes möglich, iſt ein wahres Chriſtenthum unter den Menſchen möglich, ſo lange die Monarchie „von Gottes Gnaden" die Menſchheit niedertritt und entwürdigt? Iſt Wahrhaftigkeit, iſt Liebe, iſt Treue, iſt männlicher Muth, Adel der Geſinnung möglich, ſo lange aus dem innerſten Weſen der Monarchie von Gottes Gnaden mit unbedingter Nothwendigkeit die Lüge, die Feigheit, die Selbſtſucht, der Verrath in die Menſchheit hineindringt? Können freie Gotteskinder leben unter den Huftritten der Despotie? Ich bin Prediger oder, wenn Ihr wollt, Paſtor. Als ſolcher ſoll ich Menſchen bilden zu Gliedern des Gottesreichs. Nun ſehe ich dem Wirken des Predigers gegenüber in der Monarchie

von Gottes Gnaden eine feindſelige Gewalt, von der ich weiß, daß ſie die ſchönſten Früchte der bildenden Arbeit vernichten will und vernichten muß, und ich handelte wider meine Pflicht, wenn ich mit aller Gewalt gegen dieſe feindſelige Macht kämpfe? Als Prediger ſoll ich Troſt ſprechen bei Schickſalsſchlägen. Nun erkenne ich den Feind deutlich, von dem das größte Elend über die Menſchen kommt, die hölliſche Macht, welche Thränen und Seufzer und Jammer ſäet in grauenerregender Menge. Sündige ich wider meine geiſtliche Pflicht, wenn ich gegen dieſe hölliſche Macht das geiſtige Schwert mit der ganzen Macht führe, die mir zu Gebote ſteht? Als Prediger ſoll ich für die geiſtige und ſittliche Erhebung des Menſchengeſchlechts in ſo weiten Kreiſen wirken, als mir irgend möglich iſt. Da ſteht nun vor mir die Monarchie von Gottes Gnaden, die vor hellen, klaren Augen ihre widerwärtigen Blößen unmöglich durch das Schafskleid einer rechtloſen Camarilla-Conſtitution verbergen kann. Ich ſehe deutlich, wie ſie die Erhebung des Menſchengeſchlechts zur abſoluten Unmöglichkeit macht, wie ſie den Menſchen ſittlich tiefer und immer tiefer hinabdrückt, wie unter ihrer Herrſchaft das Wirken in Jeſu Namen wohl hier und da in einzelnen Fällen leiblichen Erfolg haben, aber nimmermehr chriſtliche Geſinnung zur Herrſchaft bringen kann. Und ich verletzte die Würde meines Amtes, indem ich gegen dieſe widerwärtige Mißgeburt der heilloſeſten Verblendung kräftige Streiche führe? Nimmermehr! Wollt Ihr, daß das Reich Gottes komme, ſo kämpft vor allen Dingen für die bürgerliche Freiheit. Euer Declamiren und Raiſonniren, Euer Predigen und Lehren bleibt fruchtlos, Eure Kirchen werden nimmer Gottes-

häuser, nimmer Bildungsstätten für das Gottesreich, so lange die Menschen in tiefster Demuth vor Monarchen „von Gottes Gnaden" kriechen. Indem ich gegen monarchische Willkür und für gesetzliche Freiheit in ihrer einzig möglichen Form kämpfe, bin ich mir völlig bewußt, im Namen Dessen zu handeln, der gewollt hat: „werdet nicht der Menschen Knechte!"

Noch eine Frage habe ich auf dem Herzen. Wie steht Ihr zu dem Märzverein in Frankfurt? Dieser Verein ist das Verheißungsreichste, was die letzte Zeit gebracht hat. Schade, daß er nicht ein Märzverein, sondern ein Novemberverein ist. Jedoch auch so ihm aus vollem Herzen ein Glückauf!

Gott sei mit Euch, Freunde und Brüder! Seid männlich und seid stark! Steht fest in einer Zeit, in der die Erbärmlichkeit wieder das große Wort führt, in der alle Hof- und Stadträthe, alle Geheimräthe, alle General-Superintendenten und Pfaffen, alle engherzige und selbstsüchtige Philister neue Hoffnung schöpfen! Stehet fest! An Vorboten einer bessern Zeit fehlt es nicht. Das Regiment von Gottes Gnaden ist dem Untergange geweiht. Die Absolutmonarchie bricht zusammen, ob sie sich auch geschickt und schlau für den Augenblick in Windischgrätz, in Wrangel's Heeresmassen und in der potsdamschen Camarilla-Constitution vom 5. December leidliche Stützen verschafft hat. Sie bricht zusammen und die Freiheit, die demokratische Freiheit siegt! Das ist keine Frage. Die Zeit — steht bei Gott. Er sendet den Völkern seinen Geist!

Gott sei mit Euch! Er segne diese Schrift!

Bremen, 22. December 1848.

Dulon.

Vom Kampf um Völkerfreiheit.

Digitized by Google

I.

Abgötterei.

„Ihr ſollt nicht andere Götter haben neben mir!“ So hat der allmächtige Gott geſprochen zu den Menſchenkindern. Was hat er damit ſagen wollen? Ihr Menſchen ſollt euch nicht vor vergänglichen Creaturen in den Staub werfen; ſollt nicht vergänglichen Creaturen, nicht Dem, was Fleiſch iſt von eurem Fleiſch und Bein von eurem Bein, eine Ehre erweiſen, wie ſie nur dem allmächtigen, allweiſen und alliebenden Herrn der ganzen Welt gebührt; ſollt nicht in blindem Vertrauen euch der Willkür vergänglicher Menſchen preis geben, nicht durch hündiſche Demuth, durch hündiſches Schmeicheln und Speichellecken elenden Menſchen den Wahn einpflanzen, als wären ſie heiliger, beſſer, aus edlern Stoffen bereitet, als ihr Alle ſeid; ſollt nicht Menſchen mit göttlicher Macht umkleiden, nicht Menſchen eine Macht einräumen, die ſie nicht zu gebrauchen wiſſen; ſollt euch nicht gebährden, als hinget ihr von der Gnade eines erbärmlichen Menſchen ab, als könnte ein elendes Menſchenkind über das Glück eures Lebens verfügen; ſollt euch dreiſt und frei neben die Höchſten und Mächtigſten, neben Kaiſer und Könige ſtellen, und keinen

Augenblick vergessen, daß sie essen und trinken, schlafen und wachen, heirathen und Kinder zeugen, leben und sterben grade so wie ihr Alle, und nur soweit besser sind, als der geringste Bettler, soweit sie sich über ihn erheben durch geistige Tüchtigkeit und sittliche Würde. Gewiß, das hat der allmächtige Gott sagen wollen mit seinem Wort. Hat er es doch nicht blos zu den Juden, sondern auch zu uns gesprochen. Ja, in den Stürmen unserer Tage hat mit gewaltigerer Kraft als je sein Wort an die Herzen geschlagen: Ihr sollt nicht andere Götter haben neben mir!

Die Menschen haben es mit diesem Gebote Gottes grade ebenso gemacht, wie mit den meisten andern. Sie haben es ad acta gelegt. Sie haben es nicht befolgt, nicht beachtet, kaum seinen Sinn verstanden. Oder wie, haben blos die Juden um das goldene Kalb getanzt? Haben blos Griechen und Römer in geheuchelter Demuth ihren Göttern Weihrauch gestreut? Haben blos die alten Deutschen in heiligen Hainen Opfer geschlachtet? Nein, wahrlich nein! Zu allen Zeiten haben die Menschen ihre Götzen gehabt. Aber, deutsche Männer, die schmachvollste, die empörendste Abgötterei haben wir getrieben. Wir haben Theil genommen an einem Götzendienst, der um Vieles greulicher war, als die Götzendienste aller Juden und Heidenvölker zusammengenommen. Wir haben goldene Kälber umtanzt, uns in den Koth geworfen, haben Weihrauch gestreut und Opfer geschlachtet trotz unserer hochgerühmten Christlichkeit, unserer vielbesprochenen Aufklärung und Freisinnigkeit. Wir haben uns so unsinnig gebährdet, haben uns dabei so überklug benommen, uns so gerühmt und aufgespreizt, daß vernünftige Beobachter hätten rasend werden müssen über

die heillose Verblendung, die greuliche und grundlose Entartung der erbärmlichen Menschenkinder. Deutsche Männer, kennt Ihr einen Götzendienst, der heillofer schimpflicher, verderblicher gewesen wäre, als der, den wir mit unsern Königen und Fürsten getrieben haben?

Wie, Götzendienst mit Königen und Fürsten? Sagt nicht die Schrift: ehret den König? Schärft sie uns nicht ein: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet? Gewiß thut sie das und sie thut recht daran. Auch wenn sie es nicht thäte, würden wir wissen, daß wir Könige und Obrigkeiten ehren und als vernünftige Menschen vernünftigen Gesetzen gehorchen müssen. Oder willst Du Gesetzlosigkeit, Aufruhr, Mord und Todtschlag? Soll Jeder nach seiner Laune handeln können, jeder aufgeblasene Dummkopf der Obrigkeit Hohn sprechen, Gesetz und Recht verachten dürfen? Willst Du einen Krieg Aller gegen Alle, Auflösung aller heiligen Bande, Umsturz aller Schranken, ohne welche Menschenglück und Völkerwohlfahrt nicht gedeihen kann? Willst Du allgemeine Knechtschaft? Mein Freund, was den Menschen zum Menschen macht, das Leben beglückt und adelt, die Menschheit erhebt und ihrem göttlichen Berufe näher führt, das Alles kann nur da gedeihen, wo Obrigkeiten bestehen und ihre Vertreter geehrt und geachtet werden. Laß Dich nicht irren! Geht es Dir jetzt nicht wohl, — bricht das Ansehen der Obrigkeit zusammen, so bist Du gewiß ein verlorener Mann. Dein Leben, Deine Habe, Deine Arbeit, das fröhliche Gedeihen Deiner Kinder ist nur gesichert unter dem Schirme der Obrigkeit. Ackerbau, Fabrikwesen, Handel, Kunst, Wissenschaft, Alles, was Dir lieb und werth ist, was dem leiblichen und geistigen Bedürfniß des rohen wie des hochgebildeten Menschen

abhilft, Alles bricht zuſammen, wenn Jeder befehlen und Keiner gehorchen will. Alſo — ehret den König, ſeid unterthan der menſchlichen Ordnung um des Herrn willen, — das ſteht feſt. Allein das ſteht auch feſt: einen greulichen Götzendienſt hat unſere Zeit mit Königen und Obrigkeiten getrieben! Möchte er für alle Ewigkeit verbannt ſein in den unterſten Grund der Hölle! Dahin gehört er.

Wie haben die Menſchen ſich weggeworfen vor ihren Königen und Gewaltigen! Deutſche Menſchen, die ſich einbildeten, Stammgenoſſen Hermann's, Nachkommen der alten freiheitſtolzen Germanen zu ſein, wie haben ſie ſich weggeworfen, wie ſich entwürdigt zu feilen Menſchenknechten! Wie war es vor den Märzſtürmen dieſes geſegneten Jahres? Wo ein König erſchien, da ſtand Alles in ſchweigender, zitternder Ehrfurcht. Wo er zürnte, erbebten die Scharen. Wo er winkte, ſtürzten Tauſende in den Staub. Keine Stimme, kein Blick, kein Athemzug war frei, wenn der Gewaltige in der Mitte ſeiner Sclavenbanden ſtand. Nicht die Hochachtung, die der freie Mann willig dem Verdienſte zollt, nicht die Ehrerbietung, die der freie Bürger dem freien Könige darbringt, nein, die zitternde Furcht des Knechts, die Selbſtentwürdigung des feigen rechtloſen Sclaven ſprach in dem Verhalten der Unterthanen gegen ihre Fürſten ſich aus. Wie gebährdeten ſich die Maſſen, wenn der Gnädige oder Ungnädige die Provinzen ſeines großen oder kleinen Reichs heimſuchte! Zu Tauſenden ſtrömten ſie zuſammen, alle Wege und Stege wurden umlagert, Ehrenpforten wuchſen aus der Erde hervor, ganze Städte hüllten ſich in Blumengewinde und Eichenkränze, Jungfrauen in weißen Kleidern, Lobgedichte, Illuminationen und

was ſonſt der ſchmeichelnde Aberwitz zu erſinnen wußte, begrüßte in demüthigſter Unterthänigkeit den erhabenen Herrn des Landes. Aus dem lieben Herrgott wurde nicht halb ſo viel gemacht. Und die maßloſen Ehrenbezeugungen wurden nicht etwa Dem dargebracht, der ſich als Wohlthäter ſeines Volks bewährt, ſich um das Vaterland hohe Verdienſte erworben, durch geiſtige Kraft, durch Seelengröße, durch Selbſtbeherrſchung, durch ein dem Volksglück geweihtes Leben ſeinen Namen in die Herzen der Unterthanen eingegraben hatte, nein, dem Verdienſtloſeſten, dem herriſchen Bedrücker, dem wüſten Verſchwender, dem ausſchweifenden Wüſtlinge, dem von Stolz und Herrſchſucht Aufgeblaſenen wurden ſie geweiht! So tief war das Volk geſunken! So unſinnig verherrlichte es ſeine Götzen. Und klingen Euch die ſchamloſen Lobeserhebungen nicht noch in die Ohren, welche die Fürſten in den Himmel erhoben? Tadeln durfte man ſie nicht, das war bei ſchwerer Strafe und höchſter Ungnade verboten. Aber loben durfte man ſie, und der Himmel weiß, in welchem Uebermaße der gute Michel von dieſer Erlaubniß Gebrauch gemacht hat! Was bei andern Menſchenkindern kaum der Rede werth ſchien, das wurde den Fürſten wie ein non plus ultra angerechnet. Was bei dem Bürger einfach Pflicht und Schuldigkeit hieß, das war bei den Fürſten ein übermenſchliches Verdienſt. War ein Gewaltiger nicht gar zu faul, ſo poſaunten alle Zeitungen von ſeinen Anſtrengungen zum Heile des Volks. War er nicht übermäßig liederlich, ſeine Hurenwirthſchaft nicht zu ſcandalös, ſo gab's keinen keuſchern, enthaltſamern Menſchen. Ging ſeine Verſchwendung nicht über alles Maß hinaus, vergeudete er den Schweiß ſeiner devoten Unterthanen nicht auf das Allerempö-

rendſte, ſo war des Rühmens kein Ende. Und that er einmal wirklich Etwas, was Lob verdiente, — hilf Himmel, welch' ein Wortſchwall, welche Phraſen, welche maßloſe Uebertreibung! Freunde, habt Ihr das nicht Alles erlebt? Spreche ich nicht blos aus, was Ihr mit Augen geſehen habt? Riß uns der Allergnädigſte den Kopf nicht ab, ſpuckte er uns nicht ins Angeſicht, trat er uns nicht mit Füßen, ſchlug er uns nicht mit Fäuſten, dann erſtarben wir in tiefſter Devotion und prieſen die hohe Gnade. Im Jahre 1840 beſtieg Friedrich Wilhelm IV. den Thron ſeiner Väter. Man wußte im Grunde nicht allzuviel von ihm. Man kannte einige gute und einige ſchlechte Witze, die er gemacht hatte. Man wußte, daß er eine gute geiſtige Begabung in einer ohne öffentliches Ärgerniß durchlebten Jugend leidlich benutzt und eine vielſeitige künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Bildung ſich zu eigen gemacht hatte. Allerdings — viel für ſeinen Stand! Ein Prinz, der nicht liederlich geweſen, ein Prinz, der etwas Tüchtiges gelernt hatte, welch' eine Seltenheit! Zwar knüpfte ſich an ſeine Vorliebe für das Junker- und Pfaffenthum, an ſeine Begünſtigung der heilloſeſten Muckerei manche Befürchtung. Zwar ſchlug er die Hoffnung wahrhaft freier, volksthümlicher Entwickelung gleich in den erſten Tagen ſeines Regiments kräftig nieder. Zwar offenbarte ſich's bald genug, welcher ungeheure Herrſcherſtolz ihn beſeelte, welche hohe Gedanken von der Schrankenloſigkeit der Fürſtenmacht ihn erfüllten, wie er von der Ehrfurcht, die der verſtändige Regent einem erleuchteten Volke ſchuldig iſt, von den heiligen und unverjährbaren Rechten ſeines Volks kaum eine Ahnung, am allerwenigſten aber die rechtſchaffene Abſicht hatte,

das gebrochene Wort seines Vaters einzulösen. Das that nichts zur Sache Eine wahre Sündflut von Lobeserhebungen in Versen und in Prosa ergoß sich über den armen Mann. Und je mehr es sich offenbarte, daß er gern in einer Wolke von Weihrauch athmete, desto großartiger, desto unverschämter wurden die Lobhudeleien, ward die Vergötterung des Mannes, der nicht einmal Zeit gehabt hatte, sich als König Verdienste zu erwerben. Wahrlich, die Zeitungsliteratur aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's IV. ist classisch. Willst Du loben, schamlos loben lernen, so studire sie. Als ob ein kleiner Herrgott sich auf Preußens Thron niedergelassen, ein neuer Heiland zur Gründung eines neuen Paradieses sich angeschickt hätte, als ob in ihm ein Mensch gekommen wäre, der durch die Überfülle seiner erhabenen Eigenschaften die Ehre des entarteten Menschengeschlechts zu retten berufen wäre: so sprach man über Friedrich Wilhelm IV. Merkt wohl, so sprach man in den ersten Jahren seines Regiments! So sprach man damals, als er des Sporns bedurfte, sich durch treue Pflichterfüllung, durch Verdienste auf Lob und Hochachtung und Verehrung Anspruch zu erwerben, als er die Liebe und das Vertrauen seines Volks erst suchen sollte! Doch — das ist nicht das Ärgste, was unsere Zeit erlebt hat. Friedrich Wilhelm IV. schien wenigstens ein sittlicher Charakter, ein liebenswürdiger Mensch, ein Mann, der Gedanken hatte und für Ideen empfänglich war, der, wäre ihm die Kraft verliehen gewesen, das Otterngezücht der Schmeichler und die Schlangenbrut der Heuchler von seinem Angesicht zu verbannen, vielleicht etwas Tüchtiges hätte leisten können. In Hannover war Ernst August König. Er

war ein alter Mann. Ein langes Leben lag hinter ihm, ein Leben, das in großen Verhältniſſen ſich bewegt hatte. Und das lange Leben des Prinzen hatte nichts aufzuweiſen, was man des Rühmens und Lobens werth gehalten hätte. Man ſprach Manches über die Königliche Hoheit. Gutes, Edles, Ruhmwürdiges nicht, Nichts, was eine tüchtige Geſinnung, einen edlen und großen Charakter offenbart hätte. Da wird er König. Sein erſter Schritt als König iſt eine offenbare Rechtsverletzung. Er ſtößt eine Verfaſſung um, die zu Recht beſtand, die ſeiner Anerkennung nicht bedurfte. Er machte ſich einer That ſchuldig, die man an einem andern Menſchen als Hochverrath, als Landesverrath mit dem Beile geſühnt haben würde. Er lebt wie früher. Die ſchmachvollen Jagdgeſetze, die das Leben eines Haſen höher ſtellten als ein Menſchenleben, finden in ihm einen eifrigen Vertreter, die Vorrechte des hohen Adels, die ſchmählichen, das Volksbewußtſein empörenden Vorrechte, einen ſorglichen Beſchützer. Er iſt ein alter Mann, der ſich's wohl ſein läßt. Von Erfüllung der Volkswünſche, von ſegensreichen Umgeſtaltungen, von weiſen, zeitgemäßen, durchgreifenden, das Volk erhebenden Einrichtungen hört man nichts. Das ſchadet nichts. Er iſt König und weil er König iſt, ſo iſt in ihm die Fülle der menſchlichen Herrlichkeit. Man rühmt, preiſt, erhebt ihn. Was nur irgend von Rechtlichkeitsſinn, von Wohlwollen, von Menſchenfreundlichkeit zeugt, wird ausposaunt, an die große Glocke geſchlagen, gerühmt als unvergleichliche Königsthat. Die Vergangenheit iſt vergeſſen, und — das Volk betet ſeinen Götzen an. Das Großartigſte in dieſem Genre hat Bayern geliefert. König Ludwig war ein ſchlechter Dichter

und trotz seiner deutschthümelnden Redensarten ein noch schlechterer König. Er war ein Mann, der die Rechte seiner Unterthanen mit Füßen trat. Protestantische Soldaten zwang er, vor der geweihten Hostie in der Hand des katholischen Priesters niederzuknieen. Die flehentlichen Bitten um Aufhebung des empörenden Gebots verachtete er im frechsten Uebermuthe. Den hülfsbedürftigen Protestanten seines Landes verbot er, die Unterstützung anzunehmen, welche der Gustav-Adolph-Verein ihnen darbot. In jeder Hinsicht übte er, der katholische Fürst, gegen freisinnige Protestanten den schmählichsten religiösen Druck aus, die deutlichsten, klarsten Gesetze seines Landes verhöhnend. Durch seinen Minister Abel knechtete und knutete er in heiterster Laune sein demüthiges Bayern. Eine wahre Stickluft lag auf dem schönen Lande. Jeder Mann, jeder Mensch mußte sich empört fühlen. Alle Bitten, alle Vorstellungen seiner Unterthanen sind vergeblich. Er hört und sieht nicht. Da kommt eine Tänzerin ins Land, Lola Montez mit Namen. Und siehe, die Reize der Tänzerin rühren des Königs Herz, und was die flehentlichen Bitten, die Wünsche und Seufzer der Millionen nicht vermocht hatten, das gelingt der — Tänzerin. Ihrem Wort gehorcht der König. Sie erlöst das Bayernland, verjagt den Abel, gibt den Protestanten ihr Recht. Und die Bayern — schämten sie sich, daß eine Lola Montez zu ihrer Rettung kommen mußte? Wurden ihre Wangen purpurroth über ihre Schmach? Nicht also! Sie jubelten und frohlockten. Wo der König sich sehen ließ, da flog ihm sogenannte begeisterte Liebe in hellen Haufen an den Kopf. Von seiner hohen Weisheit, seiner überschwenglichen Gerechtigkeit, seiner maßlosen Liebe,

ſeinen unſterblichen Verdienſten um das Vaterland faſelten ſelbſt „freiſinnige“ Blätter! Man hätte im edlen Zorn die Bayern ins Angeſicht ſchlagen können. Was hinderte ſie, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen ehe die Lola kam? Was hinderte ſie, eigenhändig den Abel zum Lande hinaus zu jagen und den König, wenn er ſeine Pflicht nicht thun wollte, hinterher zu ſchicken? Was ſie hinderte? Die ſchändliche Abgötterei erbärmlicher Menſchen, die in dem Fürſten, auch wenn er ſich ſelbſt ſchändet und gegen die Pflicht frevelt, ein geheiligtes Weſen ſieht; die ſchändliche Abgötterei, der die theuerſten, koſtbarſten Rechte von Millionen als unbedeutend erſcheinen gegen das angemaßte Recht eines Götzen; die es ganz in der Ordnung findet, wenn Millionen elend ſind, Millionen niedergetreten werden, in Millionen aller edle Muth, aller Mannesſinn, alle Freudigkeit, alle Selbſtachtung erdrückt wird, wenn nur der Eine, nur der allverehrte Götze ſich behaglich in der Befriedigung aller möglichen Herrſchergelüſte dehnt und ſtreckt. Freunde, es iſt gewiß nothwendig, daß der Bürger die Rechte des Königs und jeder Obrigkeit ehrt und heilig hält, die Rechte, welche in dem vernünftigen Bewußtſein begründet und von den Vertretern des Volks anerkannt und zugeſtanden ſind. Aber es iſt Zeugniß gemeiner, niedriger Geſinnung, über angemaßte Rechte übermüthiger Herrſcher die heiligen Rechte des Volks zu vergeſſen. Es iſt Aberwitz, ruhig zu dulden, daß Millionen leiden, darben, nach vernünftiger Freiheit vergeblich ſich ſehnen und über das niedergetretene Menſchenrecht jammern, während einige Herrſcherfamilien im ſüßen Jubel dahinleben und ſich gebährden, als wäre der Reichthum der ſchönen Gotteserde nur für ſie da, als ſprudelten nur für

ſie die überreichen Quellen der Freude und des menſchlichen Genuſſes. Es iſt Unſinn, es iſt der höchſte Grad der unſeligſten Abgötterei, einen Menſchen höher zu ſtellen, als Millionen, dem Einen alle möglichen Rechte zuzugeſtehen und die Rechte der Millionen gleich Null zu achten. So iſt es geweſen im lieben deutſchen Vaterlande, bis die Märzſonne ihre heiligen Strahlen ſandte. Die Nachkommen Hermann's, der freiheitſtolzen Germanen beteten in ſchweigender Demuth ihre Götzen an. Und erhob ja einmal ein Mann ſeine Stimme gegen Fürſtenübermuth, mahnte er an das Volksrecht und die verachtete Regentenpflicht, ſofort wurde Zeter geſchrien über den Verwegenen. Die Heuchler und Schmeichler ſcharten ſich zuſammen, umgaben ſchützend in pflichtſchuldiger Liebe und unterthäniger Verehrung den gefährdeten Götzen. Wer an Fürſten laut und öffentlich das Gemeine gemein, das Niederträchtige niederträchtig zu nennen wagte, mußte für ſein Leben zittern. Ja, ſo ſcheußlich war es in den deutſchen Landen geworden, daß man von den Fürſten gar nicht mehr in gewohnter Menſchenweiſe ſprechen durfte. „Er war ein achtungswerther Mann! Er hat ſeine Pflicht gethan! Er hat manches Gute geleiſtet!" Solche Worte galten nicht, wenn von Fürſten die Rede war. Sie waren zu gewöhnlich, zu ordinär. Sie waren gut genug für gewöhnliche Menſchenkinder. Die Lobſprüche der Fürſten mußten auf Stelzen gehen und in dichteriſcher Ueberſchwenglichkeit auftreten. Die unermeßlichen Verdienſte Sr. Majeſtät, die erhabenen Tugenden des königlichen Herrn, die tiefe Weisheit u. ſ. w., das war das Wenigſte, auch wenn man ſich vergeblich nach den Verdienſten und Tugenden umſah, vergeblich die Spuren der Weisheit ſuchte. Und dieſe

Redeweiſe ging über auf die Fürſtendiener, auf Miniſter, Präſidenten u. ſ. w, Eine mit der Excellenz oder mit dem Geheimenrath begnadigte Creatur konnte der engherzigſte Ariſtokrat, der einfältigſte Dummkopf, der verdienſtloſeſte Selbſtling von der Welt ſein, das ſchadete nichts, ſie hatte hohe Verdienſte um das Vaterland, und ganze Provinzen poſaunten ihr Lob aus. Wahrlich, urtheilte man nach den Arkikeln der privilegirten und cenſirten Zeitungen, ſo mußte man glauben, der liebe Gott habe ſeine Engel und Erzengel zu Fürſten, Miniſtern und Präſidenten beſtellt. So ausgezeichnet, ſo über alles Lob erhaben, ſo über alle Begriffe verdienſtvoll waren die Majeſtäten, Hoheiten und Excellenzen, ſo über die Maßen ſegensreich war ihr Wirken. Man merkte freilich im gewöhnlichen Leben wenig von den Verdienſten, dem ſegensreichen Wirken. Die Staaten wurden erbärmlich verwaltet, das öffentliche Wohl wurde untergraben, für die Erhebung der Völker wurde nichts gethan. Was hier oder dort Heilſames erſtrebt wurde, das blieb unter dem Drucke der Despotie ohne ſegnenden Erfolg. Das iſt wahr, aber — Eins muß zugeſtanden werden: bezahlen ließen ſich die Herren vom Regiment, die Herren Könige und Fürſten, als hätten ſie Engelverdienſte. Sollte die Menſchheit eines guten Tages vernünftig werden, ſie würde ſich entſetzen über die grauenhaften Summen, welche die Fürſten verpraßt und vergeudet haben, ſie würde lachen über die dummen abgöttiſchen Völker, die ſo gutwillig den gekrönten Götzen ihr Herzblut und ihren Schweiß zum Opfer dargebracht haben. Millionen verſchlingt eine einzelne Familie! Selbſt Regenten kleiner Länder und Ländchen gebrauchen Hunderttauſende, ſich zu kleiden und zu ſättigen! Und die guten,

demüthigen Völker finden das ganz in der Ordnung. Sie begreifen gar nicht, wie man das tadeln könne. Zwar — sie sehen die Noth vieler Millionen sogenannter Brüder. Sie sehen, wie das Leben Unzähliger ein ununterbrochener Kampf mit dem Hungertode ist, wie ein großer Theil der unterthänigen Seelen vor lauter Elend nicht einmal zur Ahnung der geistigen Herrlichkeit des Menschen gelangt. Sie sehen, wie in den Zeiten gesegneter Ernten und in den Ländern der Fruchtbarkeit und des Gewerbfleißes viele Hunderte im buchstäblichen Sinne des Worts in Hunger und grauenhaftem Elend umkommen. Das befremdet sie nicht und alterirt sie nicht. Es ist ja ganz natürlich. Es kann ja nicht anders sein. Die Fürsten müssen Millionen verjubeln. Dafür sind sie Fürsten. Dafür müssen die Unterthanen steuern. Im Jahre 1845 drang der fürchterliche Nothschrei der unglücklichen Weber des schlesischen Riesengebirges zum erstenmale weithinaus über die heimatlichen Berge. Das Herz zitterte. Das Haar sträubte sich bei der Schilderung der gräßlichen Noth. Nur ein Gedanke konnte Raum finden im Herzen des menschlich Fühlenden: Hülfe, gründliche Hülfe den Unglücklichen! Zur selbigen Zeit eilte Seine Majestät von Preußen auf den Flügeln der Galanterie nach dem Rhein, der Königin Victoria von England über die Maßen glänzende Feste zu geben. Diese Feste kosteten unermeßliche Summen, die Tausende der bleichen Jammergestalten in Schlesien in den Himmel versetzt hätten. Das fanden die guten Preußen sehr schön. Sie freuten sich, daß ihr König so schöne Feste geben konnte. Für die armen Weber fiel auch wohl ein Brocken ab. Außerdem — sie waren ja nur Weber, der König aber — nun, der war ein

König und die Königin war eine Königin, da ging's gar nicht anders, da konnte es auf eine Million nicht ankommen. Heillose Verblendung! Heillose Dummheit elender Götzendiener! Müssen die Fürsten so große Summen vergeuden, während Elend und Armuth die Fülle im Lande ist? Müssen sie Millionen haben und Hunderttausende? Müssen sie, die Einzelnen, den achten, zehnten, zwölften Theil sämmtlicher Staatseinnahmen für sich in Anspruch nehmen? Ihr sagt: sie werden viel von Bittenden heimgesucht, müssen bei Landescalamitäten viel thun, müssen die Kunst befördern und Künstler unterstützen! Gut, — setzt doch für solche Zwecke bestimmte Summen aus und überlaßt ihre Verwendung den Fürsten und verantwortlichen Ministern. Gebt auch den Fürsten so viel, daß sie selbst anständig und sorgenfrei leben und dabei Gutes thun und Künstler unterstützen können, so weit es von einem Einzelnen billig verlangt werden kann. Aber die ungemessene Pracht in den zahlreichen Schlössern, diese Unzahl reich besoldeter, nichtsthuender Bedienten, Lakaien, Kammerherren, Adjutanten, Kutscher u. s. w., diese bodenlose Verschwendung bei den Festen, diese Reisen, dieses Leben alle Tage in Herrlichkeit und Pracht, dieses grenzenlose Vergeuden nach allen Seiten hin, — muß das sein, ist das heilsam, dem öffentlichen Wohl förderlich? Gehört das zum Wesen des Königthums, des fürstlichen Staates? O, dann wäre der Fürst die größte Landescalamität und wir müßten bitten und beten: Herr, erlöse uns von dem Uebel! Wir haben eine höhere Vorstellung von der Würde des Königthums. In unsern Augen ist das königliche Amt ein hohes, ein erhabenes, weil es überreiche Mittel zum Segnen und

Beglücken darbietet. In unſern Augen werden die Fürſten erſt dann ehrwürdige Perſonen werden, wenn ſie ſich mit dem zwanzigſten Theile ihres jetzigen Einkommens begnügen und die übrigen neunzehn Zwanzigſtel im Seckel des Bürgers und des Bauern laſſen. Und ſo lange Du, lieber Leſer, nicht ähnlich urtheilſt, ſo lange Du es recht und gut findeſt, daß die Fürſten bis über die Ohren in Schweiß und Blut des Bürgers und Bauern ſich baden, ſo lange werde ich Dich der heilloſeſten Abgötterei anklagen.

Wie tief doch dieſe Abgötterei in dem guten Deutſchen Wurzel geſchlagen hat! Der gute Deutſche iſt aufgewacht aus dem politiſchen Todesſchlafe. Der faule Michel iſt zum Bewußtſein ſeiner Kraft gelangt. Er fühlt es, er weiß es, anders muß es werden, bleiben kann es ſo nicht mit den Fürſten. Doch welche Zaghaftigkeit den Fürſten gegenüber! Die bürgerlichen Verhältniſſe ſind tief erſchüttert. Handel und Wandel ſtocken. Schwere Opfer muß der Bürger bringen. Sein Wohlſtand wankt. Armuth droht. In Alledem findet man nichts Außerordentliches, nichts eben Ungebührliches. Aber geht es an die Rechte der Fürſten, die ſogenannten Rechte, — welches Entſetzen, welches Schreien über unerhörte Anmaßungen! Die Rechte der Völker ſind durch Jahrhunderte niedergetreten, — jetzt ſoll das Recht der Fürſten beſchränkt, auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt werden, welches Schwanken und Zagen, welches Sorgen und Fürchten! Als ſollte dem lieben Herrgott das Regiment gelegt werden, ſo gebährden ſich die Tauſende. Sie wollen ein einiges, großes, mächtiges Deutſchland. Aber das einige, große und mächtige Deutſchland duldet nicht 34 ſelbſtherrliche Fürſten. Die Fürſten müſſen von

ihrer Selbſtherrlichkeit das beſte Stück opfern. Das ſieht jedes Kind ein. Jedes Kind ſollte einſehen, daß es auf Einzelne, auf einige Fürſtenfamilien gar nicht ankommen kann, wenn es ſich um das Wohl von vierzig Millionen, um das Glück, die Blüte eines großen, mächtigen Landes handelt; daß der Einzelne, und wäre er der größte König, ohne Weiteres ſich fügen muß, wenn das Heil der Millionen es fordert. Aber nein! Die großen Staatskünſtler ſehen das nicht ein. Die Völker werden verrathen, die Fürſten geſchützt! Der Fürſten Herrſcherluſt iſt das höchſte Geſetz. Ob Deutſchland mit Blut gedüngt, das Lebensglück von Tauſenden gebrochen, die Hoffnung von Millionen untergraben wird; ob dieſe große Zeit ohne Segen, ohne Gewinn für die gemißhandelten Völker vorübergeht, ob für die Zukunft eine Drachenſaat geſäet wird, — das Alles iſt nicht von Belang. Die Herren Fürſten ſind das Factotum. Jeder ſieht, daß Opfer gebracht werden müſſen. Jeder weiß, daß ſich die Völker auf die Dauer nicht dazu verſtehen können und werden, das Nothwendigſte ſich abzudarben, um den Herren Fürſten ein Leben in Saus und Braus zu ſichern. Aber Alles ſchweigt. Alles betrachtet die fürſtlichen Millionen mit Ehrfurcht. Der Abgeordnete Schoder ſtellte in Frankfurt einen außerordentlich beſcheidenen Antrag auf Herabſetzung der Civilliſten. Entſetzlich! Die Majorität der Nationalverſammlung deutſcher Nation will ſich kreuzigen und ſegnen! Der beſte Hofhund hätte die fürſtlichen Schatzkammern nicht beſſer bewachen können, als die Majorität der Nationalverſammlung deutſcher Nation! Sie läßt den Schoderſchen Antrag glänzend durchfallen und — die deutſchen Völker ſehen ſich verwundert an und fragen:

was will das werden?! Noch in diesen Tagen wagt man in dem kleinen Oldenburg, einem Ländchen von 118 □ Meilen mit circa 270,000 Einwohnern, für den Herzog ein jährliches Einkommen von 180,000 Thalern zu fordern! Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ein jährliches Einkommen von 40—50,000 Dollars. Sollte der Großherzog des kleinen, kleinen Oldenburg wirklich so außerordentlich viel mehr gebrauchen, als der Präsident des gewaltigen Nordamerika? Das kleine Würtemberg, 360 □ Meilen, hat für seine königliche Familie seit 1807 über 27 Millionen Gulden verausgabt! Wahrlich, guter Michel, Du hast „theure" Fürsten.

Wehe den Götzen wie den Götzendienern!

Ehret die Fürsten, wie ein Mann den Mann, ein Mensch seinen Mitmenschen ehrt. Die Fürsten sind vielleicht nothwendig, nothwendige Uebel, aber doch vielleicht nothwendig. Ehret sie, so lange Ihr sie duldet. Aber vergeßt nicht, daß sie Euch auch ehren, Eure Rechte respectiren und heilig halten müssen. Vergeßt nicht, daß es eine Zwangspflicht der Liebe und des Vertrauens nicht gibt. Liebe und Vertrauen wollen erworben und gewonnen sein. Nur der Heuchler spricht von Liebe und Vertrauen, wo das Verdienst und die Liebenswürdigkeit fehlt. Ehret die Fürsten, liebet sie, vertrauet ihnen! Aber nicht, weil sie Fürsten sind, sondern wenn sie als Fürsten tüchtige, achtungswerthe Menschen sind, die durch die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, durch die Werke ihres Lebens Ehre, Liebe und Vertrauen verdienen. Vor allen Dingen vergeßt nicht, daß sie Menschen sind, grade so wie Ihr seid, aus demselben Stoff bereitet, mit denselben Bedürfnissen und Fähigkeiten ausgestattet wie Ihr.

Ihr Magen iſt nicht größer, als Euer Magen, ihre Haut nicht empfindlicher, als Eure Haut, ihre Weisheit nicht größer, ihre Tugend nicht feſter, als die Eurige. Wohl aber haben ſie größere Neigung zum Stolz, zum Uebermuth, zum blinden Selbſtvertrauen, zur maßloſen Befriedigung ſinnlicher Lüſte, als die meiſten andern Menſchen. Sie ſind zu bedauern. Von früher Jugend an mit Allem umgeben, was ihr Herz verlangt, an die Befriedigung aller möglichen Lüſte und Bedürfniſſe gewöhnt, haben ſie in der Regel den Kampf mit der eigenen Luſt, den Kampf mit dem Schickſal, den ſtärkenden, ſtählenden, den Charakter bildenden und die Geſinnung adelnden Kampf mit Widerwärtigkeiten und Entbehrungen kaum kennen gelernt. So ſind ſie leichter der Sünde Beute, leichter ſittlich unfreie, ſchwache, träge Menſchen, als die, deren Herren und Meiſter ſie ſein wollen. Fallt Ihr nun vor ihnen nieder wie vor Götzenbildern; vergeßt Ihr es, ihnen gegenüber Eure Würde zu behaupten; überſchüttet Ihr ſie mit unverdienten Lobſprüchen; ſchwatzt Ihr ihnen ununterbrochen vor von der Heiligkeit ihrer Herrſcherrechte, anſtatt ſie nachdrücklich zu mahnen an die Heiligkeit der Volksrechte; gebt Ihr ihnen in Uebermaß Geld und Gut in die Hand: nun wohl, ſo ſeid Ihr die Teufel, die ſie zu den erbärmlichen Menſchen machen, als welche ſie uns in der Regel entgegentreten; ſo ſeid Ihr die Unholde, denen der Fluch der Fürſten wie der Völker gebührt!

Wehe den Götzen wie den Götzendienern!

II.

Absolute Monarchie.

Zu den unheilvollsten Ausgeburten menschlicher Thorheit, zu den verderblichsten Gestaltungen auf dem Gebiete des Völkerlebens gehört die absolute Monarchie. Die absolute Monarchie ist der absolute Wiedersinn. Sie macht die Erreichung des Zweckes, den jeder staatliche Verband haben soll, zur Unmöglichkeit. Nicht geistige und sittliche Erhebung des Menschen, nicht Gesetz und Recht, nicht Glück und Wohlstand, nein nur Unheil und Verderben, nur Gewalt und Frevelthat kann gedeihen, wo sie auf den Menschen mit ihrem Bleigewicht lastet. Nach Zeiten der gewaltigen Aufregung, der Erschütterung aller bürgerlichen Verhältnisse, als Uebergang aus einer Zeit der Allgewalt adliger Grundherren über niedergetretene Leibeigene kann sie einen Moment wie das Gift im kranken Körper von Nutzen sein, um hinterher in desto reichern Strömen die ganze Fülle ihres Verderbens zu ergießen.

Jedes Gemeinwesen wird getragen durch zwei Gewalten: die gesetzgebende und die gesetzvollstreckende Gewalt. Die absolute Monarchie legt beide Gewalten in die Hand eines einzigen Menschen. Nicht in die Hand des Tüchtigsten und Besten, sondern in die Hand Dessen, den der Zufall der Geburt zum Monarchen gemacht hat. Sie ist gleichbedeutend mit Despotie, hat gleichen Werth mit einer Sultanswirthschaft. In der Despotie ist der jedesmalige Wille des Sultans das

höchste Gesetz. In der absoluten Monarchie ist es im Wesentlichen nicht anders. Mag der absolute Monarch einzelne Formen zu beobachten haben, das Gutachten der Stände, den Rath seiner Minister einholen müssen: gebunden ist er an Nichts. Sein Wille gibt die letzte und höchste Entscheidung. Das Gutachten der Stände nöthigt ihn nicht. Ihr moralisches Ansehen kann er verachten. Die Minister kann er absetzen. Dienstbare Geister, denen das gnädige Wohlwollen des allerhöchsten Landesherrn mehr als die Gnade Gottes, mehr als die Liebe ihrer Mitbürger und die Zustimmung ihres Gewissens gilt, findet er stets und überall. So verordnet er als Gesetz, was er will. So legt er das Gesetz aus, wie er will. So hebt er das Gesetz auf, wann er will. Er verordnet, verfügt, entscheidet, bestimmt nach Lust und Belieben. Sein Wille ist das höchste Gesetz und außer seinem Willen gilt von Rechtswegen Nichts. Alle Beamte stehen in seiner Hand. Er ist ihr Herrgott und seine Gnade die einzige Sonne ihres ganzen Beamtenlebens. Ihm allein sind sie verantwortlich. Mögen sie schinden, plagen, drücken, stehlen, betrügen, mag das Volk jammern und klagen und schreien: gefällt ihr Thun dem auf seinem Throne wie auf den Wolken des Himmels daherfahrenden Herrn, so sind Orden, Ehrenstellen, Gehaltszulagen der Lohn ihrer Nichtswürdigkeit. Und der Herr auf seinem hölzernen oder goldenen Throne ist auf Erden der Allerhöchste. Niemand darf ihn zur Rede stellen. Niemandem ist er verantwortlich. Von Gottes Gnade ist er was er ist. Gottes Gnade hat in seine Hand das Schwert und die Waage der Gerechtigkeit gelegt. Gottes Gnade hat die Fülle der irdischen Machtvollkommenheit in

ihm vereinigt. Er ist Alles in Allem, das Volk ist nichts und gilt nichts. Die Behaglichkeit dieses Einen, die Zufriedenheit dieses Götzen ist der Mittelpunkt, um den sich die ganze Maschinerie des Staates, das ganze Triebrad des Volkslebens dreht. Der Eine ist höchster Zweck, die Millionen sind Mittel, Fußschemel seiner Herrlichkeit. Das Schicksal der Millionen liegt in der Hand eines einzigen durch Zufall an seinen Platz gewürfelten Menschenkindes.

So ist eine Last von Macht und Rechten auf den Einzelnen gewälzt, die ihn zu Boden drücken müßte, selbst wenn er den Rücken eines Dromedars hätte. Wir setzen den Fall, dieser Absolutmonarch, dieser Autokrat habe den festen Willen, die Fülle der Macht allein zum Heil seines Volkes zu verwenden. Selten ist dieser Fall gewesen nach dem lauten Zeugniß der Geschichte. Gleichwohl setzen wir ihn. Der Absolutmonarch will also eine Gesetzgebung, welche den Bedürfnissen seiner Unterthanen entspricht und ihre geistige und leibliche Wohlfahrt fördert. Er will Einrichtungen, Anstalten, die allen Ständen heilsam sind. Er will Allen gerecht werden, Alle sollen wissen, daß Schwert und Waage den Einen wie den Andern treffen und schützen. So muß er durchaus die Verhältnisse, den Bildungsgrad, die Bedürfnisse aller Klassen der Unterthanen genau kennen. Er muß wissen, was dem Ackerbau, dem Gewerbe, dem Handel frommt, wie und wodurch das Eine und das Andere zu heben ist, wie das Eine auf das Andere einwirkt, welche Einrichtungen und Gesetze dem Einen dienlich und dem Andern nicht schädlich sind. Er muß sich gründlich um Kirche und Schule, um Volksschule, Bürgerschule, Gymnasien und Universitäten bekümmern, muß die Aufgaben der

stion wie der andere gründlich kennt, und fällig sind, so kann man mit seinem Geld Handel treiben, wie jeder Andere auch es bei Beförderung sonstiger Handelsgegenstände thut. Ein Beispiel: Ich habe einen Wechsel auf 1000 Thaler, der in 3 Monaten fällig ist. Ich kann ihn jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufen, der Wechsel ist also schon jetzt eine Waare, welche Geld gilt. Ich kann ihn aber auch behalten, und dann bekomme ich nach 3 Monaten 1000 Thaler. Ich habe also jetzt schon 1000 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 1000 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 1000 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 1000 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 990 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 990 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 990 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 990 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 990 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 980 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 980 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 980 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 980 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 980 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 970 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 970 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 970 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 970 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 970 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 960 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 960 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 960 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 960 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 960 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 950 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 950 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 950 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 950 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 950 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 940 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 940 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 940 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 940 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 940 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 930 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 930 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 930 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 930 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 930 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 920 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 920 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 920 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 920 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 920 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 910 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 910 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 910 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 910 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 910 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 900 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 900 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 900 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 900 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 900 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 890 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 890 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 890 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 890 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 890 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 880 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 880 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 880 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 880 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 880 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 870 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 870 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 870 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 870 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 870 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 860 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 860 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 860 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 860 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 860 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 850 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 850 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 850 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 850 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 850 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 840 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 840 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 840 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 840 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 840 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 830 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 830 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 830 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 830 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 830 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 820 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 820 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 820 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 820 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 820 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 810 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 810 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 810 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 810 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 810 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 800 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 800 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 800 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 800 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 800 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 790 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 790 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 790 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 790 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 790 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 780 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 780 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 780 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 780 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 780 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 770 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 770 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 770 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 770 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 770 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 760 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 760 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 760 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 760 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 760 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 750 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 750 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 750 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 750 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 750 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 740 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 740 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 740 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 740 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 740 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 730 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 730 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 730 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 730 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 730 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 720 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 720 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 720 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 720 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 720 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 710 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 710 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 710 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 710 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 710 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 700 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 700 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 700 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 700 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 700 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 690 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 690 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 690 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 690 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 690 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 680 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 680 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 680 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 680 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 680 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 670 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 670 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 670 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 670 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 670 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 660 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 660 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 660 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 660 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 660 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 650 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 650 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 650 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 650 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 650 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 640 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 640 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 640 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 640 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 640 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 630 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 630 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 630 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 630 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 630 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 620 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 620 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 620 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 620 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 620 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 610 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 610 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 610 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 610 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 610 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 600 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 600 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 600 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 600 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 600 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 590 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 590 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 590 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 590 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 590 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 580 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 580 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 580 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 580 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 580 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 570 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 570 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 570 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 570 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 570 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 560 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 560 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 560 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 560 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 560 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 550 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 550 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 550 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 550 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 550 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 540 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 540 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 540 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 540 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 540 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 530 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 530 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 530 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 530 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 530 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 520 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 520 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 520 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 520 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 520 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 510 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 510 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 510 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 510 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 510 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 500 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 500 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 500 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 500 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 500 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 490 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 490 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 490 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 490 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 490 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 480 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 480 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 480 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 480 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 480 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 470 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 470 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 470 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 470 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 470 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 460 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 460 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 460 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 460 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 460 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 450 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 450 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 450 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 450 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 450 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 440 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 440 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 440 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 440 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 440 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 430 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 430 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 430 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 430 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 430 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 420 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 420 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 420 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 420 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 420 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 410 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 410 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 410 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 410 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 410 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 400 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 400 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 400 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 400 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 400 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 390 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 390 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 390 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 390 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 390 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 380 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 380 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 380 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 380 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 380 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 370 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 370 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 370 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 370 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 370 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 360 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 360 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 360 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 360 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 360 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 350 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 350 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 350 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 350 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 350 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 340 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 340 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 340 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 340 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 340 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 330 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 330 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 330 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 330 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 330 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 320 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 320 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 320 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 320 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 320 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 310 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 310 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 310 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 310 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 310 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 300 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 300 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 300 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 300 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 300 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 290 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 290 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 290 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 290 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 290 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 280 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 280 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 280 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 280 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 280 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 270 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 270 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 270 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 270 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 270 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 260 Thaler verkaufe, so habe ich 10 Thaler dabei gewonnen. Ich habe also jetzt schon 260 Thaler, die nach 3 Monaten fällig sind. Wenn ich nun diese 260 Thaler jetzt schon, wenn ich will, einem Andern verkaufe, so kann ich sie nicht für 260 Thaler verkaufen, denn ich bekomme ja erst nach 3 Monaten 260 Thaler, jetzt habe ich sie noch nicht. Ich kann sie also nur für weniger verkaufen, und wenn ich sie für 250 Thaler verka

Fabrikanten, dem Handelsmann. Des Volkes Leiden berühren sie nur zum Theil. Des Volkes Bedürfnisse kennen sie nur vom Hörensagen. Sie stehen dem Volke gegenüber als eine abgesonderte Kaste von Schreibmaschinen. Zum Theil sind sie faul, liederlich, dumm, boshaft, niederträchtig. Jedenfalls sehen sie die Angelegenheiten des Volkes nur mit ihren Augen an. Ebenso die Höherstehnden und wieder die Höherstehenden und abermals Höherstehenden. Jeder sieht die Sachen mit seinen Augen an, Jeder von einem andern Standpunkte. So sieht der Absolutmonarch das Volk mit seinen Bedürfnissen nicht durch eine Brille, sondern durch zwanzig Brillen, die eine klar und rein, aber zu conver, die andere zu concav geschliffen, die dritte angelaufen, die vierte u. s. w. fett und schmierig. Das Volk selbst wird nicht gefragt, darf sich nicht aussprechen, wird wie eine Heerde dummer Jungen betrachtet. Ist es so eine Möglichkeit, daß der Monarch sein Volk mit seinen Bedürfnissen kennen lernt? Ist es eine Möglichkeit, daß eine zweckmäßige Gesetzgebung zu Stande kommt? daß zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen das Volk heben? Es ist völlig unmöglich. Es ist ein reiner Zufall, wenn einmal etwas Gutes und Heilsames verordnet wird. Es war einmal ein berühmter Astronom, Herschel mit Namen, der hatte ein ungeheures Fernrohr erfunden, durch welches er die Sterne, besonders den lieben Mond genau beobachten konnte. Nun denkt Euch einen Arzt, der auf eine Entfernung von hundert Meilen durch ein Herschelsches Riesenfernrohr die Krankheit seines Patienten beobachten und danach curiren will, so habt Ihr ein treues Abbild des Absolutmonarchen in einem großen Lande. Wir wollen jedoch den Fall nehmen, daß trotz

der Absolutmonarchie durch Zufall, durch einen kräftigen Bildungstrieb im Volke, durch einzelne tüchtige Minister, durch Nachbildung Dessen, was freie Völker verordnet haben, eine heilsame Gesetzgebung zu Stande kommt. Das Gesetz will ausgeführt, will vollstreckt sein. Der Monarch befiehlt die Gesetzvollstreckung. Das Gesetz wird dem Volke bekannt gemacht. Nun hat bekanntlich jedes Gesetz eine wächserne Nase. Es läßt sich so und anders deuten. In Absolutmonarchien, namentlich in Preußen, hat man es zur wahren Meisterschaft in der Kunst gebracht, den wahren Sinn des Gesetzes hinwegzudisputiren und einen andern hineinzulegen. Auch wird eine Unmasse von Gesetzen, Verordnungen, Verfügungen erlassen, die sich ergänzen, erläutern, widersprechen, aufheben, ins Angesicht schlagen. Durch eine genügende Anzahl von Bedingungen, von Einschränkungen mit Wenn und Insofern wird der Beamtenweisheit, d. h. der Beamtenwillkür ein hinreichender Spielraum gesichert. So ist es dem „beschränkten Unterthanenverstande" völlig unmöglich, sich über Das, was gesetzlich gilt oder nicht gilt, ein klares und deutliches Bild zu verschaffen. Er steht völlig in der Hand der Beamten, ist völlig ihrer Willkühr Preis gegeben. Eine grobe Rechtsverletzung veranlaßt ihn zur Beschwerde über Beamten. Bei wem soll er sich beschweren? Bei höherstehenden Beamten! Diese fordern den angeklagten Untergebenen zur Verantwortung auf. Was dieser angibt zu seiner Vertheidigung, das bildet die Basis der Entscheidung und — der einfältige Unterthan wird als Querulant zur Ruhe verwiesen. Er ruht nicht, geht weiter bis zur höchsten Instanz. Es werden Berichte über Berichte eingefordert. Diese Berichte werden wieder erstattet von dem Angeklagten

ſelbſt und von den Behörden, die längſt Parthei für ihn genommen haben. Auf ihren Bericht folgt die Entſcheidung, und der arme Unterthan mag das ſonnenhellſte Recht in Händen haben, er wird ab und zur Ruhe verwieſen. Als ſtörriger Querulant muß er noch Koſten bezahlen. Nun will er, empört und entrüſtet, die Sache der Oeffentlichkeit übergeben. Allein da tritt die Cenſur auf. „Schweig!“ ſpricht ſie mit Donnerſtimme und — der Ankläger iſt abgewieſen! Rechtsverletzungen, grobe, himmelſchreiende Rechtsverletzungen ſind unvermeidlich in der abſoluten Monarchie. Die Unterthanen wiſſen das, ſehen das, ſind empört darüber, wünſchen den Fürſten mit allen ſeinen Beamten zum Henker, — Seine Majeſtät ſitzen behaglich auf ihrem Throne und träumen in aller Seelenruhe von dem Glücke ihrer Unterthanen! Was die Unterthanen ſagen, das erfährt der gute Mann nicht. Sein allerhöchſtes Ohr trifft nur die Stimme der abgöttiſchen Verehrung. Der Tadel darf nicht laut werden. Beſchwerdeführer ſind milzſüchtige Querulanten. Eine gemeinſchaftliche Vorſtellung von Tauſenden, die der allergnädigſt geruhenden Majeſtät die Augen öffnen könnte, iſt völlig unmöglich. Die Tauſende dürfen zu ſolchem Zweck nicht zuſammentreten, wollen ſie nicht als Unruheſtifter, Aufwiegler, Hochverräther der ſtrafenden Gerechtigkeit verfallen. In der Hand der Beamten ruht das Glück des Volkes. Ehrenwerthe, tüchtige Beamte hat es ſtets und in großer Zahl gegeben, aber auch an nichtswürdigen, unbrauchbaren, aufgeblaſenen Beamte hat es nie gefehlt. Ein Miniſter, ein Präſident, der ein Schurke iſt, jedoch durch Schlauheit, Hinterliſt, Gewandtheit die Majeſtät hinters Licht zu führen weiß, welch' grauenhaftes Unheil kann er

anrichten, wie viele Menſchen elend und unglücklich machen! Und nun ſei der Abſolutmonarch ſelbſt ein fauler, verſchwenderiſcher, ſorgloſer, dummer Menſch, oder ein Mann, der von Ehrgeiz, Ruhmſucht, Herrſcherſtolz geplagt wird; oder ſei ein junger Menſch ohne Erfahrung, ohne Einſicht, ein beſchränktes Bürſchchen von achtzehn Jahren;*) o du armes Volk, wie biſt du dann verrathen und verkauft, Preis gegeben der ſchnöden Willkür gieriger Miniſter und Präſidenten, die mit dem Glücke der Millionen ſpielen, das Glück der Millionen mit Füßen treten, zufrieden wenn ſie Schätze auf Schätze häufen können! Und wären die Miniſter und Präſidenten ohne Ausnahme Ehrenmänner, — in Abſolutmonarchien werden ſie immer in der Mehrzahl der hohen Ariſtokratie, dem Stande der Edelleute, Ritter, Grafen und Herren angehören. Der Monarch erwählt ſie nach Luſt und Belieben. Die hohen Herren umgeben ihn von Kindesbeinen an. Sie bilden die Mauer zwiſchen ihm und dem Volke. Unter ihnen findet er ſeine Freunde, ſeinen täglichen Umgang. Ihr ariſtokratiſcher Geiſt inficirt den ſeinigen. Ihr feines, glattes Weſen, ihre oberflächliche aber ſchimmernde Bildung, ihre Gewandtheit, ihr Schmeicheln und Kriechen gewinnt ihn. Natürlich wählt er ſeine Miniſter, Oberpräſidenten und Präſidenten aus der Mitte der Höflinge, und es iſt und bleibt eine Ausnahme, wenn ein bürgerlicher Beamter die höchſten Stufen im Staatsleben erſteigt. Alſo die Vollgewalt, die geſetzgebende und geſetzvoll-

*) Bekanntlich werden die Fürſten nach dem Geſetz früher klug, als andere ehrliche Leute. Ein Prinz wird mit dem 17. oder 18. Jahre majorenn, während jeder Andere 24 Jahr alt werden muß. Welcher Unſinn!

ſtreckende irdiſche Allmacht in der Hand des hohen Adels, — der Monarch ſelbſt ihr Spielball! — Die Beſchwerde des Bauern wider den adligen Gutsherrn wird geſchlichtet durch — die Vettern, Freunde und Standesgenoſſen des Gutsherrn. Die Wünſche des Bürgers werden angeſchaut durch hochadlige Augen, die kaum hin und wieder auf die Noth und die Sorgen des Bürgers ſich gerichtet haben. Die ganze Geſetzgebung erfolgt im Intereſſe des hohen Adels. Sein Vortheil entſcheidet. Alles iſt ſeinem Intereſſe dienſtbar. Die fetteſten Staatsſtellen ſind für ihn. Im Sturmſchritte machen die Junker ihre Carriere. Sie ſind Räthe, Geheimeräthe, Präſidenten, Miniſter im Umſehen. Die Vorrechte des hohen Adels ſind heilig. Kein Menſch darf an denſelben rütteln, während von den Rechten des Volks kaum die Rede iſt. Die heilſamſten Einrichtungen ſtocken, weil — ein Adelsvorrecht gefährdet ſcheint. Staatsſtellen ohne Maß und Zahl mit glänzenden Einnahmen und geringer Arbeit werden gegründet. Die Herren vom Adel müſſen ſtandesgemäß verſorgt werden, — der Bauer und Bürger kann bezahlen! So iſt es geweſen überall, wo der Fluch der Abſolutmonarchie auf dem Nacken der Völker gelegen hat. Seht Euch um in Preußen, Öſterreich u. ſ. w., und Ihr werdet überall daſſelbe empörende Schauſpiel finden.

Wie es möglich geweſen iſt, daß die Abſolutmonarchie ſo lange hat zu Recht beſtehen können, begreift ſich ſchwer. Iſt es nicht ein grauenhafter, ein empörender Unſinn, in die Hand eines einzigen ſchwachen Menſchen eine Macht zu legen, deren zweckmäßige, heilbringende Anwendung eine völige Unmöglichkeit iſt? Iſt es nicht ein grauenhafter, ein empörender Unſinn,

einen einzigen besonderen Grundsatz in der Literatur zu finden, um zu wissen, daß man es mit Menschen mit gleichgültiger Gesinnung wie uns vielleicht auch mit guter, zu tun hat. Wenn sie Bücher lesen, die Wissen von der Natur der Dinge enthalten, so ist es nicht, um sich zu belehren, sondern um sich zu entspannen, um sich die Zeit zu vertreiben. Und wenn sie Bücher lesen, die Rätsel zu lösen, wenn sie Bücher und Zeitungen lesen, die Rätsel aufgeben, so ist es nur, um sich zu zerstreuen, und nicht, um sie zu lösen, um sie zu klären. Sie wollen nicht wissen, was sie lesen. Sie wollen nur ihre Zeit totschlagen. Sie wollen nur ihre Gedanken zerstreuen. Sie wollen nur ihre Gedanken nicht sammeln. Sie wollen nur ihre Gedanken nicht auf sich selbst richten. Sie wollen nur ihre Gedanken nicht auf Wissen und Leben richten. Sie wollen nur ihre Gedanken nicht auf Gott richten. Sie wollen nur ihre Gedanken nicht auf sich selbst

Menſchen geweſen ſind, die es aus eigener Erfahrung weiß, wie ſelten ein tüchtiger, ſeiner Aufgabe nur nothdürftig gewachſener Fürſt gefunden wird, in unſerer Zeit iſt der lange, ungeſtörte Beſtand der Abſolutmonarchien ein Räthſel. Denke, lieber Leſer, nebenbei noch an die ungeheuren Summen, welche die Völker geſteuert haben. Ja, es ſind hübſche, runde Summen zuſammengekommen. Der Arme hat ſein Schärflein beitragen müſſen. Kein Stück Brod, kein Stückchen Fleiſch, kein Körnlein Salz iſt unverſteuert über ſeine Lippen gekommen. Der Schuſter, der ſich nothdürftig mit ſeinem Lehrlinge das Leben friſtete, der Häusler, dem das Dach über den Kopf zuſammenzuſtürzen drohte, der Hirt, der unter Kummer und Noth ſein trockenes Brod aß, der verwundete Krieger mit ſeinem Leierkaſten, — ſie Alle mußten reichlich Steuern zahlen. Nur die reichen Capitaliſten, die großen Grundbeſitzer waren theilweiſe für ihre Zinſen und ihren Grundbeſitz ſteuerfrei. Der Schweiß der Armen, der Fleiß der Wolhabenden brachte ungeheure Summen zuſammen. Ohne Zweifel waren dieſe Summen Eigenthum des Volkes. Doch der Allergnädigſte geruhte ſie als ſein Eigenthum zu betrachten. Nach Luſt und Belieben ſchaltete er über das Eigenthum des Volkes. Keinem Menſchen gab er Rechenſchaft. Fiel's ihm ein, trieb ihn Ehrgeiz und Ruhmſucht, ſo ſtürzte er das Volk in einen Krieg, der es zu einer Maſſe von Bettlern machte. Das Volk mußte zahlen und zahlen, mußte ſeine Söhne ſtellen, ſein Blut vergießen, ſeine Felder zertreten laſſen und — hinterher ſchweigen. War kein Krieg, nun, ſo wurde auf andere Weiſe geſorgt, daß das Eigenthum des Volkes an den Mann kam. Es wurden Schlöſſer gebaut, Reiſen gemacht, zum Ver-

gehalten und militärischen Ehren empfangen Kommandos, die Fürsten, Bischöfe, Kardinäle, Gesandte und hohe geistliche gelang es, in Rom sich ins Haus Adrian VI. hatte sich nicht nur in Rom, sondern selbst Regierungsgeschäfte. Er selbst, und mit ihm seine Landsleute, brachten in Rom und in der Kurie eine Menge neuer Sitten und Gebräuche mit, die Schlafrock- und Pantoffelwirtschaft, die Rom bis zum Pontifikat Leos X. beherrschte, und die Gewohnheit, Regierungsgeschäfte im Schlafrocke zu besorgen, sind Adrian VI. eigen. Er war ein Mann von einfachen Sitten, ohne Prunk und Pomp, ohne Pracht und Luxus, ein Feind der Verschwendung, der Pracht und Ueppigkeit, ein Gegner der Kunst und Wissenschaften, ein Verächter des Altertums. Er wollte nichts wissen von Statuen, Gemälden, Büchern, Medaillen, Münzen und Inschriften, die Zeugnisse des Altertums waren. Er wollte nichts wissen von Kunst, Wissenschaft und Literatur, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Schönheit, Anmut und Grazie, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Poesie, Beredsamkeit und Geschichte, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Architektur, Bildhauerei und Malerei, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Musik, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Theologie, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Jurisprudenz, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Medizin, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Astronomie, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Geographie, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Geschichte, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Poesie, Beredsamkeit und Geschichte, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Architektur, Bildhauerei und Malerei, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Musik, weil sie heidnisch waren. Er wollte nichts wissen von Theologie, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Jurisprudenz, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Medizin, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Astronomie, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Geographie, weil sie heidnisch war. Er wollte nichts wissen von Geschichte, weil sie heidnisch war.

wurde nach Möglichkeit geſorgt, und nicht leicht bebte ein Abſolutmonarch zurück vor einem Geiſtermorde. Die Univerſitäten wurden polizeilich überwacht. Miniſter hielten den Männern der Univerſitäten, den Fürſten der Wiſſenſchaft, Vorleſungen über die Schranken, die ihr wiſſenſchaftliches Streben zu reſpectiren habe. Die Cenſur ſchmiedete die ſchändlichſten Feſſeln. Auch für geiſtige Beſtrebungen verdammte ſie die Völker zur Unmündigkeit der Schulbuben. Nur was den Gewaltigen wohlgefiel, was dem Intereſſe der 34 Fürſtenfamilien diente, nur das durfte in dem Staate der 40 Millionen geſchrieben und gedruckt werden! Denke nach über die Schmach, lieber Leſer, — kämpfen nicht noch in der Erinnerung Schaam und Unwille und heiliger Zorn in Dir? Staunſt Du nicht nachträglich über die Frechheit der Gewaltherrſcher und über die Feigheit der entarteten Maſſen? Das freie Wort war mehr verpönt, als Mord und Diebſtahl. Wer ein freies Wort ſchrieb und ſprach, wer an die heiligen Rechte der Völker mahnte, von den ſchreienden Freveln der Gewaltigen ſprach, die gebrochenen Worte der Fürſten und die tapfern Thaten der Völker aus dem Staube hervorrief: der ward in Ketten und Banden geſchlagen. Wie viele edle, wackere Männer ſind um Jahre betrogen worden, haben lange Jahre hinter Kerkermauern durchſeufzen müſſen! Daß die Gerichtshöfe, die heiligen Tempel der Gerechtigkeit, den Verfolgten nicht allzuviel Schutz gewährten, dafür war mit ſataniſcher Klugheit geſorgt. Die willfährigſten Werkzeuge wurden nicht ſelten zu Leitern des Juſtizweſens erwählt. Nach einem öffentlichen Gerichtsverfahren, nach einem Richterſpruche durch freie, ſelbſtſtändige Männer ließ man die Völker vergeblich ſeufzen. Hinter

Schloß und Riegeln wurde inquirirt und abgeurtheilt. Und um der Willfährigkeit feiler Richter gewiß sein zu können, machten die Gewaltherren die Richter abhängig von der Willkür der Minister. Nach der Laune der Minister wurden die Männer, welche über Freiheit und Ehre der Verfolgten aburtheilen sollten, versetzt, zurückgesetzt und abgesetzt, und im andern Falle befördert, vorgezogen, mit Zulage, Titeln und Orden beehrt. Leuchtet hierbei die Absicht nicht ein? Ist es nicht offenkundig, daß die Gewaltherren die heilige Gerechtigkeit zu einer käuflichen Waare machen, die Richter zu feilen Werkzeugen ihrer Herrschergelüste entweihen wollten? Und wie hat die Polizei in ihrer rohen Unverschämtheit gewüthet in den deutschen Landen! Wie haben Polizeispione jede freie Regung erstickt, jedes freie Wort in die Brust zurückgedrängt, das Mißtrauen in die Kreise der Geselligkeit, ja selbst in die Familien getragen! Wie haben die geheimen Conduitenlisten die Beamten entwürdigt und den Geist des Beamtenthums geschändet! Wie haben Bestechungen und Drohungen, das Titelunwesen und der Ordenswahnsinn am sittlichen Untergange der Nation gearbeitet! Und das Alles — um einiger wenigen Familien willen! Das Alles haben 40 Millionen sich in tiefster schweigender Demuth gefallen lassen, um 34 Fürstenfamilien nicht aus dem süßen Traume ihrer Vollgewalt zu wecken! Frevel sind auf Frevel gehäuft, Männer sind wie Knaben gegängelt, jede bürgerliche Freiheit ist niedergetreten, die Gerichtshöfe sind geschändet, Rechte verhöhnt, Geister gemordet — vierzig Millionen sind geknechtet und geknutet, damit — — vierunddreißig Herrscherfamilien alle Tage in Herrlichkeit und Freuden leben könnten! O des frevelhaften Unsinns, der

lauschenden Gastfreundschaft. Wo will Sie aber hin? Sie will nach Hause, sagt Sie, und ist doch nicht daheim? und so Niederlich, in der ist meinen Herrn gefangen und den Schatz Israels, in dem sie nun gefangen liegen? Und ist wahr. Da jener Mohr in der Schlacht seine Lanze nicht finden konnte, sprach: „Ich gehe mein Leben aus gefangen, ich will meine Lanze wieder finden oder sterben.“ Also sprach Rahel, da sie ihre Götter nicht fand. Und sie sagte, Herr — und Sie ein Herrn! Lasst Sie mir Gnädig Herrn sein — Sie will nicht aufstehen vor den Herrn in Ehrl. Ich habe nun ein Gespräch mit Ihr gehabt, und Sie hat mir gesagt, wie Sie sich bekehrt habe. Es scheint, Sie habe sich bekehrt, weil Sie verzweifelt hat, daß sie ihren Mann und Kinder; Sie hat ihren Mann und Kinder verloren, und ist verzweifelt. Sie hat Ihren Jungfrau von jener Seite, und in Englisch, Bekehrungsgnade. Ich habe Sie gefragt, ob sie Ihr Herz, wie sie sich bekehrt habe? Sie hat mir gesagt, sie habe sich bekehrt, weil sie verzweifelt hat. Ich habe Sie gefragt, ob sie Ihr Herz, wie sie sich bekehrt habe? Sie hat mir gesagt, sie habe sich bekehrt, weil sie verzweifelt hat. Ich habe Sie gefragt, ob sie Ihr Herz, wie sie sich bekehrt habe? Sie hat mir gesagt, sie habe sich bekehrt, weil sie verzweifelt hat. Ich habe Sie gefragt, ob sie Ihr Herz, wie sie sich bekehrt habe? Sie hat mir gesagt, sie habe sich bekehrt, weil sie verzweifelt hat.

mädlich, im Streben unabhängig und ſelbſtſtändig ſein, ſoll dem Schickſal einen ungebeugten Muth, dem Sturm eine ſtarke Bruſt, dem Feinde einen markigen Arm entgegen halten und, ob er im Bettlerkleide ginge, ſich ungebeugt neben Kaiſer und Könige ſtellen, keinen Augenblick vergeſſend, daß Kaiſer und Könige nicht herrlicher gebaut, nicht mehr Gotteskinder ſind als Er. Das ſoll der Menſch. So ſoll der Menſch werden. Das kann er nicht in behaglicher Ruhe und gemüthlichem Frieden. Kampf, Kampf iſt das Element ſeines geiſtigen Lebens und Gedeihens. Kampf iſt die Bedingung ſeines Erſtarkens und Reifens. Wo er groß und herrlich daſtehen ſoll, da muß Kampf ihn geſtählt haben. Ohne Kampf iſt Tod, iſt Grabesruhe. Und Frieden, Ordnung, Sicherheit hätte die abſolute Monarchie gebracht? Ja wohl, mit großer Ordnung wurden die Steuern eingezogen, große Sicherheit hatten die Verfolgten hinter Kerkermauern, in ungeſtörtem Frieden übten die Polizeiſpione ihr ſchändliches Tagewerk. Frieden, Ordnung, Sicherheit, wie der Menſch ihrer bedarf, hat die Abſolutmonarchie nicht gebracht. Sie hat den Menſchen entwürdigt. Sie hat ihn betrogen um die ſchönſten Freuden des Lebens. Sie iſt die Mutter, die ſorgſame Pflegerin der ſchändlichſten Laſter und Sünden. Die Abſolutmonarchie verſchließt dem Bürger das öffentliche Leben. Das Leben des Staates, das Leben im Staate iſt ihm ein unbekanntes Land. An der Sorge für das öffentliche Wohl nimmt er nicht Theil. Geſetze, Anordnungen, Befehle ſchneien ins Leben hinein. Wozu ſie dienen, was ſie nützen, ſieht er nicht und fragt er nicht, — er gehorcht! In nächtliches Dunkel hüllen ſich die Pläne und Abſichten der Staatskünſtler. Dieſe woh-

nen und wirken in einem Himmel, zu dem Niemand kommen kann. Jenseit der Schwelle seines Hauses ist der Bürger in einer fremden Welt. Er sorgt für sich, für Weib und Kind, — für alles Andere sorgt der liebe Gott und die liebe Obrigkeit. Ist Friede, dann ist eben Friede, ist Krieg, nun, dann ist Krieg. Also nur Weib und Kind, nur Haus und Hof, Acker und Vieh. Das ist das Höchste und Einzige. Da muß sich jene schnöde gemeine Selbstsucht entwickeln, die den Menschen zum widerwärtigsten Geschöpfe von der Welt gemacht. Da muß jener philiströse, engherzige Krämergeist hervortreten, der nöthigenfalls im Rosinenverkaufen und im Dütendrehen die höchste Aufgabe eines Menschenlebens erblicken kann. Da muß in der Masse der Menschen jeder hohe Gedanke, jede Lust zu menschenwürdigen Bestrebungen absterben. Es kann nicht anders sein! Aus dem Menschen, dem freien Gotteskinde, macht die Absolutmonarchie einen engherzigen, selbstsüchtigen Philister, einen geizigen, habsüchtigen Spießbürger, ein gemeines Wesen, ein Thier in Menschengestalt. Gehorsam ist die höchste, ja die einzige Pflicht. Gehorsam gegen den Befehl wie gegen die obrigkeitlich-väterliche Ermahnung und Warnung ist die Tugend und der Stolz des hochfürstlichen Unterthans. Blinder Gehorsam gegen die hohen Vorgesetzten, blinde Verehrung der betitelten, besternten und bekreuzten Genossen der hohen Regierungswelt wird schon dem Jünglinge eingebläut. Ihr hohes Wohlgefallen muß das Ziel seines Strebens sein, ihr gnädiges Lächeln die Sonne seines Lebens. Der jugendliche Muth wird gebrochen. Ein feiger niederträchtiger Charakter schadet nichts, ein selbständiges Auftreten, ein kühnes Wort, Regung des männlichen Gei-

ſtes iſt die Todſünde. Ein ſchmeichelndes, kriechendes Weſen eröffnet das Thor des Glücks, eine That des kräftigen Uebermuths, ein Ueberſprudeln der ſchäumenden Kraft führt in unausbleibliches Verderben. Keine Gnade für Den, der den hochgeſtellten Philiſtern zu widerſtreben wagt! Ehre und Auszeichnung für das ſchmeichelnde Ungeziefer! Alles in der Welt, nur nicht ein ſelbſtſtändiger Charakter, eine hochherzige Geſinnung. Iſt es zu verwundern, wenn ſchon im Jünglinge jener ideale Flügelſchlag eines kräftigen Geiſtes ermattet, jene Begeiſterung für alles Große und Erhabene, jene Empfänglichkeit für Alles, was den Menſchen adelt und erhebt, jener ſtolze Freiheitsdrang erſtirbt, der ſonſt die jugendliche Bruſt ſchwellt und die Jugend ſo liebenswürdig macht? Iſt es zu verwundern, wenn Feigheit und Niederträchtigkeit ſchon im Charakter des Jünglings ſich offenbart? wenn ſchon dem ſtrebenden Jünglinge kein höheres Ziel vorſchwebt, als ein gutes Auskommen in behaglicher Ruhe? wenn es der junge Menſch trotz dem erfahrenen Alten meiſterlich verſteht, zu kriechen, zu ſchmeicheln, auf den Ehrgeiz und die dummſtolze Anmaßung der hohen Vorgeſetzten ſchlau zu ſpeculiren? Iſt es zu verwundern, wenn wir unter den jungen Männern eine Unmaſſe charakterloſer, geſinnungsloſer, altkluger Feiglinge ohne Saft und Kraft finden? wenn ſelbſt unſere gewaltig bewegte, tief aufgeregte Zeit neben Hunderten, in denen ein ſchönes Feuer lodert, noch Tauſende von Jünglingen findet, die dieſe Zeit mit großen dummklugen Augen anſehen, bedenklich den Kopf ſchütteln und, anſtatt ſich hinein zu ſtürzen in den Strom mit todverachtender Luſt, ſorglich den gefahrloſen Seitenweg ſuchen? Ja, die Abſolutmonarchie erzieht ein

greuliches Geſchlecht! Sie erzieht gehorſame, feige, niederträchtige Söldlinge! Der ſchon verderbte, abſolutmonarchiſch inficirte Jüngling tritt ins Leben, ins Geſchäft und Amt. Nur von der Gnade kann er leben, nur die Gnade führt zu höhern Stufen. Der Drang nach Ehre und Auszeichnung regt ſich. In den Vorzimmern der Geheimräthe, unter den Lakaien der Miniſter und Präſidenten eröffnet ſich ihm die Ausſicht. Katzenbuckeln, Kriechen, hündiſche Ergebenheit, Stillhalten bei Fußtritten, frömmelndes Augenverdrehen, das ſind die unerläßlichen Bedingungen. Und fort und fort nur Abhängigkeit von der Gnade, fort und fort nur blindes Gehorchen, nur Niederkämpfen eigner Anſichten und Ueberzeugungen, ein Sichfinden und Sichſchicken, ein Schmeicheln, Lügen und Trügen, ein ſchlaues hinterliſtiges Calculiren, ein Haſchen nach fremder Gunſt, ein Fragen nach fremdem Urtheile, — o mein Gott, muß da nicht der Menſch, zum Bilde Gottes gemacht, in den Koth getreten und ein widerwärtiges, gehorchendes, blinzelndes Ungeziefer ans Licht gezogen werden? Muß da nicht jeder Adel, jede wahre Tugend, jede männliche Kraft erſterben, jedes Laſter in üppiger Kraft hervorwachſen? Nenne mir ein Laſter, das in dem Giftpfuhle der Abſolutmonarchie nicht überreiche Nahrung fände! Ein reichhaltiges Regiſter haben wir ſchon verzeichnet. Höre und prüfe weiter, lieber Leſer. In Abſolutmonarchien ſind die Gewalthaber mißtrauiſch. Das böſe Gewiſſen beißt und plagt ſie. Sie fühlen und wiſſen, daß unter Despotendruck kein rechter Menſch ſich glücklich fühlen, keine wahre Vaterlandsliebe gedeihen kann. So betrachten ſie Jeden mit Mißtrauen. So ſetzen ſie von Jedem voraus, daß er zum Betruge, zur Unredlichkeit geneigt ſei.

Digitized by Google

Daher ihr fortwährendes Controliren und Spioniren, ihr Beargwöhnen und Beaufsichtigen. Nun beargwöhne und bespionire einen Menschen ohne Unterlaß, zeige ihm, daß Du ihn des Betruges und der Unredlichkeit fähig hältst, und Du gehst den sichern Weg, ihn zum Betruge und zur Unredlichkeit zu verleiten. Laß ihn ferner mit Unwillen leisten, was der Staat fordert, laß ihn vergeblich fragen: wozu das Alles? laß ihn sehen, wie sein Geld auf nutzlose Weise vergeudet wird, hemme Handel und Wandel durch Zollschranken und Thorsperren, vertheure durch übermäßige Steuern die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, drücke ihn nieder durch das Bewußtsein: das Alles thust du wie ein Knecht auf fremdes Geheiß: — und wahrlich, mit heiterm Muthe wird er den Staat betrügen, wo er kann; vor den schändlichsten Lügen wird er nicht zurückbeben, wenn es gilt, dem Staate etwas abzudingen. Seht Euch um in Absolutmonarchien. Wie Viele machen sich ein Gewissen aus Lug und Trug gegen Staat und Obrigkeit? Wie Viele halten Contrebandiren und Schmuggeln, falsche Angaben über Vermögen und Besitzstand für eine Sünde? Nun laß aber die Massen mit Fertigkeit und Leichtigkeit den Staat betrügen, und Du sollst gewahr werden, wie bald der Nachbar den Nachbar, Hinz den Kunz betrügt, wie bald Treue und Redlichkeit aus Handel und Wandel verschwinden, Treue und Redlichkeit in ihrem tiefsten Grunde erschüttert werden, wie Betrug, Lüge, Hinterlist, Verrath, Meineid in grauenhaftem Umfange das tägliche Leben schänden und entweihen. Und muß nicht eine maßlose Gier nach Schätzen, nach sinnlichen Genüssen die Sclavenbanden in Absolutmonarchien beherrschen? Welches Ziel eines kräftigen Wirkens haben sie denn?

Wohin ſoll ſich der Thatendrang richten, der irgend einmal den Menſchen ergreift? Was ſoll Geiſt und Herz ausfüllen und auf die Dauer beſchäftigen? Das ganze öffentliche Leben verſchließt ſich dem Blick. Theilnahme, thätige, lebendige Theilnahme an den großen Angelegenheiten des Vaterlandes iſt unmöglich, Sorge um des Vaterlandes Wohl und Glanz, Arbeit für des Vaterlandes Ruhm und Größe gibt's nur für die Wenigen, welche die abſolute Majeſtät als Werkzeuge bei der Staatsmaſchine gebraucht, für den gewöhnlichen Bürger nicht. Ihn beſchäftigt, ihn intereſſirt das öffentliche Leben nicht. Es gewährt ihm kein Feld des einflußreichen Wirkens, keine Befriedigung für den arbeitenden Geiſt, keine Freude, keinen Genuß. Nun öffnet ſich ihm zwar in ſeinen vier Pfählen das ganze Gebiet der Kunſt und Wiſſenſchaft. Er kann denken, ſpeculiren, philoſophiren, kann Theorien bauen, Bücher ſchreiben, Künſte treiben u. ſ. w. u. ſ. w. Kann und will er Das nicht, nun, ſo bleibt ihm nichts übrig, als nach Geld und Gut zu ringen, durch Reichthum Anſehn zu erjagen, im Reichthum Mittel der Befriedigung und des Genuſſes zu erhaſchen. In Abſolutmonarchien muß die Maſſe aus Mammonsknechten beſtehen. Und wie leicht der Mammonsknecht, der entartete, charakterloſe Schwächling zum Sclaven ſinnlicher Luſt herabſinkt, das weiß Jeder. Friedrich Wilhelm IV. hat in ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin die Bordelle aufgehoben. Er mag das ſehr gut gemeint haben, und jedenfalls mußte man ſich dieſes Actes edler Sittlichkeit freuen. Gleichwohl hätte er die Bordelle getroſt in ihrer Wirkſamkeit laſſen können. Er hätte bedenken ſollen, daß Abſolutmonarchien ihrem innerſten Weſen und ihren augenfälligſten Er-

folgen nach nichts weiter ſind und ſein können, als zweckmäßige Vorbildungsanſtalten für — Bordellgäſte und Hurenwirthe.

Ich weiß, was die Philiſter ſagen, wie die Philiſter ſchreien werden: „Welche Uebertreibung, welche maßloſe Uebetreibung!“ Dieſen Ausruf habe ich gehört, ehe ich die Feder anſetzte zur Abfaſſung dieſer Schrift. Ich weiß, daß ich verläſtert und verdammt, von den Zöglingen der Abſolutmonarchie geſchmäht und geſchimpft werden werde. Das kann mich nicht irre machen. Hohles Gerede von Uebertreibung und Maßloſigkeit kann meine Meinung nicht ändern. Ihr ſeht Uebertreibung, wo die Sache bei ihrem wahren Namen genannt wird. Ihr ſeht Uebertreibung in den Ausbrüchen edlen Unwillens, in dem Dictat ruhiger Betrachtung und klarer Erkenntniß, weil Ihr ſelbſt angeſteckt, Ihr ſelbſt durchdrungen ſeid von dem unſittlichen Geiſte der Abſolutmonarchien. Ihr ſeid ihre Zöglinge, ſeid genährt an ihren vergifteten Brüſten, habt das Gift Geiſt und Herz durchdringen laſſen und ſeht, weil Ihr ſelbſt etwa zu den Begünſtigten gehört, in Eurer blinden Selbſtſucht da Gewinn und Vortheil, wo der Hellerblickende und Richtigerurtheilende Unflath, Moder und Todtengebein ſieht. Schimpft in Gottes Namen. Ich geſtatte es Euch. Weiß ich doch, daß in ruhigen, einſamen Augenblicken wider Euren Willen das Gewiſſen Euch zuflüſtern wird: der Mann hat Recht; in allen Hauptſtücken hat er Recht! Beſſer freilich als Schimpfreden würde der Verſuch der Widerlegung ſein. Er würde Euch die Gewalt meiner Gründe und das ungeheure Gewicht des Verdammungsurtheiles am deutlichſten erkennen laſſen. Macht dieſen Verſuch! Widerlegt mich! Mit unbedingter Nothwendigkeit gehen

aus dem innerſten Weſen der Abſolutmonarchie die greulichſten Laſter und Sünden hervor. Sie verführt zum Schmeicheln, Heucheln und Lügen, ſie bildet elende, feige, niederträchtige Schwächlinge, zerſtört den Adel des Charakters und der Geſinnung und zündet die Gluth einer maß- und ſchrankenloſen Selbſtſucht an. Sie erzieht mit ſorglicher Pflege Betrüger, hinterliſtige Verräther, ſchändliche Mammonsknechte, liederliche Hurenbolde. Sie trägt die größte Schuld an der greulichen Entartung des Menſchengeſchlechts. Sie iſt die treue Mutter der Sünde und des Verbrechens. Sie iſt durch und durch eins der unſinnigſten Inſtitute, welche je aus der Blindheit, aus dem Wahnſinn der Menſchen hervorgewachſen ſind, durch und durch ein Fluch der Menſchheit, ein Werk des Teufels. Das habe ich behauptet und will ich behaupten. Widerlegt mich, wenn Ihr es könnt, ſonſt ſchweigt mit Eurer erbärmlichen Anklage des Uebertreibens und Zuweitgehens. Wo es gilt, den Teufel ſchwarz und die Sünde aſchgrau zu malen, da wird das Uebertreiben und Zuweitgehen zur Unmöglichkeit. Wollt Ihr mich hinweiſen auf das Gute und Heilſame, was in Abſolutmonarchien gereift iſt? Freilich — auch die Abſolutmonarchie kann die Menſchen nicht in Teufel umwandeln. Auch ſie kann das Gute und Schöne nicht völlig, nicht durchaus erſticken, was einmal im Geiſte und im Herzen des Menſchen liegt. Auch ſie kann den Drang der Entwickelung, den Trieb der Bildung nicht völlig ausrotten, und auch die ſchnödeſte Selbſtſucht wird manches Gute, manches Schimmernde und Scheinende zu Wege bringen. So conſequent und unverdroſſen die Abſolutmonarchie darauf hingearbeitet hat, die geiſtige Blüthe der Menſchheit zu zerknicken und ihre geiſtige

Herrlichkeit in den Koth zu treten, doch hat, freilich nur für verhältnißmäßig kleine Kreiſe, die Kunſt geblüht und die Wiſſenſchaft herrliche Früchte gereift, So ununterbrochen die Abſolutmonarchie darauf hingearbeitet hat, Handel und Wandel in widernatürliche Feſſeln zu ſchlagen, doch hat der mächtige Tieb des Schaffens und Wirkens, der Sporn der Habſucht und des Ehrgeizes eine gewiſſe Blüthe des Handels und Verkehrs hervorgerufen. So beharrlich und geſchickt die Abſolutmonarchie für die Entwürdigung des Charakters, für die Erſtickung männlicher Tugend und Kraft, für den Untergang ſittlicher Würde geſtrebt hat, doch iſt es ihr aller Anſtrengung ungeachtet nicht gelungen, den Gottesgeiſt aus den Menſchen zu verbannen. Edle, großartige Charaktere, Männer und Weiber von tüchtiger Geſinnung hat es, wenn auch ſelten, doch zuweilen auch in Abſolutmonarchien gegeben. **Trotz** der Abſolutmonarchie, **ungeachtet** der Abſolutmonarchie iſt nicht alles Gute abgeſtorben, ſind die Menſchen nicht Teufel geworden. Das iſt das einzige gute Zeugniß, welches der Vernünftige der Abſolutmonarchie zu geben vermag. Seid Ihr blind, Ihr Vertheidiger der Abſolutmonarchie? Auf das Gute wollt Ihr mich hinweiſen? Kennt Ihr die Geſchichte nicht? Kennt Ihr die Greuel nicht, das Menſchenelend nicht, welches handgreiflich Erzeugniß der Abſolutmonarchie geweſen? Kennt Ihr die niedergetretenen Völker, die verwüſteten Länder nicht, über welche die Abſolutmonarchie Hunger und Elend und Tod gebracht hat? Man könnte milder urtheilen, wenn ſie wenigſtens das Thier im Menſchen reichlich bedacht, wenigſtens treu für fette Weiden und warme Ställe geſorgt hätte. Aber auch Das hat ſie nicht gethan. Sie hat den Geiſt geſchändet, das Herz ver-

peſtet und den Leib zugleich elend gemacht. Seht hin nach Frankreich. Frankreich iſt ein überreiches, überherrliches Land. Seine unverſiegbaren Hülfsquellen kann nur die blinde Wuth verſtopfen. Gottes reichſter Segen ruht auf dem ſchönen Lande. Seine milde Sonne reift auf üppigen Fluren die herrlichſten Früchte in reicher Fülle. Und was war Frankreich geworden unter den Huftritten der Despotie? Seht es unter jenem Ludwig XIV.! Welch' eine Maſſe des grauenhaften Elends in dem ganzen großen, geſegneten Lande! Zu Millionen ſeht Ihr die bleichen, elenden hungernden Jammergeſtalten. Alle Freudigkeit, jeder Lebensgenuß, die Hoffnung ſelbſt verſchwunden aus Hütten und Häuſern, und nur in den Paläſten das alte Leben des Luxus und der wüſten Verſchwendung. Und das Elend wuchs, das Elend ward größer und größer unter jenem wüſten Hurenknechte, Ludwig XV., unter jenem gutmüthigen, aber ſchwachen und verrätheriſchen Ludwig XVI., bis endlich der Hunger und das unerträgliche Elend die Maſſen in den Strudel der Revolution ſtürzte. Seht Spanien an und Portugal, Italien, Sicilien, Griechenland. Dieſe Länder ſind Gottesgärten, ſind Paradieſe, durchweht von dem mildeſten Hauche der ſchöpferiſchen Liebe. Laßt rohe Horden hauſen in dieſen Ländern, aber laßt ſie frei ſein von dem Fluche der Abſolutmonarchie, und ſie werden blühen in üppiger Pracht wie Gärten aus der Feenwelt. Was ſind ſie jetzt geworden! Was hat die Abſolutmonarchie aus dieſen Gottesgärten gemacht! In dieſen geſegneten Gottesgärten hungert und kümmert in Armuth und Elend ein faules, träges, entartetes Geſchlecht! Seht ſie an, — könnt Ihr es dennoch wagen, als Vertheidiger der Abſolutmonarchie

aufzutreten? Auf Deutschland verweis't Ihr uns? Auf jenes Deutschland, dessen Handel fünf bis sechs dänische Fregatten zerstörten, dessen Lebensadern das kleine Dänemark unterbinden konnte trotz der zahllosen Millionen, welche fürstlicher Hochmuth auf kriegerisches Schaugepränge verwendet hatte? Gutes Deutschland, Du kannst wahrlich der Absolutmonarchie eine treffliche Lobrede halten! Zeige hin auf die Millionen Deiner in Armuth und Elend verkümmernden, mit dem Hungertode kämpfenden Bewohner! Tritt hervor mit der Unmasse Deiner nothleidenden Arbeiter, Deiner verkümmernden Handwerker, mit den Millionen besitzloser Proletarier, die kaum wissen, was Freude heißt, kaum eine Ahnung davon haben, daß Gottes schöne Erde allen, allen ihren Bewohnern reiche Quellen der Freude und des Genusses öffnet! Nimm die Grabhügel im Riesengebirge zur Hand, welche die Leiber der Verhungerten decken, die Waisen, denen der Hungertyphus die jammernden Eltern raubte, die vertrockneten, bleichen Jammergestalten im Erzgebirge und unter den Webern Westphalens, die zahlenden und lastenden Grundsitzer Schwabens und Oesterreichs, und wahrlich, Du hast alle mögliche Ursache, die Absolutmonarchie in den Abgrund der Hölle zu verwünschen! Thoren, die Ihr seid! Weil eine Anzahl von Gutsbesitzern, Kaufleuten, Fabrikherren, Präsidenten und Geheimenräthen herrlich und in Freuden lebt und in allen möglichen Genüssen des Leibes und des Geistes schwelgt; weil eine andere Anzahl von Handwerkern, Bauern, Pfaffen und Hofräthen in aller Ehrbarkeit und Stille ein behagliches und gemüthliches Leben führt; weil es Euch selbst und Tausenden mit Euch erträglich wohl geht und nichts Wesentliches mangelt zum vergnüg-

lichen Leben: ſo überſeht Ihr die Millionen, welche die Abſolutmonarchie um jedes Glück des Lebens, ja, um jedes Merkmal menſchlicher Würde betrogen hat, ſo vergeßt Ihr, daß die Millionen der arbeitenden und hungernden menſchlichen Laſtthiere doch auch Menſchen, auch Gotteskinder ſind! Wollt Ihr ſehen, welches Glück dem Menſchen aufgeht, wo die Abſolutmonarchie nicht wüthet? Seht freie Länder an! Was war einſt das alte, freie Griechenland! Welcher Reichthum, welcher Wohlſtand einſt in den freien Republiken Italiens, in den freien Städten des mittelalterlichen Deutſchland! Zu welcher Handelsgröße hat das kleine, von Spaniens Uebermacht befreite Holland ſich emporgeſchwungen! Was iſt Nordamerika geworden in nur zwei Menſchenaltern! Doch wir brauchen nicht in die Vergangenheit zurück, nicht nach dem großen Amerika hinüberzublicken, um im Gegenſatz zur Abſolutmonarchie den Segen verhältnißmäßiger Freiheit zu erkennen. Bremen iſt eine kleine Republik. Sie hat auch ihrer Märztage bedurft, um eine Laſt von Mißbräuchen über Bord zu werfen. Allein — welcher Unterſchied zwiſchen dem Bremiſchen Freiſtaate vor der Märzrevolution und — einer Abſolutmonarchie! Der Bürgerſchaft hat ſtets ein wichtiger Antheil an der Geſetzgebung zugeſtanden. Keine verſchwenderiſche Hofhaltung, kein Heer ſchmarotzender Beamten, keine Ueberzahl nutzloſer Soldaten hat am Marke des Staats gezehrt. Zwiſchen den Bürgern und der wohlwollenden Obrigkeit hat ein ſchönes Verhältniß gegenſeitigen Vertrauens, gegenſeitiger Hochachtung ſtattgefunden. Im Vergleich mit ſeinen geknechteten Nachbaren war der Bremer frei! Und wie iſt Bremen emporgeblüht! Wie hat es alle Vortheile ſeiner gün-

ſtigen Lage zu benutzen verſtanden! Welche ſtattliche, großartige Handelsflotte in Bremerhaven! Welcher Wohlſtand, welche Behaglichkeit in der großen Stadt! Was Armuth, was Noth und Elend ſei, weiß der Bremer nicht. Was er Armuth nennt, das iſt in Preußen, Oeſterreich u. ſ. w. ein ganz erträglicher Zuſtand. Gehe zum Aermſten und Du findeſt ein ſauberes Stübchen, ein reinliches Bett, leidlich gekleidete Kinder — und eine erträgliche Mahlzeit. Freilich fordert auch Niemand in Bremen von dem Armen, daß er den verhältnißmäßig größten Theil der Steuern trage, wie das in Preußen und Oeſterreich ohne Frage der Fall iſt. Und wie deutlich zeigt die Art, in der der Schoß erhoben wird, für einen hohen Grad ſittlicher Würde. Der Schoß iſt eine Vermögensſteuer. Jeder Steuerpflichtige gibt ſelbſt ſein Vermögen an und Niemand controllirt, Niemand beinſpicirt ihn. Jeder Steuerpflichtige berechnet ſelbſt ſeine Steuerſumme und ſchüttet ſie am Zahltage in einen verſchloſſenen Kaſten. Vom Aufzählen der Summen vor inſpicirenden Creaturen, vom Nachzählen und Prüfen durch feinriechende Spürhunde iſt keine Rede. Das Vertrauen iſt der Rendant und das bürgerliche Ehrgefühl der Controlleur. Solche Beamte ſtellt an, und Ihr habt gleich ſchöne Ehrenzeichen für die Obrigkeit wie für den Bürger. So ſegnet die Freiheit ſelbſt in ihren dürftigen Anfängen. So hebt ſie mit der ſittlichen Würde den äußern Wohlſtand, mit dem äußern Wohlſtand die ſittliche Würde. Dergleichen ſei nur in kleinen Staaten möglich? Wo ſteht das geſchrieben? Müſſen große Staaten die ſittliche Würde untergraben, das Vertrauen tödten und das Ehrgefühl abſtumpfen? Wohlan, ſo zertrümmert die großen Staaten

mit ihrer Natur. Ihre Form ist nicht so. Gewiß ist jede Tonart ein Verhältniß zum Grundton, wenigstens zum Tonika, und das natürlich überwiegt hier, wo die Tonart ausdrücklich Grundton ist (tonikale Übereinstimmung einhält, wie ihre Terminatur, wo sie zum letzten Male berührt wird, und wo Anfang und Ende sonst übrig, wechseln sie doch, wie Mittel und Zweck, wie Ursache und Wirkung, wie Grundvoraussetzung, eine reine Form- und Inhaltsverhältniß, wie sie Kant in Worte so oft, leicht zu Gunsten, Kraft und Tragik von den Anfängen der Instrumentalmusik „schönen Redekunst", weil sie ebenso unausgesetzt Grammatik und Logik der Tonsprache, wie Grammatik und Logik der Wortsprache, Redekunst, in den Formen, wie in den Gesetzen, wie wieder zum Beweisen der Harmonie und der Eigenheit der Instrumente der Tonart. Die Instrumentenlehre, die die Eigenheiten der Instrumente, ihre Kraft und Schwäche, ihre Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, ihre Geschichte und Entwicklung, ihre Verwendung und ihre Grenzen darlegt, ist ein Zweig der Musikwissenschaft, der sich mit der Instrumentenkunde, der Lehre von den Instrumenten befaßt. Die Musikwissenschaft ist ein theoretisches Fach, wie auf einem Fache haben kann. Die Lehre von Harmonie ist ein solches Fach. Die Instrumentenlehre ist ein prakt

III.

Revolution.

Revolution! — welche Welt von Gedanken in dieſem Wort! Revolution! — wie ſchlägt das Herz ſo hoch bei dem Klange dieſes Wortes. Wie athmen wir frei auf, als umrauſchte uns Frühlingsluft, als umfinge uns die Heiterkeit eines friſchen ſonnenhellen Morgens oder die Kühle des Abends nach der heißen Stickluft eines gewitterſchwangern Tages! Wir fühlen uns als Männer. Das geſenkte Haupt hebt ſich. Das Auge blickt frei und kühn in die Welt hinein. Die Fauſt ſucht das Schwert und — friſch auf zum Kampfe! Dieſer Kampf iſt heilig. Dieſer Kampf führt zum Frieden, zu einem Frieden, der des Menſchen würdig iſt. Revolution, Du Bote Gottes, Du Geſandter des Himmels! Du haſt den Alp verſcheucht, der erſtickend auf den Völkern Europas lag. Du biſt der Morgenſtern, der flammende Morgenſtern, der den Tag verkündet nach langer, düſterer, ſchreckenſchwerer Nacht. Wie ein Meteor, wie eine Windsbraut biſt Du dahingefahren über die Länder, leuchtend, blitzend, erſchütternd, zerſtörend. Erſchüttert haſt Du die Throne, zerſtört, gebe es Gott, — die heilloſe Despotenmacht. Erleuchtet haſt Du die Völker und mit der Gewalt eines Blitzſtrahls haſt Du die Herzen durchzuckt. Jetzt ſind die Völker wach, jetzt ſind ſie lebendig geworden. Jetzt kennen ſie ihre Macht. Jetzt wiſſen ſie, daß ihr Wille auf Erden heilig, auf Erden das höchſte Geſetz

iſt. Jetzt iſt ein neues, menſchliches Leben angebrochen, ein Tag, wie die Welt ihn nicht ſchöner geſehen hat. Das iſt Dein Segen, Dein großes Geſchenk, Du Bote Gottes, Du Erlöſer der Menſchheit, Revolution!

„Das ſind pathetiſche Worte!" Meinſt Du? Ja wohl, pathetiſche Worte. Aber nie iſt der Pathos mehr an ſeiner Stelle geweſen als hier, wo die Revolution vor unſerm geiſtigen Auge ſteht. Freilich — wollen wir die Revolution als einen Boten Gottes, als Erlöſer der Menſchheit darſtellen, ſo haben wir uns ſorgfältig darüber zu verſtändigen, was wir uns bei dem Worte Revolution denken wollen.

Was iſt Revolution? Revolution iſt kein Straßenkrawall, keine Emeute; kein Auflehnen des rohen Pöbels gegen eine Obrigkeit, welche Geſetz und Recht achtet, kein wüſtes Morden aufrühreriſcher, verbrecheriſcher Banden, die im Umſturz friedlicher Verhältniſſe ihre Seckel zu füllen und ihre Gier zu befriedigen denken. Revolution iſt nicht eine Auflehnung, die von einer Anzahl mißmuthiger Wühler, von ſelbſtſüchtigen Schwarm- und Rottengeiſtern durch die Künſte der Liſt, der Verleumdung, des Verraths angezettelt, von einer herrſchſüchtigen, nach der Regierungsherrlichkeit lüſternen Parthei entzündet wird. Revolution iſt auch nicht da, wo ſiegreiche Heere im ſoldatiſchen Uebermuthe ihren Feldherrn zum Imperator ausrufen, nicht da, wo eine Eliſabeth von Rußland den Iwan, eine Katharina den Peter vom Throne wirft, um ſich darauf zu ſetzen und — im Uebrigen Alles beim Alten zu laſſen. Revolution iſt die Erhebung eines Volkes für Ordnung, Freiheit und Recht. Sie richtet ſich gegen eine Obrigkeit, welche

ihre Aufgabe verkannt, nicht zum Segen, sondern zum Verderben des Volkes, nicht für vernünftige Ordnung, sondern für heillose Unordnung gewirkt hat; gegen eine Obrigkeit, welche sich weigert, Das als Gesetz zu betrachten und zu verkünden, was Ausdruck des Gesammtwillens ist, welche ihren Willen dem Volkswillen feindlich gegenüberzustellen, nach ihrer Laune das Volk zu gängeln wagt, und die Rechte verletzt, welche nach dem Urtheile des Volkes unveräußerlich und heilig sind. Revolution wird nicht gemacht, nicht angezettelt durch Verschwörungen. Ist die Zeit erfüllt, so braust sie hervor aus der Tiefe des Volksbewußtseins. Im Volk wurzelt sie, nicht im Pöbel, nicht in der Sucht der Wühler. Die Erkenntniß des Volksrechts, die Entrüstung über Monarchenwillkür und Rechtsverachtung sind der Anfang der Revolution. Grollt diese Entrüstung nicht allein im Verborgenen, spricht sie sich nicht allein unter vier Augen, hinter Schloß und Riegel, in leisem Geflüster, sondern laut, frei, öffentlich, von allen Seiten und mit ernstem Nachdruck aus, wird die Regierung bestürmt mit dem entschiedenen Verlangen nach Anerkennung der Volksrechte, gesellt sich zur Bitte die Drohung, zur besonnenen Darstellung die Hinweisung auf rücksichtslose Gewalt, so ist die Revolution im vollen Gange. Wird endlich die Regierung gezwungen, gegen ihren Willen, gegen ihre Absicht dem Willen des Volks sich zu fügen, den Willen des Volks als höchstes Gesetz anzuerkennen, so ist die Revolution vollendet. Daß Kanonendonner brüllt, Schwerter blitzen, Blut vergossen wird, gehört keineswegs zum Wesen der Revolution. Ja, billig sollte jede Regierung, die es in ihrer Verblendung, in ihrer Hartnäckigkeit, in dem

zügelloſen Verlangen der Herrſchſucht und der despotiſchen Willkür bis zum Blutvergießen kommen läßt, die das Leben der Bürger, das ihr heilig ſein muß, den Mordknechten preis gibt, unbedingt und rückſichtslos der ſtrafenden Gerechtigkeit übergeben und jedenfalls für immer beſeitigt werden.

Haben die Völker das Recht der Revolution? Sie haben es! Sie haben es immer dann, wenn ein anderer Weg nicht übrig bleibt, Ordnung, Freiheit und Recht zu ſichern. Ja, ſie haben es immer dann, wenn ſie thatſächlich zur Revolution ihre Zuflucht nehmen! Wie, immer dann? Alſo iſt jede Erhebung eines Volkes wider ſeine Obrigkeit gerechtfertigt und das Unrecht allemal auf Seiten der Obrigkeit? Ganz gewiß! So oft die Erhebung wie ein gewaltiger Strom aus dem Bewußtſein des Volkes, aus dem deutlichen Bewußtſein, dem tiefen Gefühle der Mehrzahl ſeiner urtheilsfähigen, wollenden und ſtrebenden Glieder hervorbricht, ſo oft trägt ſie ihre Rechtfertigung in ſich, und der Sieg, den ſie erringen muß, iſt der zuſtimmende Richterſpruch. Ohne trifftigen Grund, ohne drängende und zwingende Veranlaſſung ſtürzt ſich ein Volk nie in den Strudel der Revolution. Das Volk kennt die Gefahren, welche der Umſturz beſtehender Verhältniſſe mit ſich bringt. Es weiß, daß das Neue nicht ohne Schmerzen geboren werden kann. Wie das Kind nur unter Schmerz und Angſt dem Schooße der Mutter ſich entwindet und der Frühling nur im Kampf und Sturm aus der Umarmung des Winters ſich erlöſt: ſo gewinnt die Revolution dem verhaßten Alten nur mit Gefahr und Opfern das erſehnte Neue ab. Und wie leicht geräth Das, was den edelſten Bedürfniſſen entſprungen, von den erleuchtetſten Freiheitsfreun-

den begonnen war, in die Hände rasender Fanatiker und verschmitzter Bösewichter! Das weiß das Volk. Das sagt ihm die Geschichte und eigenes Nachdenken, ja, das sagt ihm der Instinkt, der im Menschen so mächtig ist wie im Thiere. Thut die Regierung nur nothdürftig ihre Schuldigkeit, begreift sie die schöne Aufgabe, die ihr gestellt ist, ehrt sie das heilige, unverkennbare, nie veraltende Recht des Volkes, beachtet sie seinen Willen und jenes Bewußtsein, welches sich durch das Wort und die Schrift der Urtheilsfähigen leicht und schnell ausspricht: so ist die herzliche Liebe und die ausharrende Treue des Volkes ihr schöner Lohn. Wie leicht schlägt die Liebe zur Obrigkeit Wurzel im Herzen des Volks! Wie leicht schlingt sich das feste und schöne Band der Achtung und des Vertrauens um Volk und Obrigkeit! Und welche Ausdauer haben die Völker bewährt im Dulden, Tragen, Bitten und Flehen. Großartig, kolossal ist ihre Geduld gewesen im Ertragen des bodenlosesten Unsinns, der in den Regierungsmaßregeln seine Stütze fand, im Ertragen der verruchtesten Launen, zu denen allerhöchster Despotenübermuth sich ermüßigt sah. Geben nicht alle Blätter der Geschichte Zeugniß von dieser kolossalen Geduld? Nennt sie uns nicht Hunderte, die ruhig auf ihren Thronen starben, während niedergetretene Völker nur mit Mühe den lodernden Haß und die auflodernde Wuth unterdrückten? Wahrlich, die Völker haben nicht durch Revolution gesündigt, wohl aber dadurch schwer gefrevelt, daß sie sich nicht in männlichem Muthe erhoben haben gegen die Unterdrücker heiliger Menschenrechte. Gegen Regierungen, die das Volksrecht ehren und die Heiligkeit ihrer Aufgabe verstehen, mögen Rotten- und Schwarmgeister

machtlose Empörungen anzetteln, mögen Einzelne freveln, selbst verkürzte Provinzen sich auflehnen, — Völker, gebildete Völker zumal, erheben sich nur gegen schändlich handelnde Regierungen. Jener Karl I. von England hatte der schnödesten Willkürherrschaft, des hartnäckigsten Widerstandes gegen die Volkswünsche sich schuldig gemacht, hatte fort und fort das Gesetz verachtet und die Engländer mit bangen Sorgen um ihre theuersten Rechte erfüllt, ehe es der Wuth seiner Feinde gelang, ihn auf das Blutgerüst zu führen. Die Liebenswürdigkeit seines Charakters so wenig, als die Niederträchtigkeit eines Cromwell und die blinde Wuth der Puritaner kann unser Urtheil ändern! Jener Jacob II. hatte mit der Wuth eines Tigers gemordet und das zitternde England mit den Köpfen und Gliedmaßen seiner Opfer besäet, ehe das gemißhandelte Volk den mächtigen Thron an den edlen Oranier, den dritten Wilhelm übertrug. Jene Ludwige hatten mit teuflischer Kunst das reiche Frankreich ausgepreßt und das treue Volk zur Verzweiflung gebracht, ehe die Revolution den gutmüthigen, doch verrätherischen Schwächling Ludwig XVI. verschlang. Jener Karl X. hatte wie ein Stockblinder den Charakter der Franzosen verkannt, jedes Gefühl, jede Fiber seiner stolzen Unterthanen verletzt, durch Zurücksetzung der Helden aus der großen Kaiserzeit, durch Verschwendung vieler Millionen an die verdienstlosen, adelstolzen Emigranten, durch Begünstigung bigotter, fanatischer Pfaffen, durch Verletzung der theuersten Rechte die Erbitterung der gesammten Nation heraufbeschworen, ehe er, ein greiser Flüchtling, zum letztenmal den Wanderstab in die zitternde Hand nehmen und für immer die Küste des schönen Frankreich ver-

laſſen mußte. Jener Ludwig Philipp hatte auf dem ſchönſten und mächtigſten Throne der Welt die Rolle eines Wucherers geſpielt, hatte mit ſchlaueſter Hinterliſt das freiheitſtolze Volk um eine Frucht ſeines Julikampfes nach der andern betrogen, hatte ſich den Haß und, was ſchlimmer war, die Verachtung des edelſten Theils der großen Nation zugezogen, ehe ſein Thron in den erſten Wehen der beginnenden Revolution zuſammenbrach. Und wie die Völker des geſegneten Italien, wie die edlen deutſchen Völker gedrückt und geknechtet worden ſind, ehe der heilige Kampf für das Menſchenrecht ihnen das Schwert der Revolution in die zagende Hand gab, das weiß Gott! Und jeder Vernünftige, dem nicht die unwürdigſte Selbſtſucht und die blindeſte Verehrung ſeiner perſönlichen Vortheile das ſehende Auge geblendet hat, weiß es auch.

Nein, leicht zerreißt das Band der Liebe nicht, welches den friedlichen Bürger an ſeine Obrigkeit feſſelt. Ohne Noth ſchwört der friedliche Bürger die Schrecken des Aufruhrs nicht herauf. Jeder liebt ſein Leben, ſeine Habe und den heitern Genuß. Wo der Sturm der Revolution hervorbrauſt aus dem empörten Gefühle, wo der Bürger der tiefgewurzelten Ehrerbietung vergißt und die Fauſt mit dem Schwerte waffnet, da hat die Regierung ſchwer, ſchwer gefrevelt. Willſt Du Dich auf die Fürſten berufen, die es wohlgemeint haben mit ihren Völkern und doch dem Looſe der Revolution verfallen ſind? Auf die Fürſten, die im Vertrauen auf ihre angeſtammten Herrſcherrechte dem Willen des Volks ſich widerſetzt haben? Auf Karl I., Jacob II., Karl X., Friedrich Wilhelm IV.? — Angeſtammte Herrſcherrechte? Was ſind das für

Rechte? Ich kenne keine andern Rechte der Fürsten, als die, welche das Volk ihnen zugesteht. Wahrlich, es ist ein Stück des angestammten Götzendienstes, wenn man von angestammten und angeerbten Herrscherrechten spricht. Sind Völker eine Waare, die vom Vater auf den Sohn vererbt wird? Sind Völker Sclavenbanden, die der Herr vererbt, verschenkt, verkauft? Ja, Euer Wahn hat sie zu einer Waare, zu Sclavenbanden, zu Lastthieren herabgewürdigt. Euer Wahn hat den Unsinn von den „angestammten Herrscherrechten" erfunden. In der That und in der vernünftigen Wahrheit, nach der heiligen Ordnung des alliebenden Gottes, der den Menschen zur Freiheit berufen hat, sind Völker Vereine freier Menschen, die von der absoluten Freiheit nur so viel aufopfern, als zum Heile Aller, zur Erreichung des Allen vorschwebenden Zweckes erforderlich ist. Daß die Freiheit Aller gewahrt werde, das Recht walte, die gesetzliche Ordnung segne, der Friede daure, die Bildung wachse, die Kunst blühe, die Wissenschaft den Geist adele, deßhalb wählen oder dulden die Völker Obrigkeiten. Die Obrigkeit kann nicht sagen: dies Recht und jenes Recht will ich haben. Nein, die Völker bestimmen: zu unserm Wohl legen wir vertrauend dies und jenes Recht in Deine Hand. Die Völker sind Alles, die Obrigkeiten nichts, wenn sie sich dem Volke gegenüberstellen. Die Völker sind freie, mündige Personen, die nicht des gestrengen Zuchtmeisters, sondern des Leiters der öffentlichen Angelegenheiten bedürfen. Dieser Leiter der öffentlichen Angelegenheiten, heiße er Präsident, Herzog, König oder Kaiser, ist ihr Beamter, der in ihrem Dienste steht. Sie ehren ihn, weil sie zu ihrem Heile seiner bedürfen und weil sie voraussetzen, daß er

die Größe seiner Aufgabe begreifen werde. Sie legen wichtige Rechte in seine Hand, schöne und große Rechte. Von angestammten und angeerbten Herrscherrechten kann jedoch keine Rede sein. Die Rechte der Fürsten gründen sich auf den Willen des Volks und das Volk entzieht die Rechte, wann es will und wem es will. Oder könnt Ihr Heerscharen vom Monde herabholen, um die Völker der Erde fremdem Willen dienstbar zu machen? Kann eine Macht der Welt die Völker zwingen, wenn sie **wollen**? Eure Floskel: „Wir Hans Peter, von Gottes Gnaden ꝛc." ist eine Albernheit. Von Gottes Gnaden! Nun ja, von Gottes Gnaden steckt der König in seiner Haut, so gut wie der Bettler in der seinigen. Von Gottes Gnaden sitzt der König auf seinem Throne, so gut wie der Lumpensammler auf seinem Lumpenkasten. Aber wie der liebe Gott uns Menschen überhaupt seine Gnade sehr oft durch andere Menschen offenbart, so offenbart er den Fürsten seine Gnade durch die Völker, die ihn auf den Thron berufen oder auf dem Throne dulden. Die Gnade Gottes ist für den König in Beziehung auf seine Herrscherrechte völlig identisch mit der Gnade oder dem Willen der Völker. Wenn die Völker wollen, so ist Hans Peter von Gottes Gnaden König, und wenn sie anders wollen, so wird Hans Peter von Gottes Gnaden zum Land hinausgejagt. Aber das historische Recht!! Wo bleibt das historische Recht, welches doch die Sache umgekehrt, die Fürsten zu Götzen und die Völker zu ehrerbietigen, gehorsamen, kriechenden und schleichenden Götzendienern gemacht hat? Wo es bleibt? Da, wohin es gehört! In der Rumpelkammer, in der man nutzlose Reliquien, Trümmer einer fluchbeladenen Vergangenheit aufbe-

wahrt, um ſie bei paſſenden Gelegenheiten als Warnungstafeln oder als Vogelſcheuchen zu benutzen. Ihr närriſchen Menſchen! Weil menſchlicher Unſinn, menſchliche Rohheit das Verhältniß umgekehrt, weil Zeitverhältniſſe, Gewalt, Liſt, Dummheit, Trägheit ein Uebermaß von Rechten in die Hände einzelner ſchwacher Menſchen gelegt haben, weil Menſchen es ſich Jahrhunderte lang haben gefallen laſſen, Speichellecker der Fürſten zu ſein: ſo ſoll es nach dem „hiſtoriſchen Recht" ſo verkehrt, ſo verderblich, ſo unſinnig bleiben für und für! Weil die Menſchen Narren geweſen ſind, ſo müſſen ſie Narren bleiben in alle Ewigkeit! Wehe Euch, Ihr Völker, wenn Ihr auf die Menſchen vom „hiſtoriſchen Recht", von der „allmäligen Entwickelung an der Hand der Geſchichte" hört! Dann ſeid Ihr gewiß verloren. Glücklicher Weiſe haben die Völker die Macht in Händen. Das kann kein vernünftiger Menſch beſtreiten. Die höchſte Machtvollkommenheit iſt bei den ſouveränen Völkern. Keine Macht der Welt konnte den Ludwig Philipp halten, als das ſouveräne Volk der Franzoſen decretirte: „Das Haus Orleans hat aufgehört zu regieren." Und wenn das ſouveräne Preußenvolk am Morgen jenes 19. März einmüthig decretirt hätte: „Das Haus Hohenzollern u. ſ. w.", wer hätte ihm hinderlich ſein wollen? Die Revolution wird wieder dahin ſtürmen über die deutſchen Lande. Wenn ſie dann den gekränkten Völkern das beſcheidene Wort an die Fürſten in den Mund legt: „Fort mit Euch, die Ihr nichts lernen und nichts begreifen wollt, fort mit Euch!" — meint Ihr, daß die deutſchen Fürſten feſtgenagelt ſind auf ihren Thronen? Meint ihr, daß ruſſiſche Bajonette ſie beſchützen werden? Gewiß nicht,

ſelbſt dann nicht, wenn alle bis dahin fortgejagte Fürſten und Miniſter das ruſſiſche Heer verſtärkten! Die höchſte Machtvollkommenheit iſt bei den Völkern. Wenn die Völker wollen, dann bleiben die Fürſten auf den Thronen. Wenn die Völker anders wollen, dann zerbrechen Krone und Scepter und der Purpurmantel zerreißt in Fetzen. Wie die Völker wollen, ſo müſſen die Fürſten regieren. Der Völker Wille iſt das höchſte Geſetz, und nichts kann Geſetz bleiben, was nicht Ausdruck des Geſammtwillens iſt. Haben die Völker Jahrhunderte den Unſinn der Abſolutmonarchien geduldet, nun, ſo haben ſie ihn geduldet. Sie ſind zu faul geweſen, um gründlich nachzudenken. Sie haben ſich blenden laſſen durch den Wahn der angeſtammten Herrſcherrechte, durch das pathetiſche „Von Gottes Gnaden", durch die heilloſe Macht der Gewohnheit. Sie haben ihre Macht und ihr unveräußerliches Recht nicht gekannt, nicht gewußt, daß Eintracht unüberwindlich macht. Sie ſind zu feig geweſen, um ſich muthig in die Gefahr zu ſtürzen, das Alte zu zertrümmern, die Trümmer ſelbſt zu beſeitigen und auf dem ebenen Boden des Volkswillens das ſtattliche Gebäude der Freiheit aufzuführen. Jetzt iſt es anders geworden. Jetzt kennen die Völker ihre Macht und ihr Recht. Jetzt wiſſen ſie, daß es allein vernünftig iſt, wenn ſich Einer dem Willen der Millionen fügt, nicht umgekehrt. Sie wiſſen das! Fortan ruhen ſie wohl, — in den Todesſchlaf ſinken ſie nicht wieder! Wo noch Monarchenwillkür beſteht, da iſt das Recht und die Pflicht der Revolution gegeben. Ja, die Pflicht! Ein Volk darf ſich nicht niedertreten, darf ſich ſein Recht nicht nehmen, darf ſich nicht knechten und knuten laſſen. Das iſt wider menſchliches und göttliches

Recht. Es ſoll ſeine Freiheit wollen, weil nur in der Freiheit ſeine Würde ſich offenbaren, der Menſch zum Menſchen werden kann. Wo immer ein Fürſt, eine Obrigkeit den Willen des Volkes verhöhnt, wo immer ein Fürſt in trotzigem Uebermuth den Repräſentanten des Volkswillens zuruft: „beſchließt was Ihr wollt, ich werde thun, was ich will", da iſt das Recht und die Pflicht der Revolution gegeben. Es kommt lediglich darauf an, ob das Volk will. Iſt das Volk kraftlos, feig, dumm, niederträchtig, befindet es ſich wohl unter den Huftritten der Despotie, will es die Despotie, nun, ſo geſchehe ſein Wille! Einzelne Erleuchtete, einzelne Freiheitsfreunde haben nicht das Recht, gegen den Willen des Volkes das Feuer der Revolution anzuſchüren. Sie mögen belehren, aufwecken, aufregen ſo viel und ſo gut ſie können, ſie mögen die Schmach der Despotie und den Segen der herrlichen Freiheit verkünden, mögen das Mögliche verſuchen, um das Volk aus ſeinem Todesſchlafe zu erwecken, — greifen ſie zum Schwert, ehe ſie ein erwachtes, wollendes, freiheitbegehrendes Volk hinter ſich haben, ſo thun ſie es auf ihre Gefahr und können ſich nicht wundern, wenn ſie den Kopf an den ehernen Stufen ſanctionirter Despotenthrone zerſchellen. Wenn das Volk will, das Volk das Bedürfniß fühlt, das Volk thätſächlich das Schwert der Revolution in die Fauſt nimmt, dann iſt die Revolution im vollen, heiligen Recht.

Darf jemals das Volk gegen ſeine geſetzlich gewählten und berufenen Vertreter revoltiren?

Der Wille eines größern Volkes kann ſich niemals anders als durch ſeine Vertreter ausſprechen, die in freier Wahl aus ſeiner Mitte hervorgegangen

ſind. Dieſe Vertreter ſtellen das Volk ſelbſt dar. Durch ihren Mund ſpricht, beſchließt, verordnet das Volk ſelbſt, und der Ausſpruch der Vertreter muß als höchſte und letzte Entſcheidung des Volkswillens, als höchſtes Geſetz betrachtet werden. Ein Kampf des Volkes gegen die Vertreter würde ein Kampf des Volkes gegen ſich ſelbſt ſein, würde zur grenzenloſeſten Anarchie und endlich zur ſchmachvollſten Knechtſchaft führen. Allein es fragt ſich, ob die Wahl unter ſolchen Bedingungen vollzogen iſt, daß die Gewählten unter allen Umſtänden als Vertreter ihrer Auftraggeber zu betrachten ſind. Wir werden die nothwendigen Bedingungen einer freien Wahl weiter unten vom Standpunkte der Demokratie aus entwickeln. Jedenfalls will die Majorität der Stimmberechtigten zum Vertreter Den, durch den *ihr* Wille ſich ausſprechen, *ihre* Grundſätze ſich Geltung verſchaffen ſollen. Er iſt *ihr* Vertreter. Er iſt es aber nur ſo lange, als er in *ihrem* Geiſte handelt und nach *ihren* Grundſätzen ſtimmt. Die Vollmachtgeber haben die Pflicht, ihn zu controlliren. Sie *müſſen* das Recht haben, ihm ihren Auftrag zu entziehen, ihn zurück zu rufen, wenn durch ſeinen Mund nicht *ihr* Wille ausgeſprochen wird. Haben ſie dieſes Recht, ſo iſt ein Conflict zwiſchen dem Volke und ſeinen Vertretern eine Unmöglichkeit. Aber wie, wenn ſie es nicht haben? Zur Zeit der Wahl hat der Gewählte um Volksgunſt gebuhlt, hat er heuchleriſch die Worte und Grundſätze des Volkes in den Mund genommen. Kaum iſt der Würfel zu ſeinen Gunſten gefallen, ſo iſt er ein Anderer und — wird zum treuloſen Verräther am Volke. Und die Auftraggeber ſollen das Recht nicht haben, den treuloſen Verräther zurück zu rufen? Nun, dann

iſt er nicht ihr Vertreter, ſondern allein der Vertreter ſeiner Anſichten und Meinungen, ſeines Gunſt und Aemter, vielleicht Miniſterportefeuilles ſuchenden Egoismus. Dann iſt er der allein Berechtigte und die 40 bis 70 Tauſend, die ihn geſandt haben, ſind ſeine Narren, ſind aller Rechte beraubt und wiederum einem ganz heilloſen Despotismus verfallen. Beſteht da oder dort eine Volksvertretung, in der die entſcheidende Majorität durch ſolche, das Volk betrügende, den Willen ihrer Vollmachtgeber nicht achtende Menſchen gebildet wird? Wie, viele Millionen ſollen ſich dem Willen von 2—300 Menſchen beugen, die ſich durch Engherzigkeit, Willkür oder Verrath vom Volke getrennt, dem Willen des Volkes ihre Laune feindlich gegenüber geſtellt haben? Nimmermehr! Gehen die Herren nicht freiwillig, wenn ihnen das Mißtrauen des Volkes auf deutliche und unverkennbare Weiſe zu verſtehen gegeben wird, ſo müſſen ſie fortgejagt und zum Lohne mit Ruthen gegeißelt werden. Das Volk muß das Recht haben, ſeine treuloſen, wetterwendiſchen Vertreter zurück zu rufen. Iſt das nicht der Fall, ſo iſt unter der Vorausſetzung des Abfalls der geſetzgebenden Majorität von der Volksſache die Vertreibung durch Gewalt, alſo die Revolution Recht und Pflicht. Wir denken an Frankfurt. Man ſagte — und erſt ſeit Kurzem hat ſich das Urtheil Vieler geändert —, ja nach Wiens Fall, nach Robert Blum's niederträchtiger Ermordung, nach dem unwürdigen Auftreten des elenden Baſſermann in dem Kampfe der berliner Volksvertreter gegen eine rechtloſe Camarilla ſagte man es in allen Gauen des deutſchen Vaterlandes, daß die frankfurter Majorität die Freiheit ſchändlich verrathen und im Voll-

gefühl ihrer Selbstherrlichkeit das heilige Recht der Völker an hochverrätherische Fürsten, Minister und Aristokraten verkauft habe. Wäre der harte Vorwurf gerecht gewesen, — man dürfte sich nicht wundern. Die Männer sind in Sturmeseile gewählt. Sie sind von einem Volke gewählt, in dem nicht Wenige eben erst durch den Donner der Revolution aus dem Schlafe geweckt waren und Viele sich noch die Augen rieben. Das Recht der Auftragentziehung hatte man sich nicht vorbehalten. Die Vertreter waren vom Volke abgeschnitten. Sie standen nicht mehr auf den Schultern des Volkes, auf selbsteigenen Flügeln flogen sie über die Köpfe ihrer Auftraggeber dahin. Unter solchen Umständen konnte sich allerdings eine volksfeindliche Majorität bilden. Jedenfalls sagte man es. Allein ein „Man sagt es", entscheidet nichts. Wer sagt es? Sagt es die Majorität der einzelnen Wahlbezirke? Sagt es die Majorität des vertretenen Volkes? Tritt die Majestät des Volkes den pflichtvergessenen Vertretern ihrer Selbstsucht imponirend entgegen? Geschieht das auf eine Weise, die jeden Zweifel ausschließt? Wird die Majorität der National-Versammlung mit Mißtrauensvoten überschüttet? Wird ihr der Vorwurf des Volksverraths von allen Seiten an den Kopf geschleudert? Sagt ihr die öffentliche Stimme laut und vernehmlich: Ihr Männer des Vertrauens habt des Volkes Vertrauen und Achtung verloren? Geschieht das und die Herren von der Majorität haben in einem so hohen Grade alles Ehrgefühl verloren, daß sie doch an ihren Plätzen bleiben, nun, so muß eben die Gewalt ihrer Ehrlosigkeit zu Hülfe kommen. Ein Volk ist nicht verpflichtet, nicht berechtigt, durch 2—300 verblendete

Menſchen jene heiligſten Angelegenheiten in heilloſe Verwirrung bringen, die ſchöne Begeiſterung einer großen und gewaltigen Zeit unbenutzt vorüber gehen zu laſſen. Eine allgemeine Mißſtimmung gegen die Männer der frankfurter Rechten hat ſich jedoch bis jetzt keineswegs genügend ausgeſprochen, und daß ſie nicht jedem mißbilligendem Urtheile entſcheidendes Gewicht beilegen, daran thun ſie ſehr wohl. Jedenfalls war das Attentat in Frankfurt nach der Abſtimmung des 16ten September*) ein Verbrechen. Zwar die Entrüſtung, der Zorn der Barrikadenkämpfer war völlig gerechtfertigt. Wir haben ihn getheilt und erklären uns leicht den Ausbruch des empörten Gefühls bei Menſchen, die nicht von Grundſätzen, ſondern von der Empfindung des Augenblickes geleitet werden. Allein das Attentat war ein Verbrechen und eine Dummheit. Ein Verbrechen, weil die deutſche Nation den Willen, ihren Vertretern den erhaltenen Auftrag zu entziehen, nicht ausgeſprochen hatte; eine Dummheit, weil die Unmöglichkeit des Sieges der Barrikaden auf der Hand lag.

Iſt Revolution ein Unglück?

Welche Frage! Beantwortet ſie ſich nicht von ſelbſt? Iſt es kein Unglück, wenn das Band der Eintracht zerreißt und die Hand des Bruders gegen den Bruder ſich waffnet? kein Unglück, wenn der Verkehr ſtockt, der Handel ruht, Hunderte, vielleicht Tauſende verarmen? Iſt es kein Unglück, wenn der Aufruhr

---

*) Betr. den von Preußen im Namen Preußens und des Deutſchen Bundes mit völliger Uebergehung der Centralgewalt geſchloſſenen, und deßhalb ſchmachvollen Waffenſtillſtand mit Dänemark.

durch die Straßen und durch die Länder wogt, und das gemüthliche Stillleben des Schaffens, Sammelns und Genießens wie durch die Macht eines Gewitterſturmes zerſtört iſt? Blickt hin nach Berlin, deſſen Nahrungsquellen verſiegt ſind. Schaut hin nach Wien, jene königliche, ſchändlich verlaſſene Stadt. Fragt die banquerotten Kaufleute, die zurückgekommenen Schuſter, die penſionirten Kanzleiräthe, die jammernden Mütter, u. ſ. w., u. ſ. w., und Ihr werdet den gemeinſchaftlichen, kräftigen und lauten Stoßſeufzer vernehmen: Gott bewahre uns vor dem Uebel der Revolution!

Die unmittelbaren Folgen einer Revolution ſind oft erſchütternd, oft beklagenswerth. Wer trauerte nicht über dieſelben! Gleichwohl ſteht das Wort unerſchütterlich feſt: jede Revolution, jede Erhebung eines gemißhandelten Volks für ſeine Freiheit iſt ein Gottesſegen.

Fragt die Geſchichte. England hat furchtbar gelitten unter der Geißel ſeiner Revolution (1640—1689). Aber aus den Greueln der Revolution erhob es ſich mit jugendlicher Kraft zu vergleichungsweiſer Freiheit und zur Macht des gebietenden Herrn der Meere. Der Protector Cromwell legte den Grund zu ſeiner Handelsgröße (Navigationsacte von 1651), und jene koſtbare Schutzwehr gegen Fürſten- und Beamtenwillkür die Habeas-Corpus-Acte (1679), jener glänzende Triumph der Freiheit über den aberwitzigen Hochmuth der frechen Gewalt, die bill of rights *) (1689), ſind ein Segen der Revolution, der durch Ströme von Blut und ein Menſchenalter voll Kampf nicht zu theuer erkauft iſt. Mit Stolz blickte der berechtigte Engländer

*) Erklärung der Rechte des engliſchen Volkes.

auf die Bewohner des ſeufzenden Feſtlandes. Die Schrecken, welche die Revolution über Frankreich gebracht hat, ſind uns Allen bekannt. Aber hat es nicht erreicht, was das Ziel des vernünftigen Strebens ſein muß? Iſt nicht die Republik verkündet und, ſo Gott will, geſichert? Und hätte es nichts gerettet aus den Stürmen der Revolution, als das Geſchenk jener 4ten Auguſtnacht des Jahres 1791, die in wenigen Stunden ſchöner Begeiſterung das ſeufzende Frankreich von Allem befreite, was ſeit Jahrhunderten ſeine Noth und ſeine Schmach geweſen, von dem Fluch der Feudallaſten und der Privilegien begünſtigter Kaſten, wahrlich, der Gewinn wäre mehr werth geweſen, als alles vergoſſene Blut, als alle Thränen jammernder Mütter und verarmter Krämer zuſammengenommen. Und wir in Deutſchland! Müſſen wir nicht mit tiefer Schaam auf die Vergangenheit zurückblicken? Welch' ein ſchönes, reiches Land iſt uns Deutſchen von der Liebe des allmächtigen Gottes anvertraut! Von dort, wo der Alpen ſchneeige Gipfel den Himmel küſſen, bis zu den Fluthen der Nord- und Oſtſee, von dort, wo der Rhein ſeine Wogen wälzt, bis zur Grenze der Slavenländer, welch' ein reiches, ſchönes, großes Land! Und dieſes ganze Land mit allen ſeinen Reichthümern nichts, — als eine Domäne für 34 Fürſtenfamilien! Zertheilt, zerbröckelt, ſeines Anſehens nach Außen beraubt, ausgeſtrichen aus der Zahl der europäiſchen Mächte, ohne Flotte, ohne Einfluß auf die Weltgeſchicke, ohne Schutz ſeines Handels, von den frankfurter Fürſtenknechten an der Naſe herumgeführt, ſeufzend unter dem Fluch der Abſolutmonarchie, aller Ausſicht, aller Hoffnung einer großen Zukunft beraubt, großer Gott, wie ſcheußlich war es niedergetreten, wie entweiht ſein heiliger

Boden! Und wir ſollten uns nicht ſchämen? Wir Wir krochen vor den Fürſten, wir erhoben ſie in den Himmel. Unſer Schmeicheln und Heucheln trug die Schuld ihres Uebermuths. Wir waren glücklich, wenn wir uns ſonnen konnten in den Strahlen der königlichen Gnade, wenn Orden unſere hohle Bruſt ſchmückten und der Geheimerathstitel endlich unſere beharrliche Entwürdigung krönte. Und wir ſollten uns nicht ſchämen? Aus tiefer Schmach hat uns die Revolution gerettet. Aus tiefer Schmach wird ſie allein uns retten. Die Revolution war und iſt unſere einzige, unſere letzte Hoffnung! Oder habt Ihr wirklich an den allmäligen Fortſchritt geglaubt? Habt Ihr wirklich geglaubt, daß ein deutſcher Fürſt aus freiem Entſchluſſe ſeinem Volke die Freiheit geben würde? Nein, das habt Ihr als vernünftige, als urtheilende Menſchen nicht mehr geglaubt. Ihr konntet und durftet es nicht glauben. Ihr Oeſterreicher wußtet, daß nur die Revolution Euch von Metternich befreien konnte. Ihr wißt, daß ſie allein Euch von Windiſchgrätz erlöſen wird. Und Ihr Preußen? Solltet Ihr nicht die Komödie durchſchaut haben, die unwürdige und lächerliche Komödie, die Eure Regierung mit Euch geſpielt hat? Zwar Euer König hat noch vor Kurzem in einer Cabinetsordre die Verſicherung gegeben, daß er ſtets für die Freiheit ſeines Volks geſtrebt und gewirkt habe. Allein das iſt eine Redensart, über die man lächeln könnte, wenn nicht die Kühnheit, mit welcher ſie die laut zeugenden Thatſachen rückſichtslos ins Angeſicht ſchlägt, doch den Unwillen aufſtachelte. Friedrich Wilhelm IV. hat für Nichts geſtrebt, als für ſeine königliche Vollgewalt. Dieſe war der Abgott ſeines Herzens, der koſtbarſte Diamant ſeiner Herrſcherkrone. Was

er seinem Volke aus freien Stücken gewährt hat, ist nichts weiter, als der bündige Beweis, daß er ihm kein Titelchen vom Gesetze wahrer bürgerlicher Freiheit hat geben wollen. Die berüchtigte Gesetzgebung vom 3. Februar 1847 gibt das volle Recht zu dieser Behauptung. Sie wird eingeleitet durch die Versicherung, daß es der König für eine der höchsten Aufgaben seines königlichen Berufes halte, „die Rechte, die Würde und die Macht der ererbten Krone unversehrt dem Nachfolger zu bewahren." Diese Versicherung findet ihre Erläuterung durch die Eröffnungsrede des ersten Vereinigten Landtags, in der die Majestät den staunenden Landständen zu verstehen gibt, „daß es keiner Macht der Erde je gelingen solle, ihn zu bewegen, das natürliche Verhältniß zwischen dem (absoluten) Fürsten und dem (unterthänigen) Volke in ein constitutionelles zu verwandeln, und daß er es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich „zwischen unsern Herrn Gott im Himmel und dieses Land" ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren"; daß die Krone Preußens nur „nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen solle, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren könne und dürfe, wenn Preußen nicht bald ein leerer Klang in Europa werden solle!" Das war deutlich genug gesprochen, und die Verfassung war ganz darauf eingerichtet, daß der absolute Wille des unbeschränkten Herrschers höchstes Gesetz blieb, während die Herren Stände in der alten Stelle rechtloser Figuranten verharrten. Den Beirath zu Gesetzen, Gutachten für ständische Verfassungsänderungen hatte

der Vereinigte Landtag oder der ständiſche Ausſchuß zu geben, aber die Krone konnte nach eigener freier Beſtimmung Beirath und Gutachten unbeachtet laſſen. Verwarf der ganze Vereinigte Laudtag einſtimmig ein vorgeſchlagenes Geſetz, die Krone hatte die Macht, es dennoch zu veröffentlichen. Bitten und Beſchwerden konnte der Landtag in tiefſter Unterthänigkeit an die Majeſtät gelangen laſſen, aber nicht, wenn die einfache Mehrheit der Abgeordneten, ſondern wenn zwei Drittel der Herrencurie wie der Curie der Ritter, Bürger und Bauern ſie zur ihrigen gemacht hatten. Ob die Majeſtät die Bitte berückſichtigen wolle oder nicht, hing von ihrem eigenen freien Ermeſſen ab; ob die Beſchwerde gegründet ſei oder nicht, unterlag allein ihrer freien Entſcheidung. Nirgend ein entſcheidendes Recht der Volksvertreter, nirgend eine Verpflichtung des Herrn, den Willen der Vertreter zu reſpectiren. Auch nicht das Recht der Steuerbewilligung war den Ständen verliehen. Allerdings ſollte bei neuen Staatsanleihen, bei der Einführung neuer und der Erhöhung alter Steuern die Zuſtimmung der Stände erforderlich ſein. Aber welche Einſchränkungen! Tritt ein Krieg ein oder läßt ſich ein Krieg erwarten (— wann wäre das nicht der Fall! —), wird die Einberufung des Landtags in Berückſichtigung der obwaltenden politiſchen Verhältniſſe (??) nicht zuläſſig befunden (??), ſo ſoll die ſtändiſche Mitwirkung durch Zuziehung einer Deputation von acht, reſp. fünf Mitgliedern erſetzt werden! Einem ſo aufgenommenen Darlehn ſteht dieſelbe Sicherheit zu, als hätten die Stände es beſtätigt! Wenn der König das Hinderniß der Berufung des Landtags beſeitigt erachtet (!), alſo wenn er Luſt hat, ſollen die

Stände mit dem Zweck und der Verwendung des Darlehns bekannt gemacht werden und das bescheidene Recht des allerunterthänigsten Nachsehens haben. Die Forterhebung der bestehenden hohen Steuern, die Verwendung sämmtlicher Staatseinnahmen zur Wohlfahrt des Landes — d. h. nach Lust und Belieben — verbleibt ein ausschließendes Vorrecht der Krone! Die Krone verfügt nach eigenem freiem Ermessen über indirecte Steuern, über Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle, über die Einkünfte und die Substanz der Domänen, und herrscht somit nach freiem Ermessen über das großartige Staatsvermögen so gut wie über den Geldbeutel der allergetreuesten Unterthanen. Nirgend gab diese Verfassung ausreichenden Schutz gegen Herrscherdruck und Beamtenwillkür. In keiner Beziehung nahm sie den Fluch der Absolutmonarchie von dem hoffenden, bitter getäuschten Lande. Von einer Verantwortlichkeit der Beamten, von einer Gesetzgebung durch das Volk, von der Bewilligung der Steuern und der Beaufsichtigung über die Art ihrer Verwendung, von Unverletzlichkeit der Wohnung, Unabhängigkeit der Richter, Schwurgerichten, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, völliger Freiheit der Kirche und Schule, Preßfreiheit, Befugniß, sich zu versammeln, Vereine zu bilden, Adressen zu übergeben, Bewaffnung des Volks, von Alledem, was die Freiheit des Volks gründet und sichert, was die Grundlage der Volksbildung und der Volkswohlfahrt ist, auch nicht die leiseste Spur! Nirgend ein handgreifliches, durchschlagendes Recht, überall nur Schein und Gaukelspiel. Selbst das Recht der Bitte und Beschwerde beschränkt! Selbst bitten durften die Preußen nicht! Blind vertrauen sollten sie dem schwachen Men-

ſchen auf dem Throne, als wäre er der Herrgott ſelbſt. Mit einer ſolchen Verfaſſung hätte man vielleicht hoffen dürfen, Chineſen Sand in die Augen zu ſtreuen und die Bewohner des himmliſchen Reichs durch den Wahn der Freiheit zu beglücken. In dem ſo oft getäuſchten, ſo lange geäfften Preußen konnte ſie bei erleuchteten Freunden des Volks nur Unwillen und Verachtung erwecken. Und welchen Händen war die Verfaſſung anvertraut! Achtzig Mitglieder des Herrenſtandes, 231 Abgeordnete des Ritterſtandes, 182 Städtebewohner und 124 Vertreter der Landgemeinden bildeten den Landtag. 311 Ritter und Herren! Aus dem mächtigen Stande der Bürger und Bauern, dem an Zahl, Reichthum, Einfluß, Steuerkraft, Wehrkraft, Gewerbthätigkeit, Bildung, Grundbeſitz, an Allem, was möglicher Weiſe bei einer Volksvertretung in Betracht kommen kann, tauſendfach überlegenen Stande nur 306! Unter allen Umſtänden den Herren und Rittern die Majorität geſichert; die alte Schmach der Völker, der Schandfleck des Staatslebens, die Privilegien und Vorrechte der Ariſtokratie aufs Neue befeſtigt; dabei kaum eine Möglichkeit, auf verfaſſungsmäßigem Wege für Bauern und Bürger Gerechtigkeit zu erzwingen! Und welche Hinterliſt! Handelte es ſich um Bitten und Beſchwerden, ſo berathſchlagten die Herren in beſonderer Kammer, die drei Stände der Ritter, Bürger und Bauern gleichfalls, und in jeder Kammer mußte die Majorität der zwei Drittel für die Bitte und Beſchwerde ſein. Galt es eine Geldbewilligung, ſo berathſchlagten die vier Stände in einer Kammer und es genügte die einfache Majorität! Bei dieſer ſchmachvoll ſchlechten Verfaſſung hat der erſte Vereinigte Landtag das Mögliche gethan. Er hat Zeug-

niß abgelegt von der Intelligenz, der politiſchen Bildung Vieler im Preußenvolk. Er hat tüchtige Geſinnungen an den Tag gelegt, viel Muth und Begeiſterung, von einigen Seiten eine tüchtige Beredtſamkeit. Aber blieb's nicht beim Alten? Ging nicht die alte Polizeiwirthſchaft ihren ungeſtörten Gang? Bewies nicht die Regierung, daß ſie völlig taub und blind ſei, völlig ungeſchickt, die Zeichen der Zeit zu deuten? Bewies nicht Friedrich Wilhelm IV., daß er nicht die allergeringſte Luſt hatte, der freie König eines freien Volks zu ſein, ſein treues Volk auf die Bahn der Freiheit zu führen? Großes gewirkt hat der Vereinigte Landtag allerdings, aber ſehr gegen die Abſicht Sr. Majeſtät und ihrer treuen Gehülfen, der Herren Bodelſchwingh und Conſorten. Er hat Viele im Volke aufgeweckt, hat das politiſche Bewußtſein gereift, hat das Verlangen nach bürgerlicher Freiheit aufgeſtachelt, hat kräftig vorbereitet auf den Märzſturm, deſſen Bedeutung auch der November nicht verwiſcht hat. Die Revolution war und iſt die einzige Hoffnung der Erlöſung. Der König wollte und will die Freiheit nicht. Er iſt Selbſtherrſcher von Gottes Gnaden durch und durch. Eine Freiheit, wie der März ſie wollte, verabſcheut er. Sie war und iſt ihm ein Greuel! Anders kann es nicht ſein. Friedrich Wilhelm kann die Freiheit eines freien Volks nicht wollen. Nach den Grundſätzen, unter denen Friedrich Wilhelm groß geworden, die er in ſich gehegt und gepflegt hat von Kindesbeinen an, die er früher ehrlich ausgeſprochen hat in den wichtigſten Epochen ſeiner Regierung, kann er nur ein gehorchendes, dem Willen des Herrn ſich beugendes Volk wollen. Ein Volk, das im Bewußt-

ſein ſeiner Souverainetät frei und kühn dem Könige entgegentritt und von ihm Gehorſam gegen das Geſetz fordert, welches durch den Mund ſeiner Vertreter aus Macht des Volks gegeben iſt, ein ſolches Volk muß ihm ein Schreckbild ſein. Wir können ihn deßhalb nicht verdammen. Hätte ſich Friedrich Wilhelm nicht durch ſeine Geldverlegenheit zu dem traurigen Schauſpiele der Geſetzgebung des 3. Februar verleiten laſſen, hätte er nicht mit der Freiheit geliebäugelt, mit dem Wort der Freiheit Spott getrieben, wir würden ihm das Zeugniß geben: er war ein redlicher, aus Ueberzeugung handelnder, mit ſeinem Volke es treu meinender — Abſolutiſt. Daß er nicht die Geiſtesgröße hatte, ſeine Zeit zu durchdringen und zu verſtehen, nicht die Seelengröße, ſich von ererbten Vorurtheilen loszureißen, — wer will mit ihm rechten? Die Revolution war und iſt die einzige Hoffnung Preußens, die einzige Hoffnung Deutſchlands. Aus ihr nur wird mit kraftvollem Flügelſchlage ein freies Volk ſich erheben. Zeigt den Fürſten der Völker Kraft und Macht, dann werdet Ihr frei ſein, frei bleiben. Die Revolution hat Opfer gekoſtet, ſie wird und muß Opfer koſten. Ehe ſie die ganze Fülle ihres Segens ausſchüttet, bringt ſie Kampf, Sturm, Blut. Es wird und muß Zeit vergehen, ehe ihr Segen reift. Die köſtliche Frucht der Freiheit reift nicht in Sturmeseile. Ein Volk, das auf Jahrhunderte des Drucks und der Unmündigkeit zurückblickt, bedarf der Zeit, um den Stolz der Freiheit zu gewinnen, bedarf des Kampfs, um die Tugend, die Kraft, die Weisheit zu erwerben, die der Freiheit würdig macht. Die Morgenröthe ſtrahlt. Der Tag kommt. Er iſt angebrochen. Seine erſten Strahlen fliegen dahin über die blutende

Erde. Hebet die Augen auf und ſehet! Sehet die Waffe in des Bürgers Fauſt.*) Höret jetzt noch den Donner des freien Worts dahinrollen über die Länder. Doch — für den Augenblick ſenkt ſich das feurige Auge des Volksfreundes. Mit tiefem, nagendem Schmerz ſieht er die Gegenwart an. Die Fürſten jauchzen. Die Privilegirten jubeln. Dennoch — der Tag iſt angebrochen. Revolution, Du Tochter des Himmels, Du biſt ein Gottesſegen! Ob die Nacht auf Augenblicke wiederkehre, ob nach Wiens Untergang, nach dem Verrath der potsdamer Camarilla, nach dem unglückſeligen Votum der Frankfurter das Schreckgeſpenſt der Abſolutmonarchie ihrem Grabe entſteige, — Geiſt der Revolution, Du ſchläfſt nicht! Bis das Ziel Deines Strebens erreicht, die Freiheit geſichert iſt, ſchläfſt Du nicht!

IV.

Conſtitutionelle Monarchie.

Conſtitutionelle Monarchie! Das war der allgemeine Ruf, als in Deutſchland die Revolution geſiegt hatte, das Verlangen der ſiegenden Völker wie die Verheißung der geſchlagenen Abſolutmonarchen. Conſtitutionelle Monarchie, — was heißt das? Iſt die conſtitutionelle Monarchie wirklich das Radicalmittel gegen alle möglichen politiſchen Uebelſtände der Gegenwart, der Inbegriff und die Stütze aller verſtandenen

*) Z. B. in Berlin!!

und nicht verſtandenen Freiheiten? An ſich liegt wenig in dem Wort. Es lautet zu deutſch: verfaſſungsmäßige Alleinherrſchaft, Alleinherrſchaft auf Grund einer Verfaſſung. Alleinherrſchaft finden wir überall, wo der Einzelne, der Fürſt nach eigener freier Beſtimmung herrſcht und nicht nach dem Willen von Majoritäten regiert, wo für Geſetzgebung wie für Geſetzvollſtreckung die letzte Entſcheidung in der Hand des Fürſten liegt. Und eine Verfaſſung — beſteht ſie allein dort, wo ſich ein beſchriebenes Blatt Papier als eine zweite Vorſehung breit macht, Fürſten und Volk mit ſeinen Paragraphen zu regieren? Beſteht eine Verfaſſung nicht auch in den Ländern, in welchen ſich durch Gewohnheit und Sitte, durch die Geſchichte und die Entwickelung des Volks eine öffentliche Ordnung als Grundlage der ſtaatlichen Verhältniſſe gebildet hat? Gewiß, ſchon vor dem 3. Februar 1847 hat Preußen eine Verfaſſung gehabt. Auch Rußland, auch die Türkei hat eine Verfaſſung. Hier wie dort beſteht eine öffentliche Ordnung, die an der Hand der Geſchichte gebildet und durch Gewohnheit und Sitte ſanctionirt iſt. Alſo in Berlin, Petersburg und Stambul conſtitutionelle Monarchien! Wahrlich, ſolcher Monarchien halber war es nicht nöthig, die Völker durch die Revolution aus behaglicher Ruhe aufzuſchrecken. Oder gehört zur conſtitutionellen Monarchie nothwendig ein beſchriebenes Blatt Papier mit ſo und ſo viel Abſchnitten und Paragraphen, ſo und ſo viel Artikeln über die verſchiedenen Zweige der öffentlichen Gewalt, ihre Formen, ihre Bildung und ihre Grenzen, die Vertretung der Stände des Reichs, ihre Gerechtſame u. ſ. w.? So hat Preußen ohne Frage ſeit dem 3. Februar eine conſtitutionelle Monarchie ge-

habt, Oesterreich von Alters her. Auch damals, als Metternich sein Unwesen trieb, bestanden in den österreichischen Landen die Constitutionen der Feudalstände des Mittelalters zu Recht, und das benöthigte Blatt Papier wird sich auch wohl vorgefunden haben. Gleichwohl war in Oesterreich und Preußen eine Despotie zur Herrschaft gelangt, die in Petersburg und Stambul wohl formloser, aber nicht heilloser und verderblicher sein konnte. In der Regel denkt man bei „constitutioneller Monarchie" an eine Verfassung, wie wir sie in England, Belgien, Holland u. s. w. finden, in Frankreich bis zum Sturz des Julithrones. Das wesentlichste Merkmal dieser constitutionellen Monarchie ist die Zerstückelung der gesetzgebenden Gewalt. Während die gesetzvollstreckende Gewalt in der Hand des Königs und seiner verantwortlichen Minister liegt, ist das Recht der Gesetzgebung dreifach vertheilt. Ein Stück desselben hat die Krone, ein anderes die Kammer der Grund-, Geld- oder Altersaristokratie, ein drittes endlich die Kammer der Volksabgeordneten. Diese drei Participienten an der Gesetzgebungsgewalt müssen übereinstimmen, wenn ein Gesetz zu Tage gefördert werden soll. Der Beschluß der Volksvertreter hilft nichts, wenn die Aristokraten ihr „Nicht also" sprechen. Stimmen sie bei, so bedarf es nur des monarchischen „Ich will nicht", um den Willen der Volksvertreter zu vereiteln.

Wir wollen uns umsehen nach den Thaten dieser vielgerühmten und vielverheißenen „constitutionellen Alleinherrschaft". Die Geschichte möge uns ihre Früchte zeigen. Es ist wahr, möglicher Weise kann sie leidliche Früchte zu Stande bringen. Sie kann manches schöne Recht dem Volke sichern, kann

der frechſten Monarchenwillkür die Spitze abbrechen. Allein ſie kann auch der Art ſein, daß ſie faſt mit der preußiſchen, öſterreichiſchen, ruſſiſchen und türkiſchen Verfaſſung an Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit wetteifert. Die Verfaſſung Belgiens,*) ſeit dem 7. Februar 1831 in Kraft, geht von dem allein wahren Grundſatze aus: alle Gewalt ſtammt vom Volke! Sie kennt keinen Unterſchied der Stände, keine Vorrechte des Adels. Sie gewährt unbedingte Freiheit des Wortes, unbedingte Freiheit der Kirche und der Schule, Unverletzlichkeit der Wohnung, Unabhängigkeit des Richterſtandes, öffentliches Schwurgericht und das hochwichtige Recht der Vereine. Köſtliche, unſchätzbare Rechte! Gleichwohl leidet ſie an großartigen Mängeln, von denen weiter unten die Rede ſein wird. Durch Cenſus, Senat und abſolutes Veto droht ſie der Freiheit die größte Gefahr. Sehen wir uns in England um. England iſt eine conſtitutionelle Monarchie. Aber welche ſchrankenloſe Herrſchaft der Grundariſtokratie in England, ehe Graf Grey's beharrlicher und kühner Eifer vor 16 Jahren die Umgeſtaltung des Parlaments durchſetzte! Wohl hatte der Engländer ſeine **Magna-charta**, ſeine **Habeas-corpus**-Acte. Wohl durfte kein Engländer „verhaftet, eingekerkert, ſeines Lehnguts, ſeiner Freiheiten und Rechte entſetzt, in die Acht erklärt, aus dem Lande gewieſen werden, als nach geſetzmäßigem Urtheil ſeiner Standesgenoſſen oder nach dem Rechte des Landes." Aber im Uebrigen war die Maſſe des Volks der Willkür einer Anzahl reicher Grundbeſitzer

*) Norwegen iſt mehr ein demokratiſches Königthum, als eine conſtitutionelle Monarchie.

preisgegeben. In der Hand der reichen Grundbesitzer lag das Recht und die Freiheit des Landes. Nur der reiche Grundbesitzer nahm Theil an der Gesetzgebung, nur er bestimmte über Steuer und Zoll, nur so lange er wollte, gab es Preßfreiheit und Vereinsfreiheit, wenn er es genehmigte, ward selbst die Habeas-corpus-Acte zeitweilig außer Kraft gesetzt. Die Masse des Volks war rechtlos und willenlos. Das Oberhaus ward gebildet von den weltlichen Lords, den Erzbischöfen und Bischöfen. In dem Unterhause, dem Hause der Gemeinen, saßen zwar sogenannte Abgeordnete der Städte, aber die Wähler mußten sich nach dem Willen ihrer adligen Grundherren richten. Bath, eine Stadt von 40,000 Einwohnern, schickte zwei Abgeordnete. Diese wurden nicht von jenen 40,000, sondern vom Rathe der Stadt, der sich selbst ergänzte, im Ganzen von 28 Menschen gewählt. Und diese 28 Menschen waren abhängig von den adligen Familien der Marquis von Bath und Palmer. Sie mußten eins ihrer Parlamentsmitglieder aus dieser, das andere aus jener Familie wählen. Edinburg hatte 140,000 Einwohner und sandte nur einen Abgeordneten, den 33 wahlberechtigte Männer ebenfalls aus zwei grundherrlichen Adelsfamilien wählen mußten. Daß viele große Städte gar keinen Abgeordneten schicken durften, daß kleine verfallene, aber von Alters her wahlberechtigte Flecken ungescheut die Wahl an den Meistbietenden verkauften, daß auch die Minister in manchen Orten überwiegenden Einfluß auf die Wahl ausübten, wer wüßte Das nicht? In dem großen Rathe der Nation waren nur die wenigen Familien vertreten, deren Oberhäupter im Oberhause tagten. Eine Vertretung des Volks war gar nicht vorhanden. Was

immer die Familien des hohen Adels, aus denen die Miniſter hervorgingen, im Verein mit dem Könige beſchloſſen, — die Millionen Engländer mußten es ſich ſchweigend gefallen laſſen. Eine conſtitutionelle Monarchie hatten die Engländer, aber vor der ſchmählichſten Adelsherrſchaft waren ſie nicht geſchützt. Es bedurfte eines Kampfes langer Jahre, um die ſchreiendſten Mißbräuche zu beſeitigen, um England von der Schmach zu befreien, daß Millionen armer Engländer im Intereſſe der überreichen Grundherren hungern und verhungern mußten. Und auch heute ſind eben nur die ſchreiendſten Mißbräuche beſeitigt, die ſchreiendſte Ungerechtigkeit in der Vertretung gehoben. Auch heute iſt England nichts weiter, als eine liberal geordnete Ariſtokratie, und ungeachtet der Conſtitution ſind ſeine Ausgaben für Kriegsheer und Kriegsflotte ins Ungeheure geſtiegen, ungeachtet der Conſtitution ſind die Bewohner Irlands noch heute nicht vor dem Hungertode geſichert. Frankreich meinte endlich im Julikampfe des Jahres 1830 ſich eine Conſtitution erkämpft zu haben, die für ewige Zeiten die Freiheit ſichern würde. Eine conſtitutionelle Monarchie hatte Frankreich allerdings unter Ludwig Philipp ſo gut als unter Karl X. Aber während unter Karl X. die Emigranten und die Jeſuiten geherrſcht hatten, kam unter Ludwig Philipp eine Herrſchaft zur Geltung, welche unter allen möglichen Herrſchaften die ſchmachvollſte iſt, — die Herrſchaft der Geldmenſchen, der Ariſtokraten vom Geldſack. Wir halten nicht viel von der Herrſchaft der Ariſtokraten vom Wollſack. Aber verglichen mit der Herrſchaft dieſer Herren vom Geldſack iſt ſie ehrenvoll, edel, hochherzig, beneidenswerth. Frankreich unter der Herr-

ſchaft der Geldmenſchen, — welch ein ſchmachvolles Bild! Seht dieſe Herren in den hohen und höchſten Staatsämtern! Nicht die Größe, die Freiheit, der Ruhm Frankreichs, nicht die Erhebung ſeines für Freiheit und Vaterland ſchwärmenden Volks, nein, ihr Vortheil, ihr Gewinn iſt das Dichten und Trachten ihres Herzens. Mit allem möglichen treiben ſie Handel. Sie verſchachern Pairswürden und Theaterconceſſionen. Die öffentlichen Regiſtrationsarchive ſollen Zeugniß von einem Handel mit Geſetzen geben, wie ihn ſchmachvoller kein Land der Erde, keine Abſolutmonarchie und keine Sultansherrſchaft kennt. Millionen ſollen Miniſtern für Geſetzentwürfe geboten und gezahlt ſein! Solche ſchmachvolle Gerüchte ſind möglich in der conſtitutionellen Monarchie!! Miniſter ſpeculiren in Actien und machen bedeutende Geſchäfte. Miniſter und Generale beſtechen und laſſen ſich beſtechen. Scandale folgen den Scandalen und zeugen von dem fürchterlichen Verderben der Geſellſchaft. Gegen arme Schlucker, welche die Qual der Armuth zu Verbrechen verführt, ſchreitet man ein, — reiche Leute, von ſchnöder Geldgier zu Erpreſſungen und Unterſchleifen getrieben, werden beſchützt! Der Stimmenhandel wird unter obrigkeitlichem Schutze mit ſchnöder Gemeinheit getrieben, aber erkaufte Geſchworene ſprechen die Angeklagten frei! Das Alles erzählten unparteiiſche Blätter über das conſtitutionell-freie Frankreich. Geldmenſchen und Creaturen der Miniſter ſaßen im Rathe Frankreichs. Geldmenſchen und Creaturen der Miniſter gaben und ſanctionirten ſeine Geſetze. Wahrlich, nur Geldmenſchen und Creaturen der Miniſter konnten jene Majorität bilden, welche einem Guizot Jahr aus Jahr ein das Heft in der Hand

ließ. Frankreich hatte eine Conſtitution. Die conſtitutionelle Monarchie war der Preis zahlloſer Kämpfe. Aber die conſtitutionelle Monarchie konnte Frankreich nicht retten, die Freiheit nicht an Frankreichs Boden feſſeln. Trotz der vielfach beſchworenen Conſtitution, trotz der „zur Wahrheit gewordenen" Charte gelang es Ludwig Philipp und ſeinem Helfershelfer Guizot, jede ſittliche Grundlage der Nation zu untergraben, mit einer Sündfluth von Schulden das Land zu überſchwemmen, Millionen über Millionen auf die Befeſtigung der Hauptſtadt zu vergeuden, den Jeſuiten die Thore Frankreichs zu öffnen, die Preſſe mit den unwürdigſten Feſſeln zu belaſten, das ſtolze Frankreich der gerechten Verachtung des Auslandes Preis zu geben, und eine Polizeiherrſchaft zu etabliren, die Berlin, Wien und Petersburg zur Ehre gereicht haben würde! Frankreich glühte für die Freiheit, aber Frankreich ſeufzte unter der Despotie der Geldmenſchen. Frankreich wollte eine Parlamentsreform. Es wollte, daß nicht die Geldſäcke, ſondern daß das Volk in der Kammer des Volks vertreten ſein ſollte. Aber Seine Majeſtät Ludwig Philipp ſetzten trotz der Conſtitution ihren allerhöchſten Willen dem Willen des Volks gegenüber und es blieb beim Alten. Frankreich wollte das Bündniß freier Völker. Es wollte, daß freie Völker in Frankreich Freundſchaft und Schutz fänden. Aber Seine Majeſtät verachteten den Willen des Volks. Sie unterſtützten die ſchweizeriſchen Sonderbündler im Kampf gegen die freie, ihr Recht wahrende Schweiz durch Rath, Geld und Waffen, und als die freie Schweiz über das Pfaffengeſchmeiß geſiegt hatte, da verbündete ſich Herr Ludwig Philipp mit der Despotie in Berlin, Wien und Petersburg, wie dieſe alles Recht

mit Füßen tretend und in der Sprache der unwürdigsten Heuchelei das scandaleuse Verfahren rechtfertigend. Durch Niedertretung der freien Schweiz sollte der Freiheit der letzte Zufluchtsort verschlossen werden. Frankreich hatte eine constitutionelle Monarchie, aber — Frankreich lag in der Hand eines Menschen, der den Geldsack anbetete und den Geldsäcken schmeichelte. Frankreich mußte der Laune des Einzelnen sich fügen, mußte sich zur Versorgungsanstalt königlicher Prinzen und Prinzessinnen entwürdigen, in moralischer Hinsicht an den Bettelstab bringen lassen. „Die Eigenliebe, der Egoismus des Geldes haben entsetzliche Verwüstungen angerichtet. Das Wort Tugend, wenn es nicht Mitleid erregt, ist ein lächerliches Wort geworden. Uneigennützigkeit gilt für Unverstand. Der Dienst des goldenen Kalbes ist in alle Familien gedrungen.“ So schildert ein edler Deputirter in der Kammer von 1846 Frankreich, das freiheitstolze! Was uns aber den besten Aufschluß geben kann über den Schutz, den die constitutionelle Monarchie der Freiheit gewährt, das sind die Lobeserhebungen, mit denen Friedrich Wilhelm IV. seinen theuren Bruder Ludwig Philipp überschüttet. „Wir wollen mit gerechter Bewunderung das erhabene Beispiel betrachten, wenn es einem starken Willen, eiserner Consequenz und hoher Weisheit gelingt, das Bedenkliche in diesen (constitutionellen) Zuständen aufzuhalten, zurückzudrängen und zu beschwichtigen.“ So spricht Friedrich Wilhelm in seiner Rede zur Eröffnung, nicht der Nationalversammlung von 1848, sondern des Vereinigten Landtags von 1847 über Ludwig Philipp. So spricht der entschiedenste Absolutmonarch, der dem russischen Selbstherrscher Nicolaus wohl an „eiserner Consequenz“, aber nicht

an despotischen Gelüsten nachsteht, über jenen Sohn der Julirevolution, der sein Leben dem Schutz der freien Institutionen seines Vaterlandes widmen und die Charte zur Wahrheit machen wollte! So weit war es mit Frankreich gekommen, und — Frankreich hatte eine constitutionelle Monarchie! Wollt Ihr noch weiter sehen, was es auf sich hat mit constitutioneller Herrlichkeit? Seht die constitutionellen Monarchien des alten, guten Deutschland an, z. B. Bayern, Churhessen und Hanover. Constitutionelle Monarchien bestanden da zu Recht. Constitutionen standen Schwarz auf Weiß, verbrieft und versiegelt, auf geduldigem Papier. Aber von Freiheit, von wahrer Volksfreiheit keine Spur. Die Vorrechte des hohen Adels waren mit zärtlichster Sorgfalt gesichert. Der ganze Unsegen der feudalen mittelalterlichen Adelsherrlichkeit, die ganze Schmach einer privilegirten und bevorzugten Adelskaste lag auf den unglücklichen Ländern. Von Preßfreiheit war keine Spur. An das Recht der Vereinigung zu volksfreundlichen Zwecken durfte kein Mensch denken. Ein unabhängiger Richterstand, ein öffentliches, vernünftiges Gerichtsverfahren lebte höchstens in süßen Träumen. Verantwortlichkeit der Minister, freie Wahl, Unabhängigkeit der Deputirten waren Worte ohne Bedeutung. Schutz gegen richterliche und polizeiliche Willkür war nirgend, nirgend zu finden! Entsprach die Willkür den allerhöchsten Wünschen, so konnte keine Macht der Welt Etwas ändern. Die Mißliebigen wurden eingesperrt, verurtheilt, über die Grenze gebracht, wie es gerade beliebte. An salbungsreichen, von Gerechtigkeit und väterlicher Liebe, von treuer, unermüdlicher Sorgfalt für des Landes Wohlfahrt strotzenden Floskeln und Redensarten, an Floskeln und Redensarten, denen die Heuchelei, die Rechtsverdrehung, die

ſchnöde Willkür aus den Augen ſah, fehlte es niemals! Eben ſo wenig an nichtsnutzigen Menſchen, die ſich zu Werkzeugen der Willkür durch Titel und Orden erkaufen ließen, an dummen Volksmaſſen, die den allerhöchſten, höchſten, ſehr hohen und hohen Herrſchaften Beifall klatſchten und in allerunterthänigſter Liebe und Ehrfurcht erſtarben. Conſtitutionelle Monarchien waren da. Die Bayern, Heſſen, Hanoveraner ꝛc. erfreuten ſich der conſtitutionellen Freiheit und Herrlichkeit. Aber die obrigkeitliche Wirthſchaft war in Bayern, Heſſen, Hanover ꝛc um keinen Deut beſſer, wohl aber wo möglich ſchlechter als in Berlin und Wien. Die dem Volke widerwärtigſten Menſchen waren und blieben Miniſter hier und dort. Hier und dort dominirte der allerhöchſte Wille der Majeſtäten und nach dem Willen, nach den Wünſchen des Volkes fragte kein unterthäniges Menſchenkind. In Hanover genügte ein einziges „So wollen wir" aus allerhöchſtem Munde, um die ganze Conſtitution wie ein Kartenhaus umzupuſten. In Bayern mußte Lola Montez kommen, um die geplagten Leute zu erlöſen. Was Churheſſen anbelangt, ſo hatte es den Anſchein gewonnen, als ſei es für den großen, deutſchen Völkerleichnam zum Proſector der berliner Anatomen ernannt. Was man in Berlin Unwürdiges, Niederdrückendes ausführen wollte, das wurde erſt in Heſſen verſucht, — Heſſen aber war eine conſtitutionelle Monarchie und die Heſſen waren conſtitutionsmäßig frei, ja, ein conſtitutionellfreies Volk! Es iſt, als hätte der liebe Gott in ſeinem Zorne die deutſchen Conſtitutionen zugelaſſen, um den ehrlichen Deutſchen den fühlbaren Beweis ihrer Blindheit auf den Rücken zu ſchreiben und ſie gründlich über den Werth der conſtitutionellen Monarchie zu belehren.

Die conſtitutionelle Monarchie begründet in ihren ſeitherigen Erſcheinungen ein unklares, verworrenes Weſen, aus dem für die Dauer unmöglich Heilſames kommen kann. Als genügende Bürgſchaft der Volksfreiheit kann ſie nicht betrachtet werden. Die Geſchichte hat das Verdammungsurtheil über die Abſolutmonarchie geſprochen. Sie ſpricht es aus auch über die conſtitutionelle Monarchie. Gegen Monarchenwillkür, gegen Ariſtokratenübermuth, gegen ſchmachvolle Unterdrückung zahlreicher Volksklaſſen haben ſelbſt die am wenigſten ſchlechten conſtitutionellen Monarchien keinen genügenden Schutz gewährt. Die Belgiſche Conſtitution verbürgt köſtliche Rechte und nur der Blinde würde ihren ſegensreichen Einfluß auf des Landes Wohlfahrt und des Volkes ſittliche Erhebung verkennen können. Gleichwohl theilt ſie die großartigen Mängel, welche nach der bisherigen Erfahrung als die weſentlichſten der conſtitutionellen Monarchie erſcheinen.

1. Sie beſtraft die Armuth. Sie verdammt die Armen zu politiſcher Unmündigkeit und Rechtloſigkeit. Nur wer 20 Gulden jährlicher Steuern zahlt, hat in Belgien das Wahlrecht. Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes erhebt den Menſchen, erweitert ſeinen Blick, erweitert Herz und Bruſt. Sie iſt das beſte Mittel der Volksbildung, der beſte Schutz gegen Selbſtſucht, Mammonsdienſt und Fleiſchesknechtſchaft, der kräftigſte Sporn der Selbſtveredelung. Das Bewußtſein: auch Du haſt ein Recht, wo es ſich handelt um das Vaterland, auch Dein Wort muß gehört, Deine Stimme geachtet werden, reißt den Menſchen empor aus der tiefen Erniedrigung, in der er vor Fürſten ſich in den Staub wirft; weckt ihn aus der Lethargie, in welche der Knecht mit der Zeit

immer verfällt; treibt ihn an, ſich aufzuklären, ſich auszubilden, den Grund Deſſen zu erforſchen, was er verlangt und will. Die Stunden, die er ſeinem Geſchäfte abgewinnt, gehören nicht mehr allein dem Bierkruge und der Branntweinflaſche. Er fragt, hört, lieſt denkt nach, hört endlich auf, ein Thier zu ſein, beginnt endlich, ſeiner Würde als Menſch zu gedenken und den Geiſt wenigſtens in gleiches Recht mit dem Leibe zu ſtellen. Fragt die freien Völker, fragt die Stände, die zur thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen ſind, und ſie werden es Euch mit lauter Stimme zurufen, welch' wunderherrliches Mittel der Menſchenbildung die politiſche Mündigkeit ſei. Und dieſes Mittel wollt Ihr gerade Denen entziehen, die ſeiner am allermeiſten bedürfen? wollt Ihr den Armen entziehen, die durch die Noth ihrer Lage niedergedrückt in täglicher Gefahr ſind, das Bewußtſein ihrer menſchlichen Beſtimmung und Würde zu verlieren? Denen ſo viel verſagt iſt, wollt Ihr ſträflicher Weiſe den Rechtsbrief zerreißen, den ihnen Gott in die Wiege gelegt hat? Wie, nur der Beſitzende habe ein lebendiges Intereſſe an den Angelegenheiten des Vaterlandes? Lebendiges Intereſſe? Iſt der Arme nicht intereſſirt, wenn der Handel ſtockt und die Regimenter im blutigen Spiel auf den Saatfeldern manoeuvriren? nicht intereſſirt, wenn Kirche und Schule von den zärtlichen Armen der Despotie ans Herz gedrückt werden? Und wo ſind die Beſitzloſen, denen Ihr das Intereſſe abſprecht? Die Armen beſitzen auch! Sie beſitzen Arme und Beine, Weib und Kind. Sie beſitzen einen Geiſt, der gebildet ſein will, ein Herz, das fühlt, und vor Allem einen Magen, der bellt, wenn es am Beſten fehlt. Die Armen wären zu dumm, als daß ſie beurtheilen könnten, was dem Staate diene?

So, — müſſen ſie dumm bleiben, weil ſie dumm ſind? Habt Ihr die Weisheit mit der Muttermilch eingeſogen? Hütet Euch, daß ſie nicht einmal ſo klug werden, daß Euch Hören und Sehen vergeht! Die Armen, ſo meint Ihr weiter in väterlicher Fürſorge, haben keine Zeit, ſich mit Wahlangelegenheiten u. ſ. w. zu beſchäftigen. Ich meine, Das iſt allein Sache der Armen und nicht die Eurige! Wollt Ihr Vormünder der Armen ſein, ſo bevormundet ſie, wenn ſie Hunger haben. Die Sorge über die Zeit für Wahlangelegenheiten überlaßt getroſt ihnen ſelbſt. Ihr befürchtet, daß die große Zahl der unverſtändigen Armen und Unbemittelten die Stimme der Weiſen und Einſichtsvollen überſchreien werde. Nun, wenn die Armen Eure Weisheit überſchreien, wenn die Kraft der geiſtigen Bildung bei Euch ſich nicht offenbaren, bei Euch nicht die ihr gebührende Herrſchaft behaupten kann, wenn Ihr nicht im Stande ſeid, durch geiſtige Ueberlegenheit den Unverſtand zu beherrſchen und die Rohheit zu zügeln: ſo verdient Ihr grade auch, daß Ihr überſchrieen werdet. Und welchem Grundſatze huldigt Ihr? Wahrſcheinlich ſetzt ihr die Berechtigung des Volkes zur Geſetzgebung voraus. Wo iſt das Volk? Wer gehört zum Volke? Etwa blos die Wohlhabenden und Reichen? Etwa Alle bis zu Euch herab, Euch natürlich eingeſchloſſen? Welche Blindheit! Der Arme gehört ſo gut zum Volke wie der König, und der Lumpenſammler ſo gut wie die Excellenz und die Durchlaucht. Da iſt kein Unterſchied. Sie ſind allzumal Glieder des Volks und nothwendige Organe des Volkslebens. Es iſt grundſatzloſe Thorheit, Tauſende, Millionen, ja den größten Theil des Volkes von der Freiheit auszuſchließen, weil — die Millionen nicht Geld genug haben!

2. Die conſtitutionelle Monarchie begünſtigt die

Aristokratie, sei es Grund-, sei es Geldaristokratie. Sie hat neben der Kammer der Volksrepräsentanten, die im zweiten Range steht, eine erste Kammer, — Pairskammer, Oberhaus, Herrencurie (!), Senat oder mit einem ähnlichen Namen benannt. Diese erste Kammer vertritt den Adel oder den Reichthum oder Beides zugleich. In Belgien heißt die erste Kammer Senat. Zum Senator darf nur gewählt werden, wer 40 Jahr alt ist und eine jährliche Steuer von wenigstens 1000 Gulden bezahlt. Nach der potsdamschen Constitution vom 5. December bekommen die Mitglieder der ersten Kammer weder Reisekosten noch Tagegelder, und allein von den wohlhabendern Volksklassen werden sie gewählt. Wer sieht nicht im Geiste die Aristokratenkammer als wirksamen Hemmschuh einer demokratischen Volkskammer? Jedenfalls — der Reichthum ganz besonders zärtlich bedacht, durch eine abgesonderte Kammer befürsorgt. Was den Herren vom Geldsack nicht gefällt, das wird beanstandet und ob das ganze übrige Volk es einmüthig verlangt! Der Reichthum gewährt an sich nicht allein Genuß, sondern auch Ansehn und Einfluß. Der Reichthum ist ein mächtiger Vertreter. Er sichert seinem Manne eine vollgeltende und vollklingende Stimme. Nach Tausenden zählen sie, die sich in die Launen und Ansichten der Reichen schicken zu müssen meinen. So hat der Reichthum für sich schon große Macht. Er ist völlig sicher, daß seine Interessen nicht unberücksichtigt bleiben. Gleichwohl wird ihm eine ganze Kammer eingeräumt, die mit der Kammer des Volks gleiche Rechte hat. Nun können die reichen Senatoren allerdings sehr billige, hochherzige, volksfreundliche Männer sein, denen das Beste des ganzen Volks am Herzen liegt und ein billiger Volkswunsch die freudige Zustimmung ab-

gewinnt. Dann geht die Sache vortrefflich. Aber wie nun, wenn sie geldstolze, engherzige, selbstsüchtige Menschen sind? Die Erfahrung und besonders die Geschichte der constitutionellen Monarchien lehrt es, daß die Reichen so gut wie die Herren vom hohen Adel ihr Interesse sehr oft den Interessen des Volks feindlich entgegenstellt und entgegengestemmt, sehr oft das Wohl des Volkes verrathen haben, um ihre Verehrung gegen Geldsäcke und — Adelsdiplome an den Tag zu legen. Eben so lehrt Erfahrung und Geschichte, daß die Regierungen weit öfter geneigt sind, mit den Reichen gegen die Wohlhabenden, mit dem Adel gegen die Bürgerlichen zu stimmen, als umgekehrt. So werden voraussetzlich in constitutionellen Monarchien die Interessen der überwiegenden Mehrheit des ganzen Volks dem Interesse eines verhältnißmäßig sehr kleinen Standes geopfert. Und wiederum fragen wir: welcher Grundsatz rechtfertigt die abgesonderte Vertretung, die heillose Bevorzugung der Aristokratie? Das Volk soll vertreten werden, das Volk soll Gesetze und Steuern bewilligen. Gehören die Aristokraten etwa nicht zum Volke? Sind sie ein Besonderes, das über dem Volke schwebt oder auf dem Volke schwimmt wie das Fett auf dem Wasser? Sind sie eine höhere Potenz, die zwischen Volk und Regierung in der Mitte steht wie die Engel zwischen dem lieben Gott und den Menschen? Reiche und Edelleute gehören zum Volke, nicht mehr und nicht weniger als Tagelöhner und Knechte, und wo das ganze Volk seine Vertreter wählt, da müssen nach vernünftigen Grundsätzen auch Reiche und Edelleute, Tagelöhner und Knechte ihre Vertreter wählen. Oder wollt Ihr die verschiedenen Stände besonders vertreten wissen? Nun, so gründet auch besondere Kammern für Gelehrte, für Staatsbeamte,

für Kauf- und Fabrikherren, für Handwerker, für Gesellen, für Tagelöhner u. ſ. w. u. ſ. w., und ergötzt Euch an dem unaufhörlichen Herumzanken und Hadern; freut Euch, wie ſich das Volk in ſeine Bruchtheile auflöſt, und am Ende ein Krieg Aller gegen Alle ſich entwickelt. Oder wollt Ihr nur den Reichen den Wohlhabenden gegenüber eine beſondere Kammer zugeſtehen? Nun, ſo ſeid billig, ſo gönnt den Proletariern aller Klaſſen und Grade auch wenigſtens eine Kammer, etwa eine Kammer der Bettelſäcke. Was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig, und die Bettler bedürfen es gewiß am allermeiſten, daß ihre Intereſſen in einer beſondern Kammer vertreten werden.

3. Die conſtitutionellen Monarchien haben das ganze Adels-, Titel- und Ordensunweſen mit allen ſeinen heilloſen Folgen beibehalten. In Frankreich und Belgien ſind zwar die Vorrechte des Adels beſeitigt und die feudalen Herrlichkeiten zu Grabe getragen. Allein Seine Majeſtät, Ludwig Philipp, haben Grafen und Herzöge gemacht, und der König von Belgien hat das Recht, Edelleute nach Luſt und Belieben zu ernennen. Ludwig Philipp hat das Kreuz der Ehrenlegion ausgetheilt, König Leopold den Leopolds-, und die Königin Victoria den Hoſenbandorden. Was die Titel anbelangt, ſo gibt es Geheimräthe, Hofräthe, Kanzleiräthe und ähnliche Albernheiten in dem conſtitutionellen Bayern ſo gut wie in Preußen und Oeſterreich. In Monarchien kann es kaum anders ſein. Die Monarchien bedürfen ſolchen Tandes und Spielwerks für große Kinder. Der Monarch will, ſo viel als möglich, ſeinem Titel Ehre machen. Er will „allein herrſchen" nach eigener, freier Beſtimmung, nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren. So lange in den Fürſten der monarchiſche

Stolz ſich bläht, werden ſie alle von dem Kitzel geplagt ſein, die Rolle des Kaiſer Nicolaus zu ſpielen. Sie werden nach Erweiterung ihrer Macht ſtreben, das Volk um Freiheiten betrügen, die Rechte des Volks in Frage ſtellen, beſchränkende Geſetze umgehen und überſchreiten, ſo viel als irgend möglich. Sie werden vor den bedenklichſten Schritten nicht zurückbeben, nicht Frevel und Verbrechen, kaum Bürgerkrieg, kaum Mord und Todtſchlag ſcheuen, wenn die Ausſicht eines glücklichen Erfolges winkt. Dazu bedürfen ſie der willfährigen Werkzeuge. Geld allerdings iſt das beſte Mittel, nicht allein Acker und Vieh, ſondern auch Menſchen zu kaufen. Allein — Geld iſt nicht immer da, iſt oft theurer als guter Rath, aber Titel und Orden ſind immer da, ſind ſpottwohlfeil, laſſen ſich mit vollen Händen verſchleudern ohne irgend einen Verluſt für den Geber. Und merkwürdig, nach der Geldgier kommt im Herzen monarchiſcher Creaturen die Ehrgier. Klingende Titel und glänzende Orden haben Tauſende gefangen, geblendet, taub gemacht gegen die Stimme der Ehre, blind gegen die Gebote der Pflicht. Titel und Orden ſind eine Lockſpeiſe, dienſtwillige Creaturen in großen Scharen um den Thron des Allergnädigſten zu verſammeln. Wo das Aas iſt, verſammeln ſich die Aasvögel. Daß der moderne Adel in der Mehrzahl ſeiner Glieder ein willfähriger, ſpeichelleckeriſcher Knecht der Könige, ein bereites Werkzeug ihrer Herrſchergelüſte geweſen, daß er ſtets mit hoher Bereitwilligkeit den Bürger niedergetreten, im Bürger die Menſchenwürde verachtet hat, um in der Gunſt der Majeſtäten die Stütze ſeiner fluchwürdigen Privilegien zu finden, das weiß heutigen Tages jedes Kind. So lange es Monarchen, **Alleinherrſcher** gibt, gleichviel ob abſolute oder

conſtitutionelle, ſo lange wird es Titel, Orden und Adel geben. Dies Kleeblatt aber muß beſeitigt werden. Titel, Orden und Adel ſind völlig unzuläſſig, völlig unmöglich in einem freien Staate. Das Titel- und Ordensunweſen entwürdigt den Charakter und verpeſtet die Geſinnung. Es ſtachelt einen Ehrgeiz auf, führt einen Dünkel herbei, der bei abſolut-preußiſchen Geheimräthen in der Ordnung, bei dem Bürger eines freien Staates von der größten Gefahr iſt. Es gibt einer Eitelkeit Spielraum, bei deren Anblick man an der Menſchheit verzagen könnte. Schlaue Gewaltherren haben durch Titel und Orden zu jeder Niederträchtigkeit, zu jedem Verrath die bereitwilligſten Helfershelfer erkauft, haben durch Titel und Orden den gefährlichen Geiſt erſtickt, der Ketten zerbricht und Monarchien zertrümmert. Monarchen wollen Schmeichler und Heuchler und kriechende Sclaven, darum müſſen ſie Titel und Orden haben. Freie Staaten wollen freie, unabhängige Männer, die wohl dem Geſetz und ihrer Pflicht gehorchen, aber im Uebrigen vor keinem Menſchen ſich beugen. Freie Staaten wollen feſte, männliche Charaktere, die um Gottes und des Gewiſſens Willen thun, was ſie zu thun ſchuldig ſind, und keines andern Lohnes bedürfen, als der Achtung freier Männer. Darum verwerfen ſie als unwürdiges Spielwerk, als lächerliche Albernheit Titel und Orden. Auch den Adelstitel dulden ſie nicht. Der Adel hat ſich als ein Krebsſchaden an der bürgerlichen Geſellſchaft bewährt. Laßt die Adelstitel beſtehen, — und das Verlangen nach den zu Grabe getragenen Privilegien wird wach bleiben, wird jedem herrſüchtigen Volksunterdrücker ein Heer ſchlauer, ſelbſtſüchtiger Volksfeinde zuführen. Die Adelsvorrechte ſind begraben, die Adelstitel müſſen folgen!

4. Die constitutionellen Monarchien haben dem Könige das unbedingte Veto zugestanden. Auch die belgische Verfassung thut das. Der Wille des ganzen Volks mag in einem Gesetzvorschlage den Ausdruck finden, einstimmig mögen beide Kammern ihn gebilligt, wiederholt mögen sie ihn mit demüthiger und inständiger Bitte an den Stufen des Thrones niedergelegt haben: es steht im Rechte des Monarchen, ihm die Zustimmung zu versagen und seine Erhebung zum Gesetze zu verhindern. Ein solches königliches Recht entspricht völlig dem Begriffe der Monarchie. Der Monarch, der Alleinherrscher, muß das höchste Recht der Entscheidung, er muß die gesetzliche Macht haben, seinen Willen dem Willen des Volks gegenüber zur Geltung zu bringen. Muß er sich beugen vor dem Gesammtwillen des Volks, so mag ihm jeder andere prächtig klingende Titel gegeben werden, nur der Titel des „Monarchen" gebührt ihm nicht! Habe ich nöthig zu beweisen, daß das monarchische Veto mit wahrer Volksfreiheit unvereinbar ist? Ist Volksfreiheit denkbar, wenn der Gesammtwille des Volkes nicht höchstes Gesetz ist? Hebt nicht das Recht, nach welchem der Einzelne das gesammte Volk von seiner willkürlichen Entscheidung abhängig machen darf, den Begriff der Volksfreiheit völlig auf? Volksfreiheit ist Selbstbestimmung des Volks, Unterordnung unter das selbstgegebene Gesetz. Das monarchische Veto ist eine Unmündigkeitserklärung des Volks, das Grab der Freiheit. Ihr sagt etwa: der König kann und wird von seinem Veto keinen Gebrauch machen, wenn die Volksvertreter einmüthig oder in achtunggebietender Majorität einen Gesetzvorschlag zu dem ihrigen gemacht haben. Er wird sein Veto nicht gebrauchen? Wo steht das geschrieben? Die Könige Englands haben

allerdings ihr Veto ſeit langer Zeit nicht gebraucht. Folgt daraus, daß auch die Könige von Preußen, daß auch ein Hohenzollern, ein Friedrich Wilhelm IV. vorkommenden Falls aus Achtung der Volksrechte ſeinem Rechte entſagen werde? Oder betont Ihr das: er kann es nicht gebrauchen? Meint Ihr etwa, er habe nicht die Macht, es zu gebrauchen? Nun, hat er dieſe Macht wirklich nicht, wozu ſoll ihm dann das Recht gegeben werden? Legt Ihr zum Schein, zum Scherz, zum Spiel ein Recht in des Königs Hand? Wollt Ihr ihn durch den Schein der Macht über den Verluſt der Macht tröſten? Seht Ihr nicht das Unwürdige, das Unſittliche, das Heuchleriſche eines ſolchen Verfahrens? Täuſcht Euch nicht! Legt das unbedingte Veto in die Hand eines Hohenzollern, eines Wittelsbach u. ſ. w., und ſie werden Euch bald und deutlich den Beweis führen, daß ſie dem Volkswillen, den Volkswünſchen gegenüber das Veto ſprechen können und ſprechen werden. Meint Ihr, die conſtitutionellen Kammern hätten in der Verantwortlichkeit der Miniſter und in dem Recht der Steuerverweigerung wirkſame Mittel, den König zur Achtung des Volkswillens zu zwingen? Ich ſage Euch, der König wird die Kammer, welche Steuern verweigert und Miniſter verklagt, auflöſen, wird bei dem großen Einfluſſe, den die conſtitutionelle Regierung immer auf die Wahlen ausüben wird, bei dem trefflichen Mittel der Titel, Orden und Adelsverleihung eine Kammer zuſammenſuchen, welche „wohlgeſinnt, beſonnen und patriotiſch" genug iſt, den „billigen" Wünſchen des Monarchen ſich zu fügen. Und welch' ein unwürdiges, verderbliches Schauſpiel! Der König macht von einem Rechte Gebrauch, welches das Geſetz ihm beilegt. Er thut es vielleicht in beſter Abſicht, in der feſten Ueberzeugung

daß der Gebrauch im wohlverſtandenen Intereſſe des Volks gemacht ſei. Und Ihr wollt ihm nun die Steuern verweigern? Ihr wollt ihn dafür beſtrafen, daß er ſich eines geſetzlichen Rechtes bedient hat? Ihr wollt durch Verweigerung der erforderlichen Geldmittel die ganze Regierungsmaſchine ins Stocken bringen, Verwirrung anrichten und einen jedenfalls verderblichen Krieg zwiſchen Volk und Regierung anzetteln? Habt Ihr einmal das gefährliche Recht des abſoluten Veto in die Hand des Königs gelegt, ſo ſeid Ihr verpflichtet, Euch den Gebrauch gefallen zu laſſen. Rechte ſind kein Kinderſpiel. Der König iſt verpflichtet, ſich ſeines Rechtes nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu bedienen. Iſt er überzeugt, das der Wille des Volks, d. h. der Wille der Volksvertreter dem Volke verderblich ſei, ſo muß er von Gottes und Gewiſſens wegen ſein Veto ſprechen. Euer Hülfsmittel der Steuerverweigerung iſt ein trauriges, unſittliches, verderbliches.

5. Die conſtitutionelle Monarchie zerreißt das Volk und zertheilt die geſetzgebende Gewalt, die nothwendig eine einheitliche ſein muß. In ihrem innerſten Weſen liegt Unklarheit und Grundſatzloſigkeit, Verwirrung und Nöthigung zu den widerwärtigſten Kämpfen. Das Volk, welches als ein Ganzes, als ein einheitlicher Organismus betrachtet auch nur ein Intereſſe, ein Ziel, eine Aufgabe hat, zerreißt und zerklüftet ſie in vier Maſſen: Proletarier, Bürger, Adel und Monarch. Jede Maſſe hat aus Grund der Conſtitution ihre eigenthümlichen Nachtheile, Rechte und Vorrechte. So bildet ſich ein vierfaches Intereſſe in dem einen Volke. Vier Parteien ſtehen ſich gegenüber. Jede blickt mit Neid und Beſorgniß die andere an. Jede fürchtet die Uebergriffe der andern. Jede ſtrebt nach Erweiterung ihres Einfluſſes, ihrer Macht. Fragt die Geſchichte

des conſtitutionell-monarchiſchen Syſtems. Sie zeigt Euch Proletarier, die mit Unmuth und Groll ihre Rechtloſigkeit dulden, einen Bürgerſtand, der mit Verdruß die Vorrechte der Ariſtokratie trägt, eine Ariſtokratie, die zwar oft gegen den Bürger mit dem Monarchen gleiches Streben hat, aber ihre Vorrechte mit Argusaugen überwacht, und — einen Menſchen, der Monarch heißt, und ſo viel als möglich Monarch ſein will, und — ſo viel in ſeiner Macht ſteht alle Klaſſen des Volks betrügt. Ein Abringen und Abdingen, ein Feilſchen und Markten um Rechte, ein Streiten, Intriguiren, Chicaniren, das jeden wahren Frieden unmöglich macht und die gegenſeitige Achtung, das wechſelſeitige Vertrauen untergräbt, iſt ganz unvermeidlich. Laßt den conſtitutionellen Monarchen als Mann von Ehrgeiz und Thatkraft daſtehn, und er durchſtreicht die „Paragraphen" und regiert die „Majoritäten" und kehrt mit Hülfe der einen oder der andern Maſſe des zerklüfteten Volks das Unterſte zu oberſt. Gebt ihm die Schlauheit, die Hinterliſt, die Gewandtheit und Zähigkeit eines Ludwig Philipp, und er bringt entweder das Land zur Verzweiflung oder ſich um die Krone. Die Schwäche, die Trägheit und Apathie des Monarchen iſt der einzige ſichere Schutz der conſtitutionell-monarchiſchen Verfaſſung. Nehmt ein Weib, das zufrieden iſt, wenn es in gemüthlicher Ruhe ſich begatten und Kinder gebären kann, und — Ihr habt den beſten conſtitutionellen Monarchen von der Welt! Und welch' eine koloſſale Thorheit! Die geſetzgebende Gewalt vertheilt an drei Mächte, die in tauſend Fällen die verſchiedenartigſten Intereſſen haben, in tauſend Fällen im offenbarſten Kampf mit einander ſtehen! Seht Ihr nicht, wie bei einiger Schlauheit eines herrſchſüchtigen Fürſten das

Geſetz nimmermehr der Ausdruck des Volkswillens werden kann? wie ein ſchlauer, gewandter Monarch in der Ariſtokratenkammer ſtets einen treuen Verbündeten, ein feſtes Bollwerk gegen den mißliebigen Volkswillen haben wird? In Deutſchland zumal! Duldet in Deutſchland Ariſtokratenkammern, und die Männer des Volks werden ſich an Monarchenwillkür und Ariſtokratenübermuth die Köpfe zerſchellen. Gebt immerhin dem Staate eine conſtitutionelle Färbung, — laßt die Geſetzgebung dreifach getheilt ſein, laßt der Krone ihr unbedingtes Veto und reichen Herren eine erſte Kammer, ſo iſt nichts gebeſſert, und der Fluch, der auf Deutſchland gelegen, bleibt vor wie nach! Meint Ihr wieder, die Wirklichkeit ſei nicht ſo ſchlimm wie die Theorie? Ihr verweiſet uns auf Frankreich, wo die Pairskammer faſt zur Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken war. War das gut und heilſam? Iſt es gut und heilſam, wenn eine erſte Kammer ihre Bedeutung und ihren Einfluß verliert? Ihr meintet aber auch, es ſei gut und heilſam, wenn der König ſich ſeines Veto nicht bediene. Alſo — Eure conſtitutionelle Monarchie iſt dann gut und heilſam, wenn die eine Gewalt das ihr zuſtehende Recht nicht ausüben kann und die andere es nicht ausüben will! Nun ſo ſeid vernünftig, gründet eine Verfaſſung, die allein dann gut und heilſam wirkt, wenn Jeder das ihm gebührende Recht mit Kraft und rückſichtsloſer Entſchiedenheit ausübt! Verweiſet alle erſten Kammern in das Gebiet der Geſchichte vergangener Tage, und die Fürſten — nun, wollt Ihr ſie nicht auch der Geſchichte überlaſſen, o nehmt ihnen wenigſtens die Laſt und die Gefahr des Veto ab.

Die conſtitutionelle Monarchie konnte als Ziel des Freiheitsſtrebens, als Bürgſchaft der Volksfreiheit in

einer Zeit erſcheinen, in der die Maſſe der Völker, von den Klauen des Abſolutismus niedergetreten, im politiſchen Todesſchlafe lag, und ſelbſt die Weisheit der entſchiedenſten Freiheitsfreunde das dicke, ſchwarze Gewölk nicht ſah, welches den conſtitutionellen Freiheitshimmel trübt. Verglichen mit der Abſolutmonarchie gewährt ſie in ihrer beſten Geſtalt einige, nicht unerhebliche Vortheile. Wäre ſie uns ſo als freies Geſchenk vernünftiger Fürſten im tiefſten Frieden dargeboten, — wir hätten ſie als vorläufige Abſchlagszahlung und als Anfang des Endes mit einigem Danke hinnehmen können. Jetzt können und dürfen wir das nicht. Das Volk hat mit den Waffen in der Fauſt halsſtarrigen Fürſten ſein Recht abgetrotzt. Blut iſt gefloſſen. Opfer ſind gefallen. Sie dürfen nicht gefallen ſein, um eine Zwittergeburt, eine Mixtur von Freiheit und Knechtſchaft zu Tage zu fördern. Wir bedürfen einer ſicherern Bürgſchaft der Freiheit, einer feſtern Grundlage der Völkerwohlfahrt, als das monarchiſche Veto und das Gezänk der Kammern uns gewährt. Volksfreiheit fordert Volksherrſchaft.

V.

Demokratie.

Demokratie heißt die Bürgſchaft der Freiheit und des Rechts, die ſichere Grundlage der Volkswohlfahrt, welche das Ziel des Völkerkampfs, das Ziel der Revolution ſein muß. Die Revolution wird nicht früher das Schwert in die Scheide ſtecken, als bis das Recht der Demokratie anerkannt und ſeine Geltung geſichert ſein wird.

Demokratie ist nicht Pöbelherrschaft. Demokratie will nicht und duldet nicht die gesetzlose Brutalität roher, ungeschlachter Pöbelmassen, nicht die rohe Willkür der Armen über die Reichen, der Niedrigstehenden über die Höhergestellten, der Unwissenden und Ungebildeten über die Unterrichteten und geistig Durchgebildeten. Demokratie ist nicht da, wo der alte Wahn der Absolutmonarchien im Wesentlichen beibehalten und nur die Rollen gewechselt werden, wo die niedern Volksschichten ihrer Wuth gegen die früher Bevorzugten und Bevorrechteten die Zügel schießen lassen und nun ihrerseits drücken, knechten, niedertreten wie sie früher gedrückt, geknechtet, niedergetreten sind. Wo eine gesetzlose Pöbelmasse die Alleinherrschaft üben und ihren ungezügelten Willen als Gesetz erkannt wissen will, da ist Demokratie unmöglich, da wüthet eine Zeitlang die Anarchie, die in der Despotie des Klügsten, Schlausten und Frechsten den würdigen Nachfolger findet. Demokratie ist Volksherrschaft. Das Volk aber bildet nicht der Pöbel. Zum Volk gehören auch nicht allein die ärmern, bis jetzt unterdrückten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Volk gehören alle Glieder einer durch Abstammung, Sprache, Sitte, Gesetz, Aufenthaltsort verbundenen Menschenmenge, Fürsten so gut wie Bettler, Reiche so gut wie Arme, Hochgebildete wie Ungebildete. Das Volk soll herrschen, das will sagen: Alle, die der Gemeinschaft angehören, sollen Theil haben an der Herrschaft, und nur Die sollen ausgeschlossen sein, welche die Natur oder die Gerechtigkeit ausschließt, Kinder, Blödsinnige und Verbrecher.*)

---

*) Das Weib soll nicht ausgeschlossen sein von der Herrschaft. Aber es soll sie üben, wie es sein hoher Beruf, seine

Iſt das möglich? Kann das ganze Volk Theil haben an der Herrſchaft?

In jedem menſchlichen Gemeinweſen, welches menſchenwürdige Zwecke verfolgt, muß das Geſetz der Herr ſein, das Geſetz, welches die Freiheit der Einzelnen zum Wohle Aller beſchränkt, und die Freiheit Aller ſichert, ſoweit es die Rückſicht auf das Wohl der Gemeinſchaft geſtattet. Das Geſetz wird zu einer Freiheit und Recht ſchirmenden Macht, indem es gegeben und indem es vollſtreckt wird. Das gegebene und das vollſtreckte Geſetz iſt der Herr. Die Herrſchaft übt Der aus, der das Geſetz gibt und das Geſetz vollſtreckt. In der Abſolutmonarchie ſteht die Macht, welche das Geſetz gibt und vollſtreckt, außerhalb des Volks, über dem Volke, ja dem Volke feindlich gegenüber. In der Abſolutmonarchie iſt der Monarch der gebietende Herr, das Volk der gehorchende Knecht, die Gebietenden und die Gehorchenden ſind verſchiedene, von einander abgeſonderte feindliche Größen. Die conſtitutionelle Monarchie ſtößt das zwar widervernünftige und verderbliche, aber doch klare, beſtimmte, geregelte Verhältniß der Abſolutmonarchie um und ſtellt an ſeine Statt ein unklares, ungeregel-

---

Gemüthsanlage und ſeine Körperkraft deutlich und unverkennbar vorſchreibt. Es ſoll ſich nicht auf dem Markte des öffentlichen Verkehrs bewegen, ſoll nicht da wirken, wo der Adel ſeines Weſens erſterben müßte, ſondern da, wo er ſich zum Segen der Geſellſchaft entfalten und offenbaren kann. Das Haus iſt und bleibt des Weibes Welt. Das Weib ſoll Theil haben an der Herrſchaft, indem es des Mannes Leidenſchaft zügelt, des Mannes Sorge theilt, des Mannes Thatkraft erhöht, indem es Söhnen und Töchtern den Stolz der Freiheit einhaucht, Söhne erzieht, die der Freiheit würdig ſind und für die Freiheit kämpfen.

tes, verworrenes, das die Nothwendigkeit ſeiner Auflöſung, die Nöthigung zur Geſetzverletzung, zur Unordnung, zum Kampfe mit zur Welt bringt. Die Demokratie löſt die Verwirrung auf, gibt eine feſte, bündige Ordnung und führt ein Verhältniß zurück, das eben ſo klar, ſo beſtimmt und geregelt wie das der Abſolutmonarchie iſt, aber dabei in demſelben Grade vernünftig und heilbringend, wie jenes unvernünftig und verderlich. Das thut ſie dadurch, daß ſie das Volk als eine mündige, ſich ſelbſt beſtimmende Perſon betrachtet, dem Volke das Recht der Geſetzgebung ſichert und die Geſetzvollſtreckung einer Macht übergibt, die durch den Willen des Volks verordnet iſt, allein von dem Willen des Volks ihr Recht ableitet und für alle ihre Schritte der Verantwortung vor dem Volke unterliegt. So fällt in der Demokratie das Verhältniß des Herrn und des Knechtes fort. Die Gehorchenden ſind zugleich die Gebietenden.

Das Volk ſoll das Geſetz *geben*. Bei kleinen Völkern, wie die kleinſten Cantons der Schweiz ſie uns zeigen, kann das auf die einfachſte und natürlichſte Weiſe von der Welt geſchehen. Die ſtimmberechtigten Glieder des Volks treten zuſammen, berathen und beſchließen. Was die Mehrheit will, gilt als Geſammtwille, als Geſetz. So haben wir die *reine* Demokratie. Sie iſt in Schwyz, Uri, Zug, Schaffhauſen u. ſ. w. *möglich*, in Frankreich, Oeſterreich, Preußen, in Völkern vieler Millionen unmöglich. Viele Millionen können nicht mit einander berathen und beſchließen. Große Völker müſſen zur *repräſentativen* Demokratie ihre Zuflucht nehmen. Sie wählen Abgeordnete, Repräſentanten, Männer, durch welche *ihr* Wille ſich ausſpricht, die in *ihrem* Namen und Auftrag berathen und beſchließen. Was

diese Männer durch Stimmenmehrheit feststellen, kann und muß als Gesammtwille des Volks betrachtet werden, ist Gesetz. Der Einzelne muß sich vor dem Gesammtwillen beugen. Er muß es thun als freier, vernünftiger Mensch. Die Vertreter handelten, berathschlagten und beschlossen auch in seinem Namen und Auftrage. Durch sie fand auch sein Wille den Ausdruck. Daß sein besonderer Wille zum Gesetz erhoben werde, kann er nicht fordern, wenn er nicht sich zum gebietenden Herrn erheben und alle Andern zu seinen Knechten herabdrücken will. Wo immer Menschen zu gemeinschaftlichen Zwecken sich verbinden, da muß Jeder einen Theil seiner unbedingten Freiheit opfern, weil Jeder die Freiheit seiner Gefährten achten und ehren muß. Die Mehrheit gibt die Entscheidung. Ihr Wille muß Gesetz sein. Wer dem Willen der Mehrheit widerstrebt, ruft die Anarchie herbei, die unausbleiblich zur Despotie und zum Verderben Aller führt.

Kann das Wort der Mehrheit in einer Abgeordnetenkammer unter allen Umständen als Ausdruck des Gesammtwillens betrachtet werden? Kann Das als Ausdruck des Volksbewußtseins gelten, was Provinzialstände und Vereinigte Landtage nach altpreußischem Zuschnitt, was französische Kammern nach Guizotscher Inspiration decretiren? Keineswegs. Nur unter Bedingungen spricht durch den Mund der Abgeordneten das Volk.

1. Die Wahlfähigkeit (actives Wahlrecht, Recht des Wählendürfens) darf nur, wie schon oben bemerkt ist, Kindern, Blödsinnigen und Verbrechern entzogen werden. Jeder Census, jede Beschränkung dieses Rechtes durch die Bedingung eines Besitzes oder einer sogenannten „selbstständigen" Stellung macht einen Theil des Volks stumm. Die Armen, die Gesellen, Tage-

löhner, Knechte bilden einen achtungswerthen, hochwichtigen und großen Theil des Volks. Gilt es den Volkswillen zu erfahren, so müssen sie reden, d. h. an der Wahl der Abgeordneten Theil nehmen dürfen. Wir haben schon die Befürchtung zurückgewiesen, als würde dadurch dem Unverstande, der Rohheit, der blinden Leidenschaft die Herrschaft gesichert. Die Macht des Geistes wird sich nie verleugnen. Der Geist wird nie überwunden. Des Menschen Auge bricht die Kraft, die Wuth des Tigers, — der Geist zügelt, beherrscht die rohe Masse. Freilich — wollt Ihr erst durch Rechtsverletzung, durch verachtenden Stolz, durch freche Anmaßung, die Leidenschaft, die Wuth der rohen Masse aufstacheln; legt Ihr es darauf an, Ausbrüche der Rohheit und der Gesetzlosigkeit, Aufruhr und Mord heraufzubeschwören, um hinterher heuchlerisch die Anforderungen der Vernunft und des Rechtsgefühls niederschlagen zu können; wollt Ihr in der Aufregung erschütternder Momente, in dem Wogendrange eines aus langer Knechtschaft plötzlich durch Waffengewalt sich erhebenden Volks den Maßstab bilden; wollt Ihr nachschwatzen, was die Selbstsucht der Privilegirten und Bevorzugten in der Angst um ihre Herrlichkeit lügend, heuchelnd und verleumdend zusammenträgt, wollt Ihr Das, was Einzelne im frechen Uebermuthe gefrevelt haben, ganzen Volksklassen zur Last legen: dann mögt Ihr den Census durch mancherlei Scheingründe rechtfertigen zu können meinen. Tretet aber selbst unter die Tausende, zeigt ihnen Wohlwollen und Liebe, laßt sie es erkennen, daß Ihr sie und ihr menschliches Recht achtet, daß Ihr mit Eurem Wohle das ihrige wollt, sprecht verständlich, eindringlich und herzlich zu ihnen, legt ihnen Gründe, klare, bündige Gründe ans Herz, und wahrlich, Ihr sollt es erfahren, welche

ungeheure Masse gesunder Vernunft, welche Billigkeit, welche Friedensliebe, welche Rechtsachtung in den von Euch verachteten Massen lebt. Ihren Arm werdet Ihr bewaffnen können zum Niederkämpfen der Aufrührer und Aufwiegler, aus ihrer Mitte werden die treuesten Freunde des Rechts und der Ordnung hervorwachsen. Allerdings haben die sogenannten rohen Massen den Aufwieglern bereitwilliges Gehör gegeben. Aber wißt Ihr, woher das kommt? Weil die Wohlwollenden, die Verständigen und Einsichtsvollen zu träge, zu gleichgültig, zu furchtsam gewesen sind, um sich der geistigen Nothdurft der Armen und Verlassenen anzunehmen, weil sie in ihrer Trägheit und Feigheit ohne Noth den Wühlern und Aufwieglern das Feld geräumt haben. Und der Bettler, der Tagelöhner, der Knecht sei zu abhängig? Wer wäre nicht abhängig! Du, wohlhäbiger Handwerker, bist abhängig von Deinen Kunden, Du, reicher Kaufmann, von Deinen Abnehmern, Du, Beamter, von Deinen Vorgesetzten. Abhängig macht uns nicht die Armuth, nicht die untergeordnete Stellung, sondern die Selbstsucht, die Feigheit, die Niederträchtigkeit der Gesinnung. Oder wer wollte die Behauptung wagen, die Reichen und Hochgestellten hätten sich stets als freie, unabhängige Männer bewährt? Der Knecht seiner Selbstsucht und Habsucht ist zwar in anderer Art, aber in höherm Grade abhängig, als der treue Knecht des Ackermanns.

2. Die Wählbarkeit (passives Wahlrecht, Recht des Gewähltwerdenkönnens) duldet nicht einmal die Beschränkung, welche bei der Wahlfähigkeit gerechtfertigt ist. Des Volkes Wille soll in den Abgeordneten zum Ausdruck kommen. So muß das Volk ohne Ausnahme Jeden wählen können, zu dem es sich durch Vertrauen gezogen fühlt. Werfen die Männer

eines Wahlbezirks ihr Auge auf den Fremdling, der vielleicht erst seit Monaten, seit Wochen und Tagen dem Volke angehört, wissen sie einen Würdigern nicht zu finden, so muß der Fremdling durch das Werk seines Lebens in weiten Kreisen es bewiesen haben, daß er des Vertrauens würdig ist, und er muß gewählt werden dürfen. Ehrt die Wahl freier Männer den Jüngling, der eben den Knabenschuhen entwachsen ist, so muß der Jüngling ein eminentes Genie sein, der seltenen Menschen Einer, in denen der Geist die Größe seiner schöpferischen Kraft bewährt, und es ist ein Segen für das Volk, wenn er früh auf den Schauplatz tritt, der seiner Kraft das Feld öffnet. Ruft das Vertrauen der Wähler den Verbrecher aus seinem Kerker auf den Thron der Volksvertreter, so ist das Vertrauen von Tausenden freier Männer die beste und schönste Rechtfertigung, die gedacht werden kann; so muß der Verbrecher durch Reue und Buße, durch Seelenadel und seltene Geistesgröße das Verbrechen gesühnt haben, und die Kerkerthür so gut wie die Thür der Abgeordnetenkammer muß sich Dem öffnen, den das freie Vertrauen der höchsten Ehre würdig erachtet. Rümpft immerhin die Nase, Ihr ehr- und tugendsamen Spießbürger! Vergleicht doch die Verbrecher hinter Kerkermauern mit den Schmeichlern und Heuchlern, den ehrlosen Lüstlingen, den schlauen und glücklichen Betrügern, den unwürdigen Verräthern, den Verführern und Verderbern, die frank und frei herumgehen, obgleich sie das Tageslicht und die Freiheit durch ihre Nichtswürdigkeit schänden! Wißt Ihr nicht, daß der Verbrecher hinter Kerkermauern oft zehntausend Mal besser ist, als sie?*)

*) Wer hier eine Rechtfertigung des Verbrechens zu finden beliebt, dem wollen wir die hämische Freude gönnen.

3. Directe Wahlen unter jeder Bedingung! Das Volk soll nicht Wahlmänner wählen (indirecte Wahl). Es sei selbst Wahlmann und wähle unmittelbar seine Vertreter. In der Demokratie kommt Alles darauf an, daß der Gesammtwille des Volks offenbar werde. Die Gesetzgebung durch Vertreter ist in großen Völkern durch die Nothwendigkeit geboten, allein sie ist und bleibt ein Nothbehelf. Soll nun ohne Noth dem Volke das Recht der Gesetzgebung noch weiter getrübt werden? Soll ohne alle Noth eine Mauer gezogen werden zwischen den Vertretern und den Vertretenen, d. h. dem Volke? Soll sich das Volk, das seine Machtvollkommenheit ausüben will, Vormünder wählen, die ihm sagen, zu welcher Persönlichkeit es Vertrauen haben soll? Ja wohl, das Alles soll geschehen, wenn man die Demokratie vernichten und den Intriguen einer selbstsüchtigen und hinterlistigen Regierungspartei ohne alle Noth einen weiten Spielraum gestatten will. Wird nicht die Gefahr, daß die Vertreter gegen den Willen der Volksmehrheit Beschlüsse fassen, durch die Wahlmänner verdoppelt? wird nicht der Vertreter bei allen Abstimmungen gerechtfertigt erscheinen, wenn er nur im Sinne der Wahlmänner handelt? Steht dann nicht das Volk, seines heiligsten Rechtes beraubt, unter der Zuchtruthe weniger Wahlmänner? Und die wenigen Wahlmänner, — wie leicht können sie im Interesse einer volksfeindlichen Partei bearbeitet, bestochen werden! Denkt an den Einfluß, den die Regierung durch ihre Organe immer haben wird; seht die Schlauheit, den Eifer, die Energie, die Gewissenlosigkeit der Reactionsmänner an, und Ihr müßt die Gefahr, die Bedenken der indirecten Wahl erkennen, müßt einsehen, wie das demokratische Princip durch die indirecten Wahlen zu Grabe getragen wird. Und wie gehaltlos sind die

Einwürfe, welche die directe Wahl verdächtigen sollen! Die Zahl der Wähler wäre zu groß? Laßt uns annehmen, daß auf 40,000 Menschen ein Abgeordneter kommen soll. Unter den 40,000 Menschen sind vier Fünftheile, also 32,000 Kinder, Unmündige und Weiber. Die Zahl der Geistesschwachen, der Körperlichkranken, der Altersschwachen, der Verbrecher, der Trägen und Gleichgültigen ist auf 2000 zu veranschlagen. Es bleiben also 6000 Wähler. Diese vertheilt in sechs Wahlbezirke. Jeder Wahlbezirk wählt, wie das Vertrauen ihn führt. Die Namen Aller, auf welche Stimmen gefallen sind, werden mit der Zahl der Stimmen einer Kreisbehörde genannt. Diese zählt die Stimmen, welche Jeder der durch Stimmen Bezeichneten in den sechs Bezirken zusammen erhalten hat. Hat ein Einzelner die absolute Stimmenmehrheit aller in den sechs Bezirken erschienenen Wähler, so ist der Vertreter gefunden. Ist das nicht der Fall, so werden diejenigen sechs Männer, welche die relative Stimmenmehrheit erhalten haben, auf die engere Wahl gebracht. Zur Vollstreckung dieser zweiten Wahl bedarf es nicht des Zusammenkommens der Wähler. Die Namen der sechs Männer werden in allen Gemeinden der sechs Wahlbezirke bekannt gemacht und aus ihrer Mitte erwählt jede Gemeinde ihren Mann. Ergibt die Zählung aller Stimmen, welche die Sechs in den einzelnen Gemeinden erhalten haben, abermals keine absolute Stimmenmehrheit, so muß endlich die dritte Wahl zwischen den Beiden, welche die relativ meisten Stimmen erhalten haben, die absolute Stimmenmehrheit ergeben. Laßt Ihr vor der ersten Wahl durch eine Kreisbehörde aus der Zahl Derer, die als Wahlcandidaten auftreten, sowie aus Denen, welche auf irgend eine Weise das öffentliche Vertrauen be-

zeichnet, Listen anfertigen, sorgt Ihr auf diese Weise dafür, daß sich das Vertrauen möglichst concentrirt, so wird sehr oft schon in der ersten Wahl die absolute Mehrheit ihren Mann bezeichnet haben. Laßt im Uebrigen die ersten Jahre nach dem Revolutionssturm vorübergegangen und den angeschwollnen und aufgeregten Strom der Volksbewegung in das gewöhnliche Bett der Ruhe und des friedlichen Verkehrs zurückgetreten, laßt das Volk erst an die freie Bewegung gewöhnt und den ersten Ausbruch der Freude gedämpft sein: so könnt Ihr getrost die Sechstausend zusammenkommen und in Frieden wählen lassen. Unter allen Umständen jedoch directe Wahlen, wenn Ihr Demokratie d. h. gesetzliche Freiheit und vernünftige Ordnung im Volksleben wollt.

4. Der Deputirte darf nicht eine willenlose Maschine in der Hand seiner Wähler sein. Er muß das Recht haben, nach freiem Ermessen zu reden und zu stimmen, Gesetzen beizupflichten und für Einrichtungen zu streben, die nach seiner Ueberzeugung das Wohl des Volkes fördern. Entspricht er dem Vertrauen der Wähler nicht, handelt er nicht in ihrem Geiste, so mögen sie ihm den Auftrag entziehen. Eine weitere Verantwortlichkeit ist völlig unzulässig. Ein freier Mann allein kann der würdige Vertreter eines freien Volkes sein. Das Recht der Auftragentziehung muß freilich, wie wir schon oben nachgewiesen haben, den Wählern zustehen. Es muß ihnen die Möglichkeit gegeben sein, den treulosen und verrätherischen, wie den unbesonnenen und unfähigen Abgeordneten unschädlich zu machen. Gegen den Mißbrauch dieses Rechtes wird die fortschreitende Bildung, der gesunde Sinn des Volkes, die Macht, welche klare Gründe immer über den Verständigen ausüben, den sichersten

Digitized by Google

Schutz gewähren. Verständige Wähler werden von dem Manne ihres Vertrauens nie knechtische Folgsamkeit gegen ihre Launen, nie Abhängigkeit von ihren Meinungen fordern. Sie werden es einsehen, daß die gründliche Erwägung, die lebendige Theilnahme an der Debatte, die Umschau von höherm Standpunkte aus auf die Abstimmung ihres Vertreters einwirken muß, werden seine Gründe prüfen und nur dann ihm ihr Vertrauen entziehen, wenn er die Grundsätze verleugnet, die ihm ihr Vertrauen erworben haben, wenn er durch sein ganzes Verhalten Bestrebungen befördert, welche nach der festen Ueberzeugung der Wähler zum Verderben des Volkes gereichen. Das Recht der Auftragentziehung muß feststehen, wenn die Vertretung eine demokratische sein soll. Nur unter der Voraussetzung dieses Rechtes waltet die Gewißheit ob, daß der Gesammtwille der Wähler mit dem Gesammtwillen des Volkes übereinstimmt.

Das deutsche Volk hat das Recht der Auftragentziehung ohne Zweifel, sobald es will. Anerkannt, ausgesprochen ist es freilich nicht und kein Wahlkreis hat bisher seinen Vertreter von Frankfurt zurückrufen können. Haben wir nun wohl eine genügende Bürgschaft, daß jene Männer, unter deren Einfluß in Frankfurt der Unfug des alten Bundestages sich erneuert und die Reaction des „einigen" Deutschland ein zweckdienliches Centralbureau gefunden hat, deren eifrigstes Bestreben auf Herstellung der Fürstenmacht und Unterdrückung der Volksmacht gerichtet gewesen ist, welche die Schwerter, die der deutschen Freiheit den Todesstoß versetzen sollten, in Wien und in Berlin sanctionirt, durch ihre wunderbare politische Weisheit die Annehmlichkeit herbeigeführt haben, jetzt mit 34 Fürsten unter dem Schutze einer ansehnlichen Anzahl

von Bajonetten das einige Deutschland vereinbaren zu müssen, — haben wir eine Bürgschaft, daß diese Männer, daß Männer, von denen ein Bassermann es wagen durfte, einen Bericht zu erstatten, der vor den Ohren des horchenden Europa als ein lügenhafter bezeichnet worden ist, die auf Grund solcher Berichte empörende, freiheitmörderische Beschlüsse fassen, aber keinen Muth haben, den von ihnen selbst gegebenen Gesetzen Achtung zu verschaffen, dem Gesammtwillen des Volkes deutscher Nation Wort und Ausdruck gegeben haben? Ist ferner irgend eine Bürgschaft da, daß jene wackern Helden der Reaction, die auf der berliner Rechten jedem Vaterlandsfreunde täglich Aergerniß gegeben, die vor allen Ministerien sich gedehmüthigt, einem Eichmann Lobreden gehalten und in der Ernennung eines Brandenburg keine offenbare Verletzung, nicht der constitutionellen Form, aber des constitutionellen Wesens erkannt haben, im Sinne der Mehrheit ihrer freiheitsuchenden Auftraggeber gehandelt haben? Wahrlich, wäre das demokratische Recht der Auftragentziehung in Preußen, in Deutschland anerkannt, — zum Heile des Vaterlandes würde längst die Schar der Selbstherren in Frankfurt, würde in Berlin die Schar der reactionären Geheimräthe und der schwankenden, grundsatzlosen öffentlichen Unräthe zur rechten Zeit gelichtet sein, und nimmer wäre dem glorreichen März ein schmachvoller November gefolgt! Viel, viel Unheil, vielleicht ein blutiger Kampf langer Jahre würde abgewandt, die Revolution würde sichern und festen Schrittes ihrem Ziele, Gründung eines vernünftigen Volkslebens und eines auf festen Grundlagen erbauten Frirdens, entgegen geführt sein. Will man uns auf die stets wiederholten Wahlumtriebe und Wahlunruhen hin-

weiſen, welche dieſes Recht in Ausſicht ſtellt? Wahlumtriebe? Herr X. bewirbt ſich um die Stimme der Wähler. Das thut er auf ſeine Gefahr hin und geht es Niemanden etwas an. Wollen ſich die Wähler durch Herrn X. beſtimmen laſſen, ſo haben ſie dazu das vollkommenſte Recht. Fallen bei den ſogenannten Wahlumtrieben Geſetzwidrigkeiten vor, ſo mögen die Wächter und die Vollſtrecker des Geſetzes ihre Schuldigkeit thun. Und die Wahlunruhen? Die Herren von der Reaction wiſſen gewiß, weßhalb ſie die Wahlunruhen ſcheuen. Sie ſind ein treffliches Mittel, das Volk lebendig zu erhalten und die Trägen vor dem Einſchlafen zu bewahren. Im Uebrigen wird das Recht der Auftragentziehung die Wahlunruhen kaum vergrößern. Durch ſein Daſein bringt es die beabſichtigte Wirkung hervor. Es hält den Treuloſen ab, um die Gunſt der Wähler zu buhlen. Es warnt Jeden vor der Annahme der Wahl, der ſich bewußt iſt, dem Durchſchnittsbewußtſein ſeiner Wähler *nicht* gemäß handeln zu können. Es ruft einen lebendigen Verkehr des Gewählten mit ſeinen Auftraggebern hervor und nöthigt ihn, ſoweit es ihm von Gewiſſenswegen möglich iſt, in ihrem Sinne zu handeln.

5. Die Vertretung des Volkes muß eine einheitliche ſein. Jedes Zweikammerſyſtem, wie es die Geſchichte der conſtitutionellen Staaten uns vorführt, widerſtreitet dem Princip der Demokratie. Die Unmöglichkeit einer Ariſtokratenkammer ſteht in der Demokratie feſt. Die Demokratie kennt nur gleichberechtigte Glieder *eines* Volkes. Jeder berechtigte Stand des einigen Volkes wird in der einen Kammer ſeine Vertretung finden, ſo weit ſeine Glieder durch Wohlwollen, Geiſtesbildung und Tüchtigkeit ſich das Vertrauen des herrſchenden Volkes zu erwerben

wiſſen. Weiter dürfen ſie, weiter können ſie ohne verderbliche Folge für die Geſammtheit nicht vertreten ſein. Blindheit, koloſſale Dummheit allein hätte das preußiſche Volk bewegen können, für ſeine conſtituirende Verſammlung viele Herren vom hohen Adel zu wählen. Den heilloſen Vorrechten dieſes Adels ſo gut wie der widerſinnigen Machtfülle des Abſolutmonarchen galt der Kampf. Großherzigkeit, die Kraft freier Selbſtentſagung durfte bei dieſem durchaus nicht, bei jenen höchſtens als ſehr ſeltene Ausnahme vorausgeſetzt werden. Sollte einſt das Diplom des Adels zerriſſen und ſein Privilegium mit Gras bewachſen ſein, ſollten dann die großen Grundbeſitzer durch Vaterlandsliebe und Volksliebe, durch Geiſtesbildung und Adel der Geſinnung hervorleuchten, dann wird das gebildete Volk mit Freuden und mit Vertrauen auch aus ihrer Mitte ſeine Vertreter wählen. Bis dahin — Heil dem deutſchen Volke, welches die geringſte Anzahl von Edelleuten unter ſeinen Vertretern hat! — Meint Ihr, daß ein Zweikammerſyſtem der Gründlichkeit, der Vielſeitigkeit in der Erwägung und der Beſonnenheit in der Geſetzgebung förderlich ſei? Ihr denkt Euch unter der erſten Kammer etwa einen Rath der Alten. Ihr haltet es für nöthig, daß Geſetzvorſchläge von mehren Behörden erwogen werden. Aber geſchieht Das nicht auch in der einen Kammer? Auch in der einen Kammer durchläuft jeder Geſetzvorſchlag drei Inſtanzen. Die erſte Inſtanz bilden Die, welche den Geſetzvorſchlag in ihrem und ihrer Auftraggeber Namen machen. Sie haben ihn vorausſätzlich ſorgfältig und nach allen Seiten hin erwogen und übergeben ihn der geſetzgebenden Kammer in der Ueberzeugung ſeines ſegensreichen Erfolges. Die zweite Inſtanz iſt die Commiſſion, welche die

Kammer zur Prüfung des Geſetzvorſchlages ernennt. Ihre Aufgabe iſt die gewiſſenhafteſte und allſeitigſte Erwägung ſeiner Zweckmäßigkeit. Die dritte Inſtanz iſt das Ganze der Abgeordnetenkammer, welche nach gemeinſchaftlicher Prüfung die endliche Entſcheidung gibt. So haben wir Inſtanzen genug. Jede weitere dient nur zur Verſchleppung der Sache. Einen Rath der Alten wollt Ihr? Nun ja, — ein Rath der Alten, der aus einer nur durch das Alter der Wählbaren beſchränkten, ſonſt freien Wahl hervorgegangen iſt, iſt ein Zugeſtändniß, welches das demokratiſche Princip dem Vorurtheile, dem politiſchen Aberglauben allenfalls machen darf. Vom Uebel iſt es jedenfalls. An bewährten, weiſen, erleuchteten Alten wird es zwar nie fehlen. Allein dieſe werden ſich das Vertrauen des Volkes erwerben und auch bei der freiſten Wahl den Kreis der Abgeordneten ſchmücken. Die beſonnene Weisheit, die bewährte Tüchtigkeit, das reife, erprobte Urtheil wird immer ſeine Vertretung finden. Durch ſich ſelbſt imponirt es der ſtürmiſchen Jugend. Zu welchem Zwecke aber alte Menſchen dem Volke aufzwingen, wenn nicht das freie Vertrauen zu ihnen hinführt? Soll ſich etwa das hypochondriſche, grämliche, kopfſchüttelnde und bequeme Alter an den feſt und ſicher dahinrollenden Wagen des jugendlich kräftigen Mannesalters hängen? Soll etwa der Greis des Mannes Thatkraft brechen und durch ſein Kopfſchütteln, ſeine Querelen und Bedenken die zäheſte Geduld zur Verzweiflung bringen? Soll die koſtbare Zeit durch endloſes Gerede über nutzloſe Erfahrungen vergeudet und der Glaube an die Dictate der Vernunft völlig erſchüttert werden? Wählt die Alten, wenn ſie Vertrauen verdienen, damit ſie der feurig ſtürmenden Jugend den Zügel der Beſonnenheit und

Mäßigung anlegen, aber verschont uns mit einer Alterskammer. Dasjenige Lebensalter ist das beste, welches sich das größte Vertrauen zu erwerben weiß, und nur in den Jahren der rüstigen Kraft wird das Große gefördert. *)

6. Die Volksvertretung hat das Recht, zusammenzutreten so oft sie selbst will. Sie wartet nicht auf den Ruf einer Regierungsbehörde. Das freie Volk muß reden können, so oft es zum Reden Lust hat und Veranlassung findet. Sein Wille ist und bleibt das höchste Gesetz, und das Organ seines Willens muß zu jeder Zeit das Recht des Wortes haben. Regelt die Kammer des Volks ihr Zusammenkommen nach bestimmten Zeitabschnitten, so ist das ihre Sache. Sie wird dann das Recht der Einberufung zu ungewöhnlicher Zeit und bei besonderer Veranlassung in die Hand eines frei gewählten Ausschusses legen, der dauernd am Sitze der Regierung anwesend ist und sich nie vertagt. Er ist verpflichtet, ohne Unterbrechung die Gesetzvollstreckung zu überwachen, und so oft er sich im Gewissen gedrungen fühlt, oder so oft ein Drittheil der Vertreter es fordert, die Kammer einzuberufen. Der Regierung darf weder das Recht der Vertagung noch das der Auflösung [der Kammer zugestanden werden. Die Kammer ist das Volk, und die Kammer vertagen oder auflösen heißt das Volk seiner gesetzgebenden Macht berauben und des Hochverraths sich schuldig machen. Die Regierung müßte das Recht haben,

*) Würde es wohl ein Verlust für Deutschland gewesen sein wenn Vater Jahn (Grobianus nennt ihn Heine) ruhig in Freiburg geblieben wäre? — Hofnarren haben einst gute Dienste gethan, — aber Parlamentsnarren??

von der Kammer an das Volk appelliren und durch Veranlaſſung neuer Wahlen ermitteln zu dürfen, ob der Ausſpruch der Kammer den Geſammtwillen des Volkes darſtelle? Nicht alſo! Die Wähler haben in der Demokratie zu jeder Zeit das Recht, den Vertretern den Auftrag zu entziehen. Machen ſie von dieſem Rechte keinen Gebrauch, liegt dann nicht der genügende Beweis ihres Vertrauens zu den Vertretern auf der Hand? Kann dann die Uebereinſtimmung der Volksmajorität mit dem Ausſpruche der Kammermajorität irgendwie bezweifelt werden? Kein Recht der Auflöſung oder der Vertagung in der Hand der Regierung! Das Recht der Geſetzgebung, dieſes heiligſte Recht eines freien Volkes, dieſe allein ſichere Stütze der Volksherrſchaft, darf in keiner Art gefährdet oder beſchränkt werden.

7. Der Beſchluß der Volksvertreter iſt Geſetz. Er bedarf keiner Beſtätigung, keiner Erhebung zum Geſetz. Sobald er gefaßt und dem Volke bekannt gemacht iſt, gleichviel ob durch die Kammer oder durch eine Regierungsbehörde, iſt er Geſetz durch eigene Kraft. Soll etwa bei einem Könige oder einem andern Beamten des im Bewußtſein ſeiner Machtvollkommenheit frei herrſchenden Volkes angefragt werden, ob der Wille des Volkes Geſetz ſein dürfe oder nicht? Soll das Geſetz eine andere Stütze, eine andere Grundlage haben, als das vernünftige Volksbewußtſein? Das abſolute Veto der Regierungsgewalt, das Recht des königlichen „Ich will nicht!“ hebt die Demokratie auf, trennt Regierung und Volk in zwei feindliche Größen und ruft den alten Wirrwarr, den heilloſen Kampf conſtitutioneller Monarchien herbei. Der Wille des freien Volks iſt heilig auf Erden, iſt die einzige Macht, die unerſchütterlich iſt, wenn das Volk zu **wollen**

verſteht. Fürchteſt Du die überſprudelnde Kraft, den ſich überſtürzenden Eifer jugendlicher, unerfahrener Volksvertreter? Fürchteſt Du von dem demokratiſchen Princip aus nachtheilige, verderbliche Geſetze? Wie, ſind wir vor verderblichen Geſetzen ſicher, wenn ein König Veto ſagen darf? Kann nicht auch der König ein junger, unerfahrener Menſch und ſein Miniſter ein alter, beſchränkter Ariſtokrat à la Brandenburg ſein? Haben nicht Könige die allerunſeligſten und unklugſten Geſetze gegeben und den heilſamſten Geſetzen ihre Zuſtimmung verſagt? Außerdem — das Volk erlebt ſeine Geſetze, es fühlt den Einfluß verderblicher Anordnungen, es leidet in eigener Perſon, wenn das Geſetz Ausfluß der Uebereilung oder der Dummheit iſt, und — das verderbliche Geſetz wird ſofort beſeitigt und trägt die Bürgſchaft trefflicher Geſetze in ſich. Seine Majeſtät trinken Champagner, gehen auf die Jagd, amüſiren ſich königlich, machen Reiſen während das Volk über ein thörichtes Geſetz empört iſt, und laſſen ſich von ſervilen Beamten Vortrag halten über des Geſetzes Heilkraft. Sie mißbilligen den Tadel, entrüſten ſich über das aufrühreriſche Volk und — es bleibt beim Alten. Die freie Preſſe hilft wenig. Seine Majeſtät haben keine Zeit, die Ausgeburten des beſchränkten Unterthanenverſtandes zu berückſichtigen, und finden bald, daß Alles, was dem allerhöchſten Sinn nicht entſpricht, lediglich von Aufwieglern und unruhigen Köpfen ausgeht, während die „wohlgeſinnten" Bürger in unterhäniger Liebe erſterben. Ein ſtaatskluger, wohlwollender, ſcharfblickender König wird allerdings zuweilen durch das Veto ein nachtheiliges Geſetz von dem Volke abwenden können. Allein — fragt die Geſchichte. Sagt ſie Euch nicht, wie ſelten ſolche

Könige gewesen sind, wie sie gegen die Unmasse trauriger Subjecte kaum in Rechnung kommen können? Und sind Dir die Fleischtöpfe des gemästeten Knechts lieber als das Bewußtsein Deiner Freiheit? Willst Du nicht lieber als freier Mann für kurze Zeit den Nachtheil eines übereilten Gesetzes tragen, als einem despotischen Willen Dich beugen? Es ist gewiß, daß die Regierung von ihrem hohen Standpunkte aus und bei manigfaltigen, vielleicht langjährigen Erfahrungen für die Gesetzgebung heilsamen Rath wird ertheilen können. Mögen denn die Minister an den Berathungen der Vertreter Theil nehmen und den Einfluß geltend machen, der ihrer geistigen Tüchtigkeit, ihrer staatsmännischen Weisheit gebührt. Mag der Regierung gestattet sein, ein Gesetz, welches ihr gefährlich scheint, der abermaligen Prüfung der Kammer zu unterstellen: beharrt die Kammer bei ihrem Beschlusse, so ist er Gesetz. Auch das aufschiebende Veto widerspricht der Demokratie. Gleichwohl ist es eine Concession, welche dem politischen Aberglauben allenfalls gemacht werden könnte.

8. Der Abgeordnete ist unverletzlich. Eine Untersuchung darf nur mit Zustimmung seiner Wähler wider ihn eingeleitet werden. Sie allein wissen, ob er ihr Vertrauen behalten oder verloren habe. Darauf aber kommt Alles an.

Das ist die Vertretung eines freien Volkes. So kommt der oberste Grundsatz der Demokratie zur Geltung: des Volkes Wille ist Gesetz. In einer also berufenen, also aus dem Volke hervorgegangenen, also mit dem Volke im fortwährenden, lebendigen Verkehr stehenden, mit solchen Pflichten und Rechten ausgerüsteten National-Versammlung tritt uns die ganze Majestät eines freien Volkes entgegen. Vor ihrem

Digitized by Google

Willen beugen ſich die Millionen als freie Männer in freiem Gehorſam. Vor ihrem Willen muß der Höchſte wie der Niedrigſte, der Fürſt wie der Bettler verſtummen. Gegen ihren Willen kann niemals das Volk ſich erheben, weil niemals ein Menſch gegen ſeinen eigenen freien Willen ſich empören kann. Der Wille einer ſolchen Vertretung iſt immer, ohne Ausnahme, unter allen Umſtänden identiſch mit dem Willen der Volksmajorität. Gegen ſie können nur Einzelne, nur kleine Partheien, nur reactionäre Miniſter, nur geſetzverachtende Ariſtokraten und fanatiſirte Pöbelmaſſen ſich empören, nie das Volk! Wer aber immer im frevelhaften Uebermuthe Auflehnung wider die Volksvertretung wagt, der macht des denkbar ſchwerſten Verbrechens ſich ſchuldig, iſt Hochverräther und Majeſtätsſchänder! Und ob er zehn Kronen trüge, — er müßte der ſtrafenden Gerechtigkeit verfallen, müßte den gekrönten Kopf zerſchellen an dem heiligen Volksgeſetz.

Müſſen wir hinzufügen, daß dieſer Nationalverſammlung die Geſetzgebung im weiteſten Sinne des Worts gebührt? Sie allein kann das Geſetz auslegen, ergänzen, abändern. Sie allein beſtimmt über das Gerichtsverfahren, über die Bewaffnung des Volks, über die Geſtalt der Gemeinde-, Kreis- und Bezirksverwaltung. Sie allein bewilligt die Steuern und überwacht ihre Verwendung. Ohne ihre Einwilligung darf weder Krieg geführt noch Friede geſchloſſen, die Grenze des Landes weder verengt noch erweitert werden. Das Alles folgt aus dem Weſen der Demokratie. Sollte etwa das Recht des Krieges und des Friedens allein in der Hand der Regierung liegen? Sollen wir uns einſchüchtern laſſen durch die gewöhnlichen Redensarten über die Gefahren, welche bei drohendem

Kriege die langsame Volksberathung bringen kann? Keineswegs! Die Volksvertretung kann sehr schnell versammelt sein und wenn wirklich Gefahr droht sehr schnell berathen. Nimmermehr aber darf der Beschluß über Krieg und Frieden allein in die Hand des Einzelnen gelegt werden. Das Volk muß gefragt werden, ob es sein Blut vergießen oder behalten, ob es seine Fluren feindlichen Verwüstungen Preis geben oder in Frieden seinen Acker bauen wolle. Da ist keine Demokratie, wo ein ehrgeiziger oder eigensinniger König nach Willkür über Blut und Leben des Volks bestimmen, wo ein feigherziger, muthloser König Frieden schließen kann, wenn das Volk die Fortsetzung eines Kriegs seiner Ehre und seinem Vortheil ersprießlich erachtet.

Das Gesetz ist eine Freiheit und Recht schirmende Macht, nicht wenn es auf dem Papiere steht, sondern wenn es mit Kraft und rücksichtsloser Entschiedenheit im Sinne des Gesetzgebers vollstreckt wird. Nur ein kleines Volk kann das Gesetz unmittelbar durch sämmtliche stimmberechtigte Glieder geben, vollstrecken kann ein Volk das Gesetz nie unmittelbar. Das kleinste wie das größte Volk bedarf einer gesetzvollstreckenden Gewalt. Meint Ihr, daß Schwäche und Ohnmacht der Regierungsgewalt ein wesentliches Merkmal der Demokratie sei? Scheint Euch Pöbelunfug, Straßentumult, Gesetzverachtung ein ächt demokratisches Element zu sein? Wahrlich, in einer Absolutmonarchie ist Gesetzverachtung und Gesetzverletzung das Natürliche, das bei erwachtem Volksbewußtsein Unvermeidliche. Es ist natürlich, daß der Hund wider den grausamen Herrn anbellt. Es ist unvermeidlich, daß der zur Besinnung gekommene Sclav sich wider die Kette empört. In der Demokratie ist das Gesetz

jedem Denkenden, jedem Beſonnenen heilig, da er in dem Geſetz den eigenen Willen ehrt. Die Regierungsgewalt muß, gleichviel ob ſie in der Hand Eines oder Mehrer liegt, geehrt und geachtet ſein. Sie muß die Macht haben, mit Kraft und Nachdruck das Geſetz auszuführen, mit Kraft und Nachdruck Geſetzübertreter in die gebührende Schranke zurückzuweiſen. Ein ſchwacher König iſt in der conſtitutionellen Monarchie heilſam, weil ein ſchwacher König wenigſtens die eine der ſich widerſtrebenden und bekämpfenden Geſetzgebungsbehörden aufhebt. Eine ſchwache Regierung iſt in Abſolutmonarchien von Segen, weil ſie zum Widerſtande, zur endlichen Abſchüttelung des ſchimpflichen Joches einladet. In der Demokratie muß die Regierung ſtark ſein, wenn nicht das ganze Staatsgebäude in ſich zerfallen ſoll, ſtark durch die Macht, die Heilighaltung des Geſetzes nöthigen Falls durch wirkſame Mittel zu erzwingen, durch die Achtung eines freien, ſich ſelbſt achtenden Volkes und durch die Energie, die Weisheit und Umſicht, die ſie bei der Geſetzvollſtreckung an den Tag legt. Wo menſchenwürdige Zwecke erſtrebt werden ſollen, da muß das Geſetz eine achtunggebietende, unverletzliche Macht ſein, da muß die Regierung zur Strafe der Geſetzübertreter und zum Schutze der Geſetzesfreunde ein ſcharfes, zweiſchneidiges Schwert führen. Mag die Abſolutmonarchie nachſichtig gegen Geſetzübertreter ſein, — liegt es doch am Tage, daß Hunderte der abſolutmonarchiſchen Geſetze zum Verderben des Volkes gereichen, zum Widerſtande einladen und die moraliſche Schuld der Uebertretung auf den Geſetzgeber wälzen; — in demokratiſchen Staaten liegt verdoppelte Strafe der Geſetzübertretung und unnachſichtige Strenge in der Strafvollziehung völlig im Weſen des Grund-

princips. In absolutmonarchischen Staaten ist die Uebertretung des Gesetzes Verletzung einer angemaßten, vor Gott und Vernunft rechtlosen Macht, einer Macht, die gegen die heiligsten Gebote Gottes frevelt, die Menschenwürde in den Staub tritt, durch ihr Dasein Recht, Vernunft und Menschheit schändet und in tausend Fällen die Verachtung der schändlichen Gesetze zur Pflicht, zur Tugend macht. In demokratischen Staaten ist die Uebertretung des Gesetzes die Verletzung der heiligsten Macht, die sich auf Erden denken läßt, der Macht, die Gott selbst geheiligt hat, indem er den Menschen zu seinem Bilde schuf. In demokratischen Staaten kann die Verletzung des Gesetzes nie Tugend, nie Pflicht, nie heilsam sein, sie muß immer und ewig das Heiligste gefährden, was der Mensch haben kann, die Freiheit! In der Absolutmonarchie bestehen schändliche Gesetze Jahrhunderte hindurch, wenn sie den gekrönten Götzen behagen. Das Ach und Weh der Völker verklingt in der Luft. In der Demokratie kann sich kein verderbliches Gesetz halten, sobald das Volk seine Verderblichkeit erkennt. Darum muß der freie Demokrat ein Knecht des auch von ihm gegebenen Gesetzes sein, wenn er nicht den Namen eines einfältigen Phrasenmachers, eines gesetzlosen Aufwieglers verdienen will. Heil Denen, die in Absolutmonarchien die Macht der Regierung zu brechen wissen! Wehe den Verblendeten, welche die Ehrfurcht verkennen, die in freien demokratischen Staaten den Männern gebührt, die das aus dem Bewußtsein hervorgewachsene Gesetz handhaben!

Für die gesetzvollstreckende Gewalt stellt das demokratische Princip eine dreifache Bedingung.

1. Die gesetzvollstreckende Gewalt hat ihre Macht allein vom Volke. Sie existirt und wirkt nur durch

den freien Willen des freien Volkes. Wie ist es doch möglich, daß in unsern Tagen noch vernünftige Menschen die Albernheit des fürstlichen „Von Gottes Gnaden" in Schutz nehmen können?! Seht Ihr wirklich nicht die fürchterliche Masse menschlichen Elends, die lediglich im Gefolge der Fürsten über die Erde gekommen ist? Wahrlich, hätte der liebe Gott mit der Anstellung der Könige *mehr* zu schaffen, als z. B. mit der Anstellung der Nachtwächter, Hirten und Abdecker, so müßte das „Von Gottes Gnaden" wenigstens umgewandelt werden in ein „Von Gottes höchster Ungnade" oder „Von Gottes greulichstem Zorne!" Bist Du stockblind, lieber Leser? Nun, wenn das *nicht* ist, so findest Du in der Geschichte tausendfältiges Zeugniß, daß die Könige „Von Gottes Gnaden" der größte Fluch sind, der je die arme Erde heimgesucht hat.

2. Das gesetzgebende Volk hat das unabänderliche Recht, die Form der Regierung durch seine Vertreter zu bestimmen. Allein von dem Willen des Volks hängt es ab, ob ein König oder ein Groß-Mogul, ein Präsident oder ein Senat an der Spitze der vollziehenden Gewalt stehen, ob als Haupt der Regierung gewählt oder durch das Gesetz der Erbfolge an seinen Platz gerufen werden soll. Immerhin mag die Nachfolge des Sohnes so lange als Gesetz gelten, wie es den Vertretern des souverainen Volkes gefällt und beliebt. Von einem göttlichen Rechte der Erbfolge kann in der Demokratie überall nicht die Rede sein. **Menschen können nur da vererbt werden, wo die Sclaverei gesetzlich eingeführt ist, Völker nie und nirgend, wenn sie nicht Sklavenbanden sind und — sein wollen.**

3. Die gesetzvollstreckende Macht ist für Alles, was sie thut, der gesetzgebenden Gewalt verantwortlich.

Wir machen hierbei nur eine Bedingung. Nicht die preußiſche Miniſterverantwortlichkeit darf zum Modell genommen werden, weder wie ſie vor dem 5. December geweſen iſt, noch wie ſie muthmaßlich auch in der nächſten Zukunft bleiben wird. Bekanntlich hat man es in Preußen zur Meiſterſchaft in der politiſchen Heuchelei gebracht. In Preußen verſteht man es wie nirgend, dem Volke den Schein von Rechten zu geben und das Weſen der Rechte aus den Händen zu winden. Alle Miniſterien, die vom März bis zum November in raſcher Folge an dem Untergange der kaum errungenen Freiheit gearbeitet haben, ſind verantwortlich geweſen, der Nationalverſammlung verantwortlich. Auf den Rath der „verantworlichen" Miniſter beruft ſich die preußiſche Majeſtät in der Proclamation, welche ihrem treuen Volke über die Gewaltmaßregeln der Novembertage Sand in die Augen ſtreuen ſoll. Verantwortliche Miniſter! Wahrlich eine durch und durch preußiſche Verantwortlichkeit! Die Miniſter ſind verantwortlich, aber — es iſt kein Geſetz da, nach dem die Miniſter zur Verantwortung gezogen werden können, es iſt keine Behörde da, welche über hochverrätheriſche Miniſter das Urtheil ſpricht, es iſt kein Staatsanwalt da, der ſein Amt gegen die Miniſter in Anwendung zu bringen die geringſte Luſt hätte. Iſt eine ſchmählichere Verhöhnung von Geſetz und Recht denkbar? Iſt die Achtung vor einem gebildeten Volke je auf unwürdigere Weiſe verletzt worden? Wahrlich, — ſich unter ſolchen Umſtänden auf den Rath „verantwortlicher" Miniſter zu berufen, dazu gehört die ganze Kühnheit eines Fürſten „von Gottes Gnaden". Wollt Ihr Demokratie, Volksfreiheit, vernünftige Ordnung, — bittet Gott, daß er Euch bewahre vor der Miniſterverantwortlichkeit nach königlich preußiſchem Zuſchnitt.

Digitized by Google

Die Demokratie fordert eine wirksame Verantwortlichkeit, eine Verantwortlichkeit, welche den Schuldigen mit der ganzen Macht der beleidigten Volksmajestät trifft. Ein freies, unabhängiges Gericht spreche das Urtheil und allein den Volksvertretern stehe das Recht der Begnadigung zu.

Das sind die Grundzüge der Demokratie. Gesetzgebung durch das Volk, Gesetzvollstreckung durch eine von dem Volke verordnete, dem Volke verantwortliche Macht, — in diesen beiden Stücken beruht ihr Wesen. Die Demokratie wird zur Geltung gelangen. Sie muß zur Geltung gelangen. Sie allein entspricht der Vernunft, dem ewigen, göttlichen Recht. Sie allein macht das Reich Gottes auf Erden möglich. Nur wo sie feste Wurzel geschlagen hat, kann das Christenthum eine welterlösende Macht werden, kann die Wahrheit, die Freiheit und die Liebe dauern. Die Revolution kann, darf und wird erst dann die geplagte Erde verlassen, wenn das heilige Banner der Demokratie dahinflattert über gesegnete Länder.

Fordert die Demokratie als nothwendige Bedingung die Republik? Muß der Demokrat nothwendig Republikaner sein?

Die Republik, als deren wesentliches Merkmal nach dem Zeugniß der Geschichte die Erwählung des Leiters oder der Leiter der Regierungsgewalt aus der Mitte der Volksangehörigen erscheint, ist eine Staatsform, die an sich die Freiheit durchaus nicht verbürgt. Die Geschichte zeigt uns Republiken, in denen sich keine Spur demokratischer Freiheit findet. Wir sehen die Schweiz an vor 1798. Fragt die Unterthanenlande, Thurgau, das fruchtbare Rheinthal, die italienische Schweiz u. s. w., ob es je eine schmählichere Tyrannei gegeben hat, als die, unter der sie seufzten. Fragt

die Landbewohner in Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg, ob absolutmonarchiſche Bauern je ſchmählicher geplagt worden ſind, als ſie von ihrer republikaniſchen Regierung. Fragt die Stadtbewohner von Bern, Solothurn, Luzern, Freiburg, ſelbſt von Zürich, Baſel, Schaffhauſen, die unter dem ariſtokratiſchen Drucke einiger regimentsfähigen Familien ſeufzen, ob ſie noch in den Jahren 1815—1830 von demokratiſcher Freiheit etwas gewußt haben. Auch Polen, auch Venedig waren Republiken, aber hatten die Polen, hatte Venedig demokratiſche Freiheit? Frankreich unter dem Conſulate war eine Republik, aber war es in der That mehr als eine faſt abſolute Monarchie? Auch Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt am Main waren und ſind Republiken. Sie waren glücklicher, freier als ihre monarchiſch geknechteten Nachbarn. Aber fragt ſie, ob ſie demokratiſcher Freiheit ſich erfreuten. In der Republik iſt die Demokratie möglich. Weſentliches Merkmal der Republik iſt die Demokratie nicht.

Die Demokratie iſt mit dem Königthume ſehr wohl zu vereinen. Nicht mit dem Königthume von Gottes Gnaden, nicht mit der Monarchie, aber wohl mit einem Königthume, welches dem Volksgeſetz ſich unterwirft und ſein Recht allein von dem freien Willen des freien Volkes ableitet. Wenn das freie Volk durch ſeine Vertreter beſtimmt, daß das Oberhaupt der Regierungsgewalt durch das einer beſtimmten Familie beigelegte Recht der Erbfolge an ſeinen Platz berufen werden und den Titel König oder Kaiſer führen ſoll, ſo liegt darin Nichts, was dem Weſen der Demokratie widerſpräche. Ein demokratiſches Königthum gewährt der Freiheit dieſelbe Bürgſchaft, die ihr eine demokratiſche Republik gewährt. Iſt das Volk ſtark, begeiſtert für ſeine Freiheit, ſo imponirt des Volkes Macht und

Digitized by Google

Würde dem erblichen Oberhaupte nicht weniger, als dem gewählten. Hört das Volk auf, über seine Rechte mit scharfem Blick zu wachen, so bietet der Ehrgeiz, die Herrschaft eines Königs keine größere Gefahr, als der Ehrgeiz und die Herrschlust eines Consuls, eines glücklichen und geliebten Präsidenten, eines siegreichen Imperators. Daß das erbliche Königthum der vollziehenden Gewalt eine gewisse Festigkeit und Sicherheit verleiht, während unter einem regierungslustigen Präsidenten oder Consul aus dem Buhlen um die Gunst der stimmberechtigten Massen für die Kraft, Rücksichtslosigkeit und Energie der Gesetzvollstreckung manche Gefahr erwachsen kann; daß das erbliche Königthum die Wuth der Partheien besänftigt, während die Republik sie immer von Neuem anfacht; daß es dem Ehrgeize des Talentes und des Verdienstes wohlthuende Schranken setzt, daß es jedenfalls für Völker, die eben aus dem Kerker der Absolutmonarchie erlöst sind, die zweckmäßigere Staatsform, die festere Bürgschaft des innern Friedens ist, — das Alles scheint uns unverkennbar. Einst, nach den Märztagen, schwärmten wir für das demokratische Königthum. Friedrich Wilhelm IV. als freier demokratischer König an der Spitze eines freien, einigen Deutschland, — das war unsere Hoffnung, unser schöner Traum. Könnte er möglicher Weise zur Wirklichkeit werden? Wir fragen jetzt nicht, ob es der Reichsversammlung gelingen werde, sich das volle Vertrauen des deutschen Volkes wieder zu erwerben, ob Gagern mit derselben Energie für die Souverainetät der Reichsversammlung einstehen werde, mit der einst Schmerling für die Niederdrückung des Volksgeistes gewirkt hat, ob Deutschland groß und mächtlg sein könne, wenn Oesterreich vom Bundesstaate getrennt ist und Bayerns, Hanovers, Sachsens Re-

gierung mit entſchiedenem Widerwillen ein preußiſches Kaiſerthum trägt, — wir ſehen die jetzigen Fürſten an und können uns von der Ueberzeugung nicht losreißen: erſt die Republik wird Deutſchlands Einheit, Macht und Größe ſichern. Die jetzigen deutſchen Fürſten haben abſolutmonarchiſche Ideen mit der Muttermilch eingeſogen. Unter dem Wahne der abſoluten Machtvollkommenheit ſind ſie groß geworden. Der Dünkel „von Gottes Gnaden" hat jeden Zoll an ihnen vergiftet. Die jetzigen deutſchen Fürſten von den Thronen zu entfernen, iſt nicht ſchwer — nur des entſchiedenen Wollens der deutſchen Völker und eines abermaligen Märzſturmes bedarf es; — ſie umzuwandeln in demokratiſche Könige, — ſcheint unmöglich! Unwürdig der ererbten Macht erſcheint ihnen die Stellung der demokratiſchen Könige. Sie ſchämen ſich vor ihren ſtolzen Ahnen einer demokratiſchen Krone. Sie ſchämen ſich! Wenn ſie dahin ſchreiten durch den Ahnenſaal, ſo beleben ſich die Bilder und blicken als drohende Geſpenſter verachtend herab auf die demokratiſchen Enkel. Daß dieſe drohenden Geſpenſter noch im 17. Jahrhundert von ihren Ständen manche Unbill haben erdulden müſſen, tröſtet ſie wenig. Die Stände waren wenigſtens Grafen und Herren, jetzt — das Volk, das verachtete Volk! Und doch, — wie iſt die Stellung des demokratiſchen Königs ſo erhaben, ſo würdevoll! Wie legt ſie ſo bedeutende und große Rechte in des Königs Hand! Wie ſichert ſie dem einſichtsvollen, tüchtigen, ſtarken Manne einen ſo bedeutenden Einfluß! Wie gibt ſie ihm zum ſegensreichen Wirken ſo überreiche Gelegenheit! Wahrlich, Oberhaupt eines freien Volks zu ſein, durch Tüchtigkeit, durch Verdienſt ſich die Verehrung, die Liebe eines freien Volks zu gewinnen, das iſt das Höchſte und

Herrlichſte, was ein vernünftiger Menſch ſich wünſchen kann! Hätten die Fürſten nur eine Spur von wahrer Liebe zu den Menſchen, von wahrer Hochachtung gegen die Völker, hätten ſie nur einige Beſcheidenheit, nur einige Einſicht in die völlige Unmöglichkeit, die Ueberlaſt ihrer monarchiſchen Rechte zu tragen, hätten ſie die Kraft, die Stimme der Selbſtſucht und der Herrſchluſt zu erſticken, wären ſie durch die bodenloſe Schmeichelei, durch den ſchändlichen Götzendienſt entwürdigter Maſſen nicht durch und durch verderbt, nicht völlig taub und blind geworden, — gewiß, ſie würden ſelbſt Hand legen an die Beſeitigung einer Machtfülle, die *ihnen* verderblich, den Völkern ein Fluch iſt. Kein beſcheidener, kein vernünftiger Menſch, kein Menſch, der das Maß der menſchlichen Kraft erkennt, kann ſich größere Rechte und höhere Macht wünſchen, als die, welche die Demokratie dem Oberhaupte ſichert. Nur die ſtupideſte Schmeichelei, die unſinnigſte Fürſtenvergötterung kann es verkennen, daß die Stellung eines demokratiſchen Königs des größten, weiſeſten, erleuchtetſten Mannes würdig iſt.

Wird mit dem Siege der Demokratie alles Elend von der Erde verſchwinden? Werden alle Arme reich und alle Unglückliche glücklich ſein, wo *ſie* das Füllhorn ihrer herrlichſten Gaben ausſchüttet? Nein! Auch die Demokratie kann die Natur des Menſchen nicht umwandeln. Auch unter ihrem Scepter wird das Schickſal ſeine Macht und die Sünde ihren Fluch offenbaren. Das heilige Volksrecht können wir den Bajonetten abtrotzen, die Uebermacht der Fürſten können wir brechen, aber die Macht der Begierden, die Gewalt der Leidenſchaften, die Selbſtſucht, die Faulheit, die Treuloſigkeit, die Feigheit, die Liederlichkeit kann keine Macht *völlig* von der Erde vertilgen. Die Frei-

heit adelt, erhebt, heiligt den Menschen, — zum irrthumslosen, sündenreinen Engel macht sie ihn nicht! Und sind Dir etwa die Steuern und Abgaben besonders unangenehm? Verabscheust Du das Soldatenspiel und den Krieg? Ist der Gehorsam Dein Todtfeind? Empört es Dich, daß Andern höhere Ehre als Dir gezollt wird? Mein Freund, täusche Dich nicht. Ob die Demokratie mit allen ihren Folgen und Bedingungen auf unerschütterlicher Grundlage erbaut wäre, — Du würdest Steuern bezahlen, Abgaben geben, Gehorsam leisten müssen, würdest Soldaten finden und vielleicht die Schrecken und Greuel des Krieges verwüstend über die Fluren deiner Heimath dahinziehen sehen, würdest Mitbürgern mit Ehrerbietung begegnen müssen und bald gewahr werden, daß dem Hochverdienten, dem Hochbegabten, selbst dem Reichen mehr äußere Ehre erwiesen wird, als dem Verdienstlosen, dem Einfältigen und auch dem Armen. „So soll also Alles beim Alten bleiben? So soll Das nicht erfüllt werden, was ich von der Freiheit, von der Volksherrschaft geträumt habe?" Was Du geträumt hast, soll vielleicht nicht erfüllt werden, weil es unmöglich ist und die Freiheit unmöglich macht. Aber beim Alten soll es nicht bleiben! Eine Fülle der köstlichsten Segnungen soll in Deinen Schooß geschüttet werden! Das Herz soll Dir überfließen vor Freude und Wonne, wenn Du an all' das Große und Köstliche denkst, was die Freiheit gewähren und schaffen wird, was sie gewähren und schaffen muß, weil sie gar nicht anders kann, weil aus ihrem gottgesegneten Boden mit unbedingter Nothwendigkeit die lieblichsten und köstlichsten Früchte hervorbrechen, Früchte, die kein Sturmwind zerknicken und kein Hagelschlag zerschlagen kann.

Die Steuern scheinen Dir besonders lästig zu sein.

Nun ja, auch in der Demokratie werden Steuern gefordert und gezahlt. Du willst Gesetze und Handhabung der Gesetze, willst Schutz gegen Frevel, willst Ordnung, Ruhe, Sicherheit, willst Landstraßen, Schulen und Kirchen, willst eine Achtung gebietende Stellung Deines Vaterlandes u. s. w. Das Alles schneit nicht vom Himmel. Das Alles fordert Menschenkraft, und auch die Menschen, die ihre Kraft dem Gemeinwesen widmen, haben Anspruch auf Entschädigung, welche ihren Verdiensten und ihrer Kraft entspricht. So versteht es sich von selbst, daß die Obrigkeit Steuern fordern muß. Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Steuern nicht allein den Reichen aufgebürdet werden dürfen. Alle, die zum Volke gehören, die den Schutz des Staats genießen und die bürgerlichen Rechte ausüben, Alle ohne eine einzige Ausnahme müssen nach Maßgabe ihrer Steuerkraft zur Bestreitung der Bedürfnisse des Staats herbeigezogen werden. Nicht Fürsten und nicht Handwerker, nicht Soldaten und nicht Geistliche dürfen ausgenommen sein. So will es die Gerechtigkeit. Aber wird die Demokratie es dulden, daß in dem einen Deutschland vierunddreißig Fürstenfamilien auf Rechnung des Volks alljährlich zahlreiche Millionen verbrauchen? Wird die Demokratie auf Kosten des Landes herrschsüchtigen Fürsten jenes schmähliche Soldatenspiel gestatten, welches im tiefsten Frieden die Kraft der Völker aufzehrt? Wird sie das Geld hergeben zu jenen ungeheuren Armeen, durch welche herrschsüchtige Fürsten ihre Völker knechten? Wird sie jene Uebermasse hochbesoldeter Minister, Oberpräsidenten, Generäle, Gouverneure, Geheimräthe u. s. w. dulden, die gleichfalls Millionen verschlingen, aber sobald das nichtswürdige Bevormunden, Gängeln und Knechten

aufhört, zu zwei Drittheilen überflüssig sind? Wird sie auch nur einen Tag zu dem empörenden Unsinn schweigen, der die größte Steuerlast auf die Schultern der Armen wälzt und in Preußen einen großen Theil der reichsten Grundbesitzer von der Grundsteuer befreit? Wird sie gestatten, daß die beste Kraft der zahlenden Völker im Interesse einiger Fürsten und einiger Herren vom Adel vergeudet wird? Das wird sie nicht! Du mußt Steuern zahlen in der Demokratie wie in der Absolutie. Aber was Du gibst, wirst Du gern geben. Du weißt, daß es von Deinen Vertretern bewilligt ist und unter der Controle Deiner Vertreter verwendet wird. Du weißt, daß es im Interesse des ganzen Volks, im Dienste des Vaterlandes verausgabt wird, daß Du so gut wie der Reichste und Mächtigste den reichen Gewinn der Steuern theilst, daß Du im Grunde nur an Dich und für Dich zahlst, indem Du der Obrigkeit die billige Steuer gibst. Und Krieg? Kriegsjammer und Kriegselend? Die Demokratie macht den Krieg nicht unmöglich. Aber frage wiederum die Geschichte. Wodurch sind die fürchterlichsten Kriege entstanden? Was hat das fürchterlichste Kriegselend herbeigeführt? Was hat Deutschland im Dreißigjährigen Kriege in ein Feld des Todes, des namenlosen Elends verwandelt? Was hat zur Zeit des vierzehnten Ludwig Schmach, Schande und Jammer aller Art über Deutschland gebracht? Was hat die Flamme des Siebenjährigen Kriegs angeschürt und die Kriege mit dem von seinen Ludwigen befreiten Frankreich veranlaßt? Der Fürsten Anmaßung, der Fürsten blinde Herrschsucht, der Fürsten Ehrgeiz, und dann wieder der Fürsten Dummheit, der Fürsten Feigheit, der Fürsten Verrath, — das Alles ist die überreich sprudelnde Quelle der verderblichsten Kriege gewesen. Ja, die

Fürsten haben Europa mit Blut gedüngt! Das können sie in der Demokratie nicht. Cabinetskriege, Kriege im Interesse eines ehrgeizigen Fürsten, einer herrschsüchtigen Familie sind in der Demokratie unmöglich. Nur wo die Ehre, der Vortheil des Volks es fordert, zieht die Demokratie das bluttriefende Schwert. Sie macht den Krieg nicht unmöglich, aber sie verstopft die reichsten Quellen des Kriegs. Und wenn sie zum Schwerte greift, so schlägt das Herz des Vaterlandsfreundes höher. Für die Freiheit, für die Ehre und den Ruhm des geliebten Vaterlandes vergießt er mit Freuden sein Blut, bringt er mit Freuden das große Opfer dar. Auch Gehorsam fordert die Demokratie. Unbedingter Gehorsam gegen das Gesetz, gegen die auf Grund des Gesetzes handelnde Obrigkeit ist, wie schon oben gezeigt, in der Demokratie unerläßliche Bedingung. Aber die Demokratie proclamirt nicht Gesetze, deren Lächerlichkeit, deren Heillosigkeit einleuchtet. Sie gibt nicht Verordnungen, die allein dem Interesse einer privilegirten Kaste dienen. Sie erläßt nicht Befehle, denen der Knecht mit Zähneknirschen sich fügt. Die Demokratie will des Volks Wohl, Das ganze Volk sieht sie an. Was Allen dient, Allen frommt, das Interesse Aller fördert, Das gebietet sie in dem Gesetz. Gefällt irgend ein Gesetz dem Einzelnen nicht, so weiß er, daß der Vernünftige den Willen der Mehrheit achten muß, und es bleibt ihm die Hoffnung, mit der Zeit der bessern Ansicht Geltung zu verschaffen. So beugt sich der Bürger als freier Mann dem Gesetz und der auf Gesetzesgrund stehenden Obrigkeit. Als freier Mann! Spricht sich im Gesetze nicht auch sein Wille aus? Hat die Obrigkeit nicht auch von ihm den Auftrag? Murre wider das

Gesetz in der Monarchie, in der Demokratie murrt nur der Böſewicht. Empöre Dich wider die Obrigkeit unter der Zuchtruthe der Despotie, — in der Demokratie iſt die Obrigkeit heilig, — ſie iſt von Gott, d. h. vom Volk verordnet. Und ob in der Demokratie Andere hoch über Dir ſtehen, — der Weg der Ehre und Auszeichnung liegt vor Dir ſo breit und offen da, wie vor jedem Andern. Sei tüchtig und Du findeſt das Feld für Deine Tüchtigkeit. Sei edel, feſt, ſtark, voll Mannesmuth, und Du wirſt den Schmeichler und Heuchler weit hinter Dir laſſen. Erwirb Dir Verdienſte und ſie werden erkannt werden. Zeichne Dich aus und Du wirſt ausgezeichnet ſein. Kein Prinz, kein Edelmann gilt, wenn nicht Verdienſt und männliche Tugend ihn erhöht. Verbannt iſt aus der Demokratie der Unſinn, der den hochgeborenen Dummkopf dem bewährten Manne vorzieht, und Du, wackerer, tüchtiger Mann aus niederm Stande, brauchſt nicht vor verdienſtloſen, ſchmeichelnden und heuchelnden Junkern Dich in den Staub zu werfen. In der Demokratie gilt der Menſch. Ob der Reichthum, der große Grundbeſitz auch in der Demokratie ſeinen Einfluß nicht verleugnet, — ohne männliche Tugend, ohne Verdienſt, Seelenadel, Geiſtesgröße wird der Reichſte eine untergeordnete Stellung einnehmen. Und welch', eine Fülle der koſtbarſten Rechte verbürgt die Demokratie! Wird ſie die Preſſe „angemeſſen" einengen, das Recht der Geſetzgebung zerbröckeln? Wird ſie Richter dulden, die vor dem Zorn des Miniſters zittern? Wird ſie die Ehre, die Freiheit, das Leben eines Menſchen abhängigen Creaturen Preis geben, die voll Pflichtgefühl und Rechtsachtung ſein können, aber auch voll Ehrgeiz und Habſucht? Wird ſie die einzelnen Gemeinden unter die Vormundſchaft „höherer

Behörden" ſtellen? Wird ſie dem Manne zur Zeit der Gefahr die Waffe aus der Hand reißen und ihn der Willkür brutaler Generale überliefern? Wird ſie den Arbeiter ſchutzlos der Gnade des Reichen anheimgeben? Wird ſie mit Willkürgeboten dazwiſchen treten, wenn Hunderte oder Tauſende unter Gottes freiem Himmel ſich berathen wollen? Doch, wozu dieſe Fragen! Die Demokratie verbürgt „wahre" Preßfreiheit, unabhängiges Gericht, Freiheit von Polizei- und Richterwillkür, ſelbſtſtändige Gemeindeverwaltung, das Recht der Waffen und der Vereine und alle jene köſtlichen Rechte, ohne welche ein vernünftiges Staatsleben gar nicht denkbar iſt, — die Demokratie allein verbürgt ſie für ewige Zeiten! Das Volk gibt das Geſetz und das Volksgeſetz ſchützt vor Allem das Volksrecht und die Volksfreiheit! Und wie ſorgt die Demokratie für die geiſtige und ſittliche Erhebung der Völker! Sie entzündet die rechte Vaterlandsliebe. Kann ich ein Vaterland lieben, welches mich nicht achtet, mich als Maſchine betrachtet, mich zum Looſe des willenloſen Knechts verdammt, den Mann wie ein Kind gängelt, meine heiligſten Rechte niedertritt, mich drückt, plagt, ſchindet, und nur den Auserwählten die Theilnahme an den Genüſſen der Erde geſtattet? Nimmermehr! Für das freie Vaterland allein glüht das Herz des freien Mannes. Das Vaterland, welches mich achtet, meine Rechte ehrt, meine ſittlichen Bedürfniſſe befriedigt, meine Kraft in Anſpruch nimmt, für deſſen Ruhm ich wirke, deſſen Stolz mein Stolz, deſſen Glück mein Glück iſt, ein ſolches Vaterland umfaſſe ich mit heißer Inbrunſt. Ein ſolches Vaterland iſt mir heilig! Wie heilig iſt mir ſein Geſetz! Wie theuer die Pflicht, die es mir auferlegt! Wie unverletzlich das Recht jedes Vaterlandsgenoſſen, da mein Rech

ſo hoch geachtet wird! Die Demokratie flößt Rechtsachtung, Pflichttreue, Heilighaltung des Geſetzes ein, während die Monarchie zur Pflichtverletzung, zur Geſetzloſigkeit und Rechtsverachtung verführt und einladet. Die Demokratie fordert meine thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Sie macht mir ein gewiſſenhaftes Mitwirken zur Pflicht, zu einer Pflicht, der ich mit Luſt und Freudigkeit mich hingebe. Sie entreißt den Menſchen ſeinem ſelbſtſüchtigen Brüten. Sie enthüllt ihm das große Geheimniß, daß es außer Weib und Kind Menſchen gibt, die ſeiner Liebe werth ſind und ſeiner Liebe bedürfen. Sie erweitert ſeinen Blick und zeigt ihm jenſeit der Schwelle ſeines Hauſes eine Welt, auf die ſein Auge mit Luſt fällt, in der er ſich heimiſch fühlt, die er ſein nennt, für die ſein warmes Herz in treuer Anhänglichkeit ſchlägt. Es iſt nicht möglich, daß in der Demokratie jene teufliſche Selbſtſucht, jene widerwärtige Engherzigkeit, jenes ſchmähliche Philiſterthum zur allgemeinen Herrſchaft gelangt, welches die unausbleibliche Folge jeder Sultanswirthſchaft iſt, der preußiſchen und öſterreichiſchen ſo gut wie der türkiſchen und chineſiſchen. Die Demokratie erweckt ein reges Streben, einen ſchönen Ehrgeiz, einen edlen Stolz. Jeder Kraft, jedem Talent, jeder Luſt zum Wirken öffnet ſie das entſprechende Feld. Jedem Tüchtigen öffnet die Gemeinde, der Bezirk, der Staat den Zugang zu den Ehrenämtern. Der Tüchtige gilt in den Vereinen und Verſammlungen. Des Tüchtigen Wort dringt in die Herzen und gewinnt Bedeutung, ob es von den Lippen des Geringſten käme. Den Tüchtigen, gleichviel ob Sohn des Bettlers oder des Fürſten, ruft ſie in den hohen Rath der Nation, ſtellt ſie an die Spitze der Verwaltung, an die Spitze der Kriegsheere. Die Demokratie bietet die

Gelegenheit zum Wirken. Die Gelegenheit erweckt die Luſt. Die Luſt gebiert die Kraft. Iſt die Luſt, iſt das Verlangen hervorgerufen, dann mußt Du nach Kenntniſſen, nach Einſicht ſtreben, dann mußt Du denken, prüfen, lernen, dann mußt Du Deine freie Zeit würdiger Beſchäftigung widmen, mit regem Eifer an Deiner Fortbildung arbeiten, willſt Du nicht als Narr daſtehen unter Ehrenmännern. Wird dann der Jüngling ſeine Jugendkraft der Luſt opfern und die ſchöne Jugendzeit ſchmählich entweihen? Wird der Mann ſich dem Teufel verkaufen, wenn er nur Schätze ſammeln kann? Wird er liederlich das Seine vergeuden, wenn er nur Befriedigung viehiſcher Lüſte findet? Wird er ſeinen Namen der Verachtung Preis geben, wenn er dem Verlangen ſeiner Selbſtſucht genügen kann? Nein, das wird er nicht! Allerdings wird das Laſter auch in der Demokratie nicht ausſterben. Allerdings wird auch die Demokratie um Hurenbolde, um wüſte Knechte der Luſt, um Geizhälſe und Ehrloſe zu trauern haben. Aber es iſt nicht möglich, daß die greuliche Entartung Platz greife, die in fürchterlicher Allgemeinheit die Zöglinge der Monarchie entwürdigt. Die Demokratie bildet, erhebt, adelt den Menſchen. Die Demokratie macht ihn zu einem ſittlich freien Weſen. Alle Triebfedern ſetzt ſie in Bewegung, Liebe, edlen Stolz, Verlangen nach Anerkennung, Ehrgeiz, Thatendrang, Alles ſetzt ſie in Bewegung, um den Menſchen zu einem geiſtig ſtarken, ſittlich freien Gotteskinde zu erheben. *) Und wird die

*) Soll das freie Rom, das ſich auch durch Sittenloſigkeit um ſeine Freiheit brachte, mich widerlegen? Rom war ein abſoluter Weltmonarch, war eine Stadt von Königen, umgeben von unterjochten Völkern, der Zuſammenfluß ungeheurer Schätze. So konnte es die republikaniſche Tugend nicht bewahren. Es unterlag der Gefahr, die jedem Monarchen droht, den kriechende Völker vergöttern. Und iſt die Sittenloſigkeit des freien Rom zu vergleichen mit der greulichen Entartung der Kaiſerzeit?

Lüge, die Heuchelei, die Treuloſigkeit, in der Demokratie die empörende Herrſchaft üben, die wir mit Grauen und Entſetzen als nothwendige Beigabe der Monarchie erkannt haben? Die Demokratie zieht die Thaten des Mächtigen wie des Geringen ſchonungslos an das Tageslicht, — wird ſie es den Mächtigen geſtatten, vor edlen Völkern mit ſchamloſen Lügen aufzutreten und die offenbare Geſetzloſigkeit ihrer Handlungen durch nichtswürdige Heuchlerworte zu bemänteln? Die Demokratie ehrt den tüchtigen Mann, — wird ſie Heuchlern und Schmeichlern die Ehrenplätze einräumen? Die Demokratie ſichert das Recht jedes Ehrenmannes, ſie achtet ſeine Anſprüche, ehrt ſeine Verdienſte, — wirſt Du zu heuchleriſchen Lobeserhebungen, zu hündiſchem Schmeicheln Dich erniedrigen müſſen, um Schutz, Recht und Anerkennung zu finden? In der Demokratie gehſt Du aufrecht Deines Weges, ſprichſt Du frei Dein Wort, kräftig Deinen Tadel aus. In der Demokratie ehrſt Du das Geſetz, ehrſt Du die Männer, die gewiſſenhaft das Geſetz handhaben, und fühlſt Dich im Uebrigen in der Würde des freien Mannes. Vor keinem bunten Rock, vor keinem Titel, vor keinem Ordensſtern bückſt Du Dich. Wie die Monarchie die Mutter der Lüge, der Heuchelei, der Treuloſigkeit iſt, ſo iſt die Demokratie die treue Pflegerin der Wahrheit, Offenheit und Gradheit. Leſer, erhebt, erwärmt Dich das nicht? Erfüllt es Dich nicht mit ſchöner Begeiſterung für die heilige Freiheit? Biſt Du auch jetzt noch ſo entnervt von dem monarchiſchen Gifte, daß Du Dich nur für Deinen Geldbeutel und Deinen äußern Vortheil begeiſtern kannſt? Nun, ſo thu' die Augen auf! Siehſt Du nicht, wie treu die Freiheit auch für Deinen Geldbeutel ſorgt? Freilich den Trägen, Faulen, Ungeſchickten, Liederlichen wird auch die Demokratie

nicht reich machen. Der Traum von Gütergemeinschaft und Gütervertheilung, von Gleichheit im Besitz von Geld und Gut ist ein hirnloser. Er kann nur Platz greifen in Köpfen, die weder die Welt noch die Menschen noch das Wesen der Freiheit kennen, die keinen Begriff von menschlicher Tugend und menschlicher Würde haben. Ungleichheit im Besitz wird bleiben, muß bleiben und ob ein Engel vom Himmel die Demokratie errichtete. Aber denke Dir den Ackerbau ganz und völlig befreit von dem Unsegen aller gutsherrlichen Lasten, das kleinste Ackergut als freien Besitz in der Hand des freien Mannes, die Befreiung erworben nach billigem Gesetz, — wird sich der Wohlstand nicht vom Ackerbau aus über weite Kreise ergießen? Denke Dir die Arbeit dem Capitale gegenüber durch billige, vernünftige Gesetze geschützt, den Arbeiter aus der Stellung eines willen- und rechtlosen Sclaven in die Stellung eines Menschen erhoben, der vernünftigen Anordnungen gehorcht, die nothwendige Abhängigkeit trägt, in dem Arbeitgeber den befehlenden und anordnenden Vorgesetzten ehrt, aber durch treue Arbeit, durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit Befriedigung seiner nothwendigen Bedürfnisse, Sicherung für die Tage der Arbeitsunfähigkeit und eine Behandlung sich erwirbt, die in ihm das Gefühl der Menschenwürde erweckt; denke Dir den Arbeiter sittlich gehoben, zum Menschen gebildet, der wüsten Verschwendung sich schämend, sich selbst ehrend, verständig, überlegend, von dem Bewußtsein seines Rechts und seiner Würde getragen, mit Achtung und Freundlichkeit behandelt: wie, wird sich eine behagliche Wohlhäbigkeit nicht bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiten? Wird sich dem überfließenden Strome der hungernden und kümmernden Armuth nicht ein mäch-

tiger Damm entgegenstellen? Denke Dir das Handwerk befreit von dem Unsegen der völlig unbeschränkten Concurrenz, die durch Lehr- und Wanderzeit erworbene Geschicklichkeit geschützt gegen die Unmasse unkundiger Eindringlinge wie gegen die unbedingte Herrschaft des Capitals, die unverschuldete Noth fleißiger Männer gehoben durch Darlehnsbanken: wird dann das Handwerk in solchem Umfange dem Proletariat in die Hände fallen, wie es jetzt in den meisten Staaten des monarchischen Deutschland der Fall ist? Denke Dir endlich vor Allem den Handel von den zahllosen Fesseln befreit, in welche monarchischer Wahnsinn ihn geschlagen hat, die Zollschranken gefallen, die Flüsse frei, das ganze große Deutschland verbunden durch ein Handelsgesetz, als einen großen Markt des mächtig aufblühenden Verkehrs, in imponirender Größe dem Auslande gegenüber, dem kleinen Holland wie dem großen England das Gesetz der Billigkeit abzwingend, durch eine mächtige Flotte geschützt, frei seinen Markt den Völkern öffnend, die seinen Erzeugnissen den freien Eingang gestatten, allen Andern Gleiches mit Gleichem vergeltend, die Einfuhrsteuer der Einfuhrsteuer gegenüberstellend: und wahrlich, Du sollst bald gewahr werden, welchen ungeahnten Aufschwung der deutsche Handel nimmt, wie groß, wie geehrt und gefürchtet das mächtige Deutschland dasteht unter den Handelsvölkern Europas! sollst gewahr werden, wie bei der Demokratie Dein — Geldbeutel die allerbeste Nummer zieht.

Freunde, faßt die einzelnen Züge zusammen, stellt das schöne, große Bild der Demokratie vor Eure Augen, und das Herz muß Euch lachen vor unaussprechlicher Freude! Ein sittlich gehobenes, geistig gebildetes Volk, ein Volk treuer, redlicher, von Vater-

landsliebe glühender, von Rechtsachtung durchdrungener Männer, alle Rechte des freien Mannes gesichert, der Handel in herrlicher Blüthe, das Handwerk auf goldenem Boden, die Arbeit lohnend und ehrend, der Ackerbau die ganze Fülle seines Segens ausströmend, die fürstlichen Millionen zum größten Theil verwendet für Volkswohl, der Völkerfluch der stehenden Friedensheere mit der Zeit gehoben, — Freunde, Brüder, es muß schön werden auf dieser schönen, schönen Gotteserde, das Reich Gottes wird kommen und muß kommen, es kann nicht länger ein lieblicher Traum bleiben! Richtet Euch auf an der Betrachtung des köstlichen Bildes, wenn die Schmach dieses November Euch zu Boden drückt. Haltet die Ueberzeugung fest, daß der Geisterfrühling so gewiß wiederkommen muß, wie der März mit seinem blendenden Sonnenlicht, seinen reinigenden Stürmen auf den Dreck, den Unflath des Februar folgt. Haltet sie fest, diese Ueberzeugung! Wenn das Herz Euch brechen will vor Gram und Schmerz über die niedergetretene Freiheit, über die Feigheit, die Dummheit, den schändlichen Verrath der Männer, auf welche ehrliche, treue Völker ihr Vertrauen und ihre Hoffnung setzten, haltet die wohlbegründete Ueberzeugung fest: die Demokratie wird und muß siegen, weil sie allein vernünftig, allein aus Gott ist! Mag die Nacht auf Augenblicke wiederkehren, um so herrlicher bricht der Strahl der Freiheit hervor. Mögen Fürsten und Aristokraten einen Augenblick triumphiren, um so schöner und glänzender wird der Triumph der Völker sein. Mögen die Völker ruhen einen Augenblick, — der Volksgeist ist erwacht, die Volkskraft ist erkannt, — der Löwe hat die Freiheit gekostet! Deutsches Volk, — Du bist der Löwe! Du ruhst jetzt, doch sobald Du willst, erhebst Du Dich in majestätischer

Kraft, und Dein ist der Sieg, Dein die Macht und die Herrlichkeit! Daß ich mit Feuerflammen schreiben, mit Feuerzungen reden könnte! Daß ich Eure Vorurtheile zerbrechen, Eure Selbstsucht, Eure Bedenklichkeit, Euren Unglauben, Eure Feigheit, Euer blindes Vertrauen in den Abgrund der Hölle verdammen könnte! Wer ein Herz hat, wer den Menschen kennt und den Menschen liebt und das Göttliche sieht, was im Menschen lebt, den Gottesgeist, der die Menschheit durchdringt, wer nur einen Funken des heiligen Geistes in sich findet, nur eine Ahnung von Dem hat, was Christus will, der muß den Segen der Demokratie erkennen! Ständen die Könige nicht auf zu tiefer Stufe, wären sie nicht zu verblendet durch ihre Herrschsucht, wären sie großer Gedanken, wahrer Liebe, edler Empfindungen fähig, könnten die göttlichen Strahlen der Religion die steinerne Rinde ihrer in Selbstsucht erstorbenen Herzen nur einmal durchdringen, wahrlich, sie würden erkennen, wie die Demokratie auch ihnen eine viel schönere, viel beglückendere, viel menschenwürdigere Stellung anweist, als die ist, welche sie jetzt einnehmen. Jetzt sind sie Götzen, angebetet von der Schar der gottverlassenen Dummköpfe, gegängelt, betrogen und verrathen von der Schlangenbrut heuchelnder und schmeichelnder Höflinge, — bemitleidet von allen erleuchteten und besonnenen Freunden des Menschengeschlechts, verachtet von Allen, deren Herz für die heilige Freiheit glüht, und einst — verurtheilt und verdammt vor dem untrüglichen Richterstuhle der Geschichte! Die Demokratie würde ihnen den stolzesten Platz anweisen, den ein vernünftiger Mensch sich wünschen kann: die Demokratie würde sie als freie Männer an die Spitze freier Völker stellen, und — die Welt würde sie segnen!

Meint Ihr, Ihr Herren Gegner, daß Eure Einwendungen die Kraft unserer Gründe brechen könnten? Die constitutionelle Monarchie, meint Ihr, sichere auch die von uns gepriesenen Güter? Wahrlich, die constitutionelle Monarchie mit ihrem Wirrsal würde die kaiserlich österreichische und die königlich preußische sogenannte „wahre" Freiheit sichern, d. h. die Monarchenwillkür und die Aristokratenherrlichkeit, — die Volksfreiheit sichert sie nimmer! Laßt den Herrn von Gottes Gnaden das absolute Veto, das Recht der Kammerauflösung und Kammervertagung, Orden, Titel und Adelsverleihung, laßt der Aristokratenkammer ihre Stellung zwischen Fürsten und Volk, ihren mächtigen Parteieinfluß auf die Gesetzgebung, laßt die Volkskammer unter dem Einfluß der Regierung von bestechlichen Wahlmännern auf drei oder sechs Jahre unwiderruflich gewählt, durch den Census oder eine anderweite beschränkende Verordnung einen bedeutenden Theil des Volks zur Unmündigkeit verdammt sein, und Ihr sollt erleben, was aus der Freiheit wird! Werden die Fürsten ihre Selbstherrlichkeit und ihre Einkünfte Preis geben, so lange sie Macht haben, Beides zu erhalten? Werden die Junker mit den stehenden Heeren die zahllosen Officierstellen, mit der kostspieligen Staatsverwaltung und dem behaglichen Bevormundungssystem die einträglichen Präsidenturen und Oberpräsidenturen fahren lassen? Wird das zersplitterte Deutschland stark genug werden, seine Handelsgröße auf eine imponirende Flotte zu gründen? Wird das Recht des Arbeiters, des Bauern, des Handwerkers dem überwiegenden Einfluß der hohen Herren gegenüber gesichert sein? Wird die üppige Blüthe der Lüge, der Schmeichelei und der Kriecherei brechen und die Quelle der sittlichen Entwürdigung versiegen? Das Alles wird nicht ge-

ſchehen und kann nicht geſchehen! Wie ſchnell aber die conſtitutionelle Monarchie den heiligſten Volksrechten, dem Rechte der Waffen, der freien Preſſe, der Vereinigung, der unverletzlichen Wohnung, des freien Gerichts die Spitze abzubrechen vermag, das hat die Welt erfahren und das wird ſie auch künftig erfahren! Was die Monarchenwillkür hemmt und den Ariſtokratenunfug ſtört, das wird in der conſtitutionellen Monarchie ſo lange „angemeſſen," beſchränkt und „geſetzlich" geregelt, bis — Monarch und Ariſtokrat ins Fäuſtchen lachen über die dummen Völker.

Die Völker wären nicht reif für die Demokratie? Meit Ihr? Daran ſcheint Wahres zu ſein. In vielen Schichten des Volkslebens findet ſich eine ekelerregende ſittliche Verworfenheit. In andern eine Unklarheit, eine Begriffsverwirrung, eine Maßloſigkeit in der Sorge für perſönlichen Vortheil, die Beſorgniß erweckt. Denken wir an eine Menge der preußiſchen Stadträthe und Bürgermeiſter, an die Maſſe der Kanzleiräthe, Hofräthe und Geheimräthe, an Gardelieutenants, General- und Special-Superintendenten, Pfaffen, penſionirte Stabsofficiere und ähnliche Auswüchſe des Volkslebens, an Stadtverordnete, die zur rechten Zeit zu Kreuze kriechen, an Handelsherren und Fabrikherren, für welche die Welt nur ſo weit vorhanden iſt, als ihre Geſchäftsverbindungen reichen und ihre Fabrikate Abſatz finden, wahrlich, dann könnte uns der Muth entſinken! Da iſt nichts edel Menſchliches, kein Mannesmuth, keine Ahnung großer Gedanken, keine Kraft würdiger Entſchließungen, kein Anhauch einer ſchönen Begeiſterung, kein auftauchendes Bedürfniß einer wahren Freiheit, keine Liebe, kein Glaube. Da iſt durch und durch ein abſolutmonarchiſch-verpeſtetes, widerliches, ekelhaftes, Weſen, eine Gewiſſenloſigkeit, eine Gewandtheit im

Schmeicheln und Heucheln, eine Fertigkeit im Selbstbetruge, eine Schlangennatur, eine Feigheit und Niederträchtigkeit, die als unausbleibliche Folge des Monarchendruckes erklärlich, nichts desto weniger im höchsten Grade empörend und bedenklich ist. Diese Menschen zählen kaum mit, wenn von sittlich freien Wesen die Rede ist. Sie haben kein sittliches Gefühl, kein sittliches Urtheil. Das Unwürdigste, das Gemeinste, die offenbarste Lüge, die sonnenklarste Niederträchtigkeit ist gerechtfertigt, wenn sie nur — von einem Könige oder wenigstens von einem Königssohne ausgeht. Diese Menschen sind für die Demokratie nicht reif. Sie ahnen und verstehen ihren Segen nicht. Sie haben kein Herz für das Große und Schöne, was sie schafft. Könnte die Demokratie den Geheimräthen Präsidenturen mit 6000 Thalern Gehalt, den Stadträthen Geheimerathsstellen mit 3000 Thalern, den Pfaffen fette Pfründen mit behaglicher Ruhe und hohen Ehren, den Kanzlei- und Hofräthen Rothe-Adlerorden mit Gehaltszulagen und Rangerhöhung, den Handelsherren brillante Geschäfte, den Gardelieutenants Avencements, Champagner im Ueberfluß, neue Kraft für ihre marklosen Lenden, Huren mit frischen Wangen und üppigem Busen zuführen und gewährleisten, Schwarz auf Weiß, versiegelt und verbrieft, — dann würden sie schwärmen für Demokratie und dem angebeteten Königspaare mit graciöser Verbeugung den Kauf aufkündigen. Jetzt nicht. Die Demokratie fordert Männer, keine Stadt- und Hofräthe, freie Männer, keine in Demuth ersterbenden Creaturen, keine Sclaven der Lust, der Geldgier und des Ehrgeizes. Die Demokratie bietet zunächst Kampf, Schmerz, vielleicht den Tod, aber weder Orden noch Titel, weder Champagner noch Liebeslust. Wartet Ihr auf die Mitwirkung

Digitized by Google

der Stadträthe u. ſ. w., u. ſ. w., ſo bleibt die Demokratie ein ſchönes Traumgebilde. Blicken wir nach einer andern Seite. Da ſehen wir Arbeiter. Unter ihnen wackere, verſtändige, ehrenwerthe Männer in großer Zahl, aber auch — welche Verblendung! Die gebratenen Tauben ſollen ihnen demokratiſch ins Maul fliegen. Die Freiheit ſoll ihrer Trägheit bequeme Ruhepolſter verſchaffen. Sie wollen viel verdienen, aber wenig arbeiten. Sie wollen das große Wort führen, Geltung haben, ihren Willen durchſetzen, aber nach Bildung, nach Würdigkeit, nach ſittlicher Tüchtigkeit, nach klarem Verſtändniß Deſſen, was Noth thut, trachten ſie nicht. Sie wollen Freiheit, ja, Freiheit, aber daß bürgerliche Freiheil ohne ſittliche Freiheit unmöglich Dauer und Beſtand haben kann, das verſtehen ſie nicht. Sie wollen Gerechtigkeit für ſich, und fangen damit an, die Gerechtigkeit Andern zu verſagen. Sie wollen *ihr* Recht und verletzen das Recht Anderer. Sie wollen glücklichere, frohere Tage ſehen und freveln im rohen Unverſtande gegen die billigſten und vernünftigſten Geſetze. Sie wollen Umgeſtaltung des Beſtehenden zu ihrem Heile, und verſchmähen es, den Rath einſichtsvoller Männer zu beherzigen, deren Liebe und Treue ihnen bekannt iſt. Da treten uns Männer des bisher vorzugsweiſe ſogenannten Bürgerſtandes entgegen. Gott weiß es, wie hoch wir die Männer des Bürgerſtandes ehren; wie wir das ganze Gewicht und die hohe Bedeutung dieſes Standes aus vollem Herzen anerkennen. Aber nimmer werden wir dem Bürger, dem Handwerker Recht geben, wenn er ſich gebährdet, als ſei ſeit dem März die Welt nur für ihn da, als müſſe die ganze Neugeſtaltung *allein* auf *ſein* Intereſſe, auf den Vortheil *ſeines* Standes berechnet werden. Nimmer

werden wir ihm beipflichten, wenn er alle Rechte für ſich in Anſpruch nehmen, alle Laſten auf die Schultern der Begüterten wälzen, die ſogenannten Vornehmen verdächtigen, die Reichen beargwöhnen, die höhere Geiſtesbildung geringſchätzen will. Nimmer werden wir es rechtfertigen, wenn er es vergißt, daß der höhere Grad geiſtiger Durchbildung, die umfaſſendere Kenntniß und die tiefer dringende Einſicht, welche bis jetzt im natürlichen Gefolge ihres Bildungsganges vorzugsweiſe bei den Mitgliedern der ſogenannten höhern Stände gefunden wird, bei der ſtaatlichen Neubildung durchaus unentbehrlich iſt. Ein engherziges, ſelbſtſüchtiges Wühlen, das neue Scheidewände baut und neue Zwietracht ſäet zwiſchen den Angehörigen verſchiedener Stände, das den Reichen zurückdrängen will, weil er reich, und den Vornehmen, weil er vornehm iſt, iſt durchaus und völlig undemokratiſch. Kein Menſch, kein Stand darf ſich allein wollen in der Demokratie. Jeder muß gelten, was er werth iſt, und ſeine Stellung darf allein abhängig ſein von ſeiner Tüchtigkeit. Das Handwerk iſt wichtig, — iſt es der Handel, der Ackerbau weniger? Iſt nicht die Blüthe des Handels und des Ackerbaues die wichtigſte Grundbedingung der allgemeinen Wohlfahrt? Wahrlich, ſo lange die Selbſtſucht und die Engherzigkeit nach Herrſchaft ſtrebt, trete ſie hervor bei Königen oder bei Holzhackern, bei Grafen oder bei Schuhflickern, ſo lange iſt an den Segen der Demokratie nicht zu denken!

Doch wir müſſen der Frage: ſind die Völker reif für die Demokratie? näher treten. Du behaupteſt, ſie ſeien nicht reif. Wie meinſt Du das? Sind ſie nicht reif, in Wahlbezirke zuſammenzutreten und Män-

ner zu wählen, zu denen sie Vertrauen haben? Oder sind die Gewählten nicht reif, die Bedürfnisse des Volks zu beurtheilen und aus diesen Bedürfnissen heraus zweckmäßige Gesetze zu geben? Meinst Du vielleicht, es lebten überhaupt nicht so viel vernünftige, gebildete und sachkundige Männer in der Mitte der Völker, daß für das Geschäft der Gesetzgebung eine zweckdienliche Auswahl möglich sei? Das kannst Du nicht meinen, ohne Dir selbst das Zeugniß der Blindheit und des Unverstandes zu geben. Und wenn Du es wirklich meintest, — gehören nicht zum Volke Alle, Hohe und Niedrige, Fürsten und Bettler? Steht das Volk überhaupt so tief, daß es keine Männer zählt, die des Volkes Bedürfnisse kennen und denselben durch Gesetze zu begegnen wissen, woher soll dem Einen, dem Fürsten, die unermeßliche Weisheit und Kraft zur Gesetzgebung und Gesetzvollstreckung kommen? Woher soll der Einzelne aus seiner isolirten Stellung heraus die Bedürfnisse der verschiedenen Volksklassen kennen lernen? Den Fürsten würde von Gottes Gnaden die nöthige Weisheit gegeben? Behauptest Du das, so schlägt Dich die Geschichte mit ihrer langen Reihe der erbärmlichsten, gottverlassensten Fürsten ins Angesicht, und gibt Dir obendrein das Zeugniß entweder der Dummheit oder der Bosheit. Doch Du meinst nur, die Masse des Volks habe nicht die Einsicht, die sachkundigen Männer herauszufinden. Die Masse des Volks lasse sich leiten von schlauen Betrügern, von Aufwieglern und Unruhestiftern! Daß das Resultat der Volkswahl möglicher Weise ein sehr trauriges sein kann, davon gibt Frankfurt, gibt Berlin sprechende Beweise. Allein — aller Anfang ist schwer, Uebung jedoch macht den Meister. Auch können die Ungebildeten leicht boshaften und verbrecherischen

Menſchen Herz und Ohr öffnen. Allein — die Zahl der unterrichteten, wohlmeinenden, einſichtsvollen Männer iſt jedenfalls groß. Ziehen dieſe ſich von den weniger gebildeten Schichten des Volks zurück, verſchmähen ſie es, belehrend und ermahnend ihnen entgegen zu treten, ihnen als Freunden und Brüdern die Hand zu reichen, dann mag es ſein, daß der Ungebildete die Beute des verſchmitzten Böſewichts wird. Aber, Ihr weiſen Herren, warum begnügt Ihr Euch damit, auf die unter Euch Stehenden zu ſchimpfen und zu ſchelten, über ihre Rohheit und Blindheit hochtrabende Worte zu machen? Warum verſammelt Ihr ſie nicht um Euch? Warnm tretet Ihr nicht zu den Tauſenden, die gern kommen, wenn Ihr ſie ruft? Warum nehmt Ihr Euch nicht ihrer geiſtigen Nothdurft an und verdient Euch einen Gotteslohn um ſie und das Vaterland? Es hilft doch nichts, meint Ihr. Ja, wenn Ihr Profeſſorenweisheit vor ihnen auskramt, mit ſchulmeiſterlicher Miene zu ihnen kommt, mit vornehmer Herablaſſung auf ſie hinblickt, wenn Ihr ſelbſt zu ungeſchickt ſeid, als daß Ihr die Herzen treffen und die Geiſter feſſeln könntet, dann hilft's nichts. Tretet mit Liebe, mit Anerkennung und Achtung ſeines Rechts zu dem niedern Manne, beweiſet Eure geiſtige Ueberlegenheit, die Schärfe Eures Verſtandes, die Gründlichkeit Eures Wiſſens, die Klarheit Eurer Begriffe, ſo werdet Ihr die Menge den Aufwieglern entreißen und ſie für Geſetz und Ordnung gewinnen. Findet ſich jetzt noch viel Rohheit, viel Unklarheit, vielfach überſpannte Forderung, kann uns das befremden? Iſt es anders möglich bei Völkern, die ſich noch heute nicht von den Fußtritten der Despotie erholt haben? Laßt die Demokratie mit ihren unwiderſtehlichen Bildungsmitteln

wirken, laßt die überbildeten Narren zu gebildeten Männern werden, belehrt, gewinnt den Mann des Volkes, anstatt auf ihn zu schimpfen und zu schelten, — und Ihr sollt es erleben, mit welcher Sicherheit er den Mann seines Vertrauens zu finden weiß, wie bald die Kammern der Abgeordneten das sein werden, was sie — bis jetzt nicht gewesen sind, weder in Berlin, noch in Frankfurt. Habt Ihr noch andere Bedenken? Ihr meint, die Selbstsucht werde auch in der Kammer der Abgeordneten den Stab führen und die Entscheidung geben. Das mag zunächst der Fall sein. Allein die Demokratie erweckt eine edle Vaterlandsliebe. Sie drängt das Ich in den Hintergrund und erwärmt die Herzen für das Wohl der Gemeinschaft. Der Absolutist, der Monarchist fühlt sich als Familienvater und Spießbürger, der Demokrat als Glied des Volkes, als Sohn des Vaterlandes. Die Demokratie ist das rechte Mittel, der Selbstsucht die Wurzel abzuschneiden. Und bliebe die Selbstsucht in ihrem monarchischen Recht, so ist in der Demokratie die Selbstsucht aller Stände vertreten und durch sich selbst wird sie genöthigt sein, das der Mehrheit am meisten Heilsame, der Minderheit am wenigsten Nachtheilige aufzufinden. Ohne die Macht des entscheidenden monarchischen Willens, der über den Partheien (?) walte, werde eine starke Minorität der Majorität sich nicht fügen? immer erneuter Aufruhr sei die nothwendige Folge der Demokratie? Plagt Euch auch dieses Bedenken, Ihr ängstlichen Menschen? Ob der monarchische Wille über den Partheien walte, das ist sehr die Frage. Aber keine Frage ist es, daß das Gesetz über den Partheien steht. Das Gesetz schützt die Majorität und tritt mit dem Schwerte der Gerechtigkeit der frechen Gewaltthat entgegen. Herrscht jetzt noch in

weiten Kreiſen Rechtsverachtung und Neigung zur Gewaltthat, ſo iſt das Folge der Monarchie, Folge der Rohheit und des weit verbreiteten Elends. Die Demokratie hilft dem Uebelſtande ab. Und könnt Ihr ſelbſt jetzt die Behauptung wagen, daß die einflußreiche Mehrzahl den Aufruhr, die wüſte Unordnung wolle und liebe? Das könnt Ihr nicht. Die Mehrzahl wird immer für Ruhe und Ordnung ſchwärmen. So wird es in der Demokratie nie an Geſetzen fehlen, welche dem Aufruhr mit Kraft und Nachdruck Halt gebieten. Auch wird es nie an einer Regierungsgewalt fehlen, welche das Geſetz mit Entſchloſſenheit, Muth und Kraft handhabt. Eine unentſchloſſene, träge, feige Regierung kann ſich unter dem Schutze der Monarchie halten, in der Demokratie nie! Es iſt Verblendung, es iſt Unkunde, ſich eine demokratiſche Regierung als kraft- und machtlos zu denken. Eine demokratiſche Regierung hat freilich nicht die Macht, das Geſetz zu verhöhnen und das Recht niederzutreten. Aber dem Recht Geltung, dem Geſetze Achtung zu verſchaffen, einem frechen Pöbel, er ſei reich oder arm, von hohem Adel oder aus gewöhnlichem Menſchenblut, Ehrfurcht einzuflößen, dazu hat ſie die volle Gewalt. Sie trägt das Schwert und — ſie trägt es nicht umſonſt! So iſt das Recht der freien Preſſe, der Waffen, der freien Vereinigung, der Verſammlung unter Gottes freiem Himmel in der *Abſolutmonarchie unmöglich*; in dem Wirrwarr der *conſtitutionellen Monarchie*, in dem kein Menſch weiß, wer Koch und wer Kellner iſt, in dem der Kampf der verſchiedenen Stände, die Zwietracht zwiſchen Regierung und Volk, der Neid, der politiſche Betrug unvermeidlich iſt, in hohem Grade *bedenklich*; in der *Demokratie*, in einem durch die Demokratie

gehobenen, veredelten, gekräftigten Volke vom höchsten Segen.

Die Bedenken über die Reife des Volkes zur Demokratie sind haltlos. Es ist kaum ein Volk denkbar, welches nicht reif wäre für die Demokratie. Ist das ganze Volk roh, so ist es Tollheit, Einen dieser Rohen als Monarchen an die Spitze zu stellen und ihm einen Platz einzuräumen, an dem er noch tiefer sinken muß. Würde aber dieser Eine durch ein Gotteswunder in den edelsten, erleuchtetsten Menschen umgewandelt, so würde er die heilige Verpflichtung erkennen, sich und das Volk vor dem Pesthauche der Absolutmonarchie zu bewahren, sich und das Volk durch demokratische Einrichtungen auf immer höhere Stufen der geistigen und sittlichen Tüchtigkeit zu heben.

Es ist kaum ein Volk denkbar, welches nicht reif wäre für die Demokratie. Und nun — das deutsche Volk! Wie vielfach ist seine Reife, seine Verständigkeit, seine Besonnenheit gerühmt! Und mit Recht! Es hat sich bewährt, vielfach bewährt, zuletzt in den Tagen der siegreichen Revolution. In ganz Deutschland war nach den Märztagen die Macht der Fürsten, die Auctorität der Obrigkeiten, das Ansehen der Gesetze gebrochen. In der gewaltigen, urplötzlichen Erschütterung war Alles zusammengestürzt. Ein Siegesruf durch das ganze Land, ein freies Aufathmen nach langer, fürchterlicher Knechtschaft, ein Freuden-, ein Freiheitstaumel! Und nach der ungeheuren Aufregung, nach der vollendeten Niederlage der Absolutherrschaft, — welche Besonnenheit, welche Ruhe, welche Mäßigung! Ein Sclave, der die Kette zerbricht, wüthet. Groß, edel, in erhabener Ruhe stand das deutsche Volk da, ein großmüthiger, vertrauender Sieger. Kein Ausbruch der Rache, kein

Auftauchen der lang verhaltenen Wuth entweihte den Sieg. Man ehrte die Fürſten in ihrer Niederlage. Die einzelnen Ausbrüche der Rohheit und des Ungeſtüms wurden leicht und ſchnell unterdrückt. Als die Obrigkeiten nichts vermochten, die Geſetze nicht galten, da war im Volke die Kraft, das Volk zu zügeln. Ruhig vergingen die erſten Monate, in Ruhe und Beſonnenheit, wenn auch ohne Kenntniß der Perſonen, wurden die Wahlen vollzogen. Man mußte das Volk bewundern und ehren. In Berlin nach dem blutigen, ſchweren Kampf bewundernswerthe Ruhe Ordnung, Mäßigung. Nie hat ein Volk ein glänzenderes Zeugniß ſeiner Kraft der Selbſtbeherrſchung, ſeiner Würdigkeit für die Freiheit abgelegt. Die Größe des erſchütternden Moments hatte die entwürdigenden Folgen der Abſolutmonarchie überwunden. Da — tauchte die Macht der Reaction hervor. Sie wuchs und ward ſtark. Sie war liſtig, ſchlau, gewandt. Die Kämpfer für die Freiheit wurden geſchmäht. Die Furcht aller Feiglinge wurde aufgeſtachelt, das Geſpenſt der Anarchie ſorgfältig ausgeputzt, die unvermeidlichen Folgen des gehemmten Verkehrs ſchlau benutzt. Die Regierungen thaten nichts von Allem, was das Vertrauen der Völker erwartet hatte. In Preußen ließ Camphauſen nutzlos und thatenlos eine koſtbare Zeit verſtreichen, Hanſemann trat in ſeine Fußſtapfen, Schreckenſtein ſchliff die Waffen der Reaction, die Nationalverſammlung verkannte in ihrer Mehrheit, was Noth that, vertrödelte ihre Zeit, ſchaffte Nichts; das den Ausſchlag gebende Centrum war planlos, unklar, ſchwankend, eine grundſatzloſe Maſſe. Die hohen Beamten der alten Sultansherrſchaft, die bereitwilligen, beſternten und betitelten Diener des Abſolutismus blieben an ihren Plätzen. Heeresmaſſen

umlagerten Berlin. Das Institut der Constabler schärfte den Verdacht, reizte die Wuth. Das Volk sah, das Volk fühlte, daß es verrathen ward. Es sah und fühlte, daß man die Revolution verleugnen, daß man einlenken wollte in die Bahn des Regiments von „Gottes Gnaden". Der Instinct offenbarte ihm die große, große Gefahr. Wenn so in Berlin die Aufregung wiederkehrte, wenn hier und dort die Verworfenheit wieder ans Licht trat, welche die Absolutmonarchie genährt hatte, wenn Thaten geschahen, die jeder Vernünftige beklagen muß, war es zu verwundern? war es anders möglich bei der großen Menge Derer, die von den mächtigen Impulsen des Augenblicks sich hinreißen lassen? Der Zeughaussturm, die Beleidigung der Deputirten, der Unfug der letzten Octobertage bleibt für immer beklagenswerth. Aber erwägt, wie planmäßig der Zorn der Massen gereizt, wie leicht und schnell dennoch die Ordnung hergestellt war, wie immer von Neuem das Mißtrauen rege gemacht wurde, welchen erschütternden, empörenden Eindruck ein Ministerium Pfuel-Eichmann-Bonin, die Aussicht auf ein Ministerium Brandenburg-Manteuffel machen mußte, wie unverschämt die Reaction hervortrat, welche Siegermiene die Camarilla annahm, wie vielfach der Verdacht unterstützt wird, daß die Hinterlist, das Geld der Reaction den Zeughaussturm wie den 31. October herbeigeführt habe, — erwägt das Alles nach Billigkeit, und Ihr könnt nimmermehr auf die letzten berliner Ereignisse die Behauptung gründen, das Volk sei nicht reif für die Demokratie. Ihr könnt es eben so wenig, wenn ihr nach Wien seht. Die Ermordung Latour's war beklagenswerth. Aber ist sie entfernt zu vergleichen mit der Infamie des an Robert Blum verübten Mordes? Ist die

That der durch augenſcheinlichen Verrath aufgeſtachelten Wuth, die That der entfeſſelten Leidenſchaft empörter Gemüther an Verworfenheit zu meſſen mit der kalt berechnenden, planmäßigen Grauſamkeit des Mörders Robert Blum's? Oder verdammt Ihr die Wiener wegen der wiederholten Aufſtände? Sollten ſich die Männer Wiens etwa ruhigen Bluts um die Früchte ihrer Revolution betrügen laſſen? Sollten ſie das ſchmähliche Spiel, welches Latour mit Jellachich ſpielte, nicht ſehen? Sollten ſie in gemüthlicher Laune ihre Freiheit den Ariſtokraten und Ariſtokratendienern Preis geben? In der Aufregung der Octobertage aber kann ſich kein Vernünftiger über die einzelnen Ausbrüche der Volksrohheit wundern. Als Soldatenmaſſen die edle Stadt umringten, Verrath von Innen wie von Außen drohte, da war allein Das zu verwundern, daß in der verlaſſenen und verrathenen Stadt ſo viel Ordnung, ſo viel Geſetzlichkeit herrſchte, wie in der That geherrſcht hat.

So gewiß es iſt, daß die Abſolutmonarchie jedes Volk in den Abgrund des ſittlichen, geiſtigen und materiellen Elends ſtürzen muß, ſo unzweifelhaft es iſt, daß die conſtitutionelle Monarchie nicht die Kraft hat, die Völker ihrer Beſtimmung entgegen zu führen, der Völker Wohlfahrt zu gründen, ihr Recht, ihre Freiheit zu ſchützen: ſo gewiß, ſo unzweifelhaft iſt es, daß allein die Demokratie das Heil der Völker in ihrem Schooße birgt. Die Bedenken über die Reife der Völker zerfallen in ſich. Ob die Völker den edlen Stolz haben, einzuſehen, daß allein die Demokratie ihrer Würde angemeſſen iſt; ob ſie den Muth haben, die Demokratie der ganzen Schar engherziger Gegner abzutrotzen, den kühnen Muth, der die behagliche Ruhe, den heitern Genuß hingibt, um durch Gefahr, Kampf und Schmerz

den Preis zu erringen, — das ist eine andere Frage. Was den Völkern vor Allem Noth thut, das ist ein tiefes, lebendiges Gefühl ihrer Würde, eine deutliche, klare Erkenntniß ihres göttlichen Rechts. Preußen hat sich in diesen letzten Tagen mit tiefer, unauslöschlicher Schmach bedeckt. Es hat seine gesetzlichen, vollberechtigten, von ihm beauftragten, von einem des Hochverraths angeklagten Ministerio verfolgten Vertreter im Stich gelassen. Wir sind weit entfernt, in dem Verhalten der berliner Nationalversammlung während der schmählichen Novembertage große Heldenthaten zu finden. Vom ersten Moment an haben wir die Thorheit des passiven Widerstandes und die Halbheit seiner Maßregeln beklagt. Aber für den erleuchteten Vaterlandsfreund gibt es kein empörenderes Schauspiel, als das der niedergetretenen Volksrepräsentation. Die Vertreter von **16** Millionen Menschen werden von einer gesetzverachtenden Regierung verfolgt, gehetzt, mit wahrer Brutalität behandelt, und — die **16** Millionen erheben sich nicht, strafen den Frevel nicht, sind nicht empört über die in den Staub getretene Majestät des souverainen Volkes! Sie schweigen, demüthigen sich vor der gesetzverachtenden Regierung, verlassen in schändlicher Treulosigkeit ihre Vertreter und geben den deutlichen Beweis, daß die Begeisterung der großen Märztage die entwürdigenden Folgen der Absolutmonarchie wohl für kurze Zeit überwinden, aber nicht für immer beseitigen konnte! Preußenvolk, so also schützest Du Die, die Du selbst berufen, mit Auftrag versehen hast! So kann man sich auf Dich verlassen! So wenig kennst Du Deine Würde, die hohe Stellung Deiner Vertreter! So wenig weißt Du, daß kein König der Welt so heilig ist, so hoch steht, so viel gilt, als eine Volksvertretung.

Preußenvolk, Du magſt viele große Thaten noch verrichten, aufs Neue Deinen Namen mit glänzender Schrift eintragen in das Buch der Weltgeſchichte, — dieſe Schmach, die Schande dieſes Novembers wiſcht keine Macht der Welt von Dir ab! Dein Verhalten gegen Deine Vertreter iſt ſo namenlos ſchlecht, daß man Bedenken trägt, das bezeichnende Wort in den Mund zu nehmen. Deine Vertreter verfügen die Steuerverweigerung. Ein hochverrätheriſches Miniſterium hat kein Recht, über das Eigenthum des Volks zu verfügen. Es beſtand keine berechtigte Regierung. In dieſem Falle, wo die Anarchie ſich auf den Thron, auf die Miniſterbänke geſetzt hatte, war die Steuerverweigerung berechtigt. Und Du, tapferes Preußenvolk, läßt Dich durch einige Oberpräſidenten, einige erbärmliche Magiſtrats- und Stadtverordneten-Collegien einſchüchtern! Du ſtürzeſt Die ins Unglück, die von Rechtsachtung getrieben den rechtloſen Miniſtern widerſtehen! Tapferes, großes Preußenvolk, als Bollwerk der deutſchen Freiheit haſt Du Dich nicht bewährt! Der November iſt ein unauslöſchlicher Schandfleck in Deiner Geſchichte. Preußenvolk, die tiefe Scharte in Deinem durch den März geheiligten Schwerte, — wirſt Du ſie auswetzen? Etwa durch Fackelzüge und **Vivats?** — — —

Digitized by Google

VI.

Reaction.

Die potsdamsche Camarilla-Constitution.

Die Reaction, das Streben nach Wiederherstellung des überwundenen Zustandes, wird bei jeder Umgestaltung, bei jeder Neubildung ans Licht treten. Sie wird sich bei Fortschritten auf dem Gebiete der Wissenschaft und des kirchlichen Lebens so gut, wie bei der Umgestaltung bürgerlicher Verhältnisse zeigen. Blindheit, Feigheit und Selbstsucht sind ein nie fehlendes Kleeblatt. In vereinter Kraft erheben sie sich gegen das Neue, weil es Bedenken erregt, Gefahren droht, Opfer fordert. Auch die Reaction hat ihr Recht. Das Segensreiche der neuen Gestaltung kann nicht im ersten Moment Allen einleuchten. Der Geist arbeitet ohne Unterlaß, aber er reift seine Früchte in verschiedenen Individuen zu verschiedenen Zeiten. Einzelne pflücken sie zuerst und theilen sie allmälig in immer weitern Kreisen aus. Wer in dem erschienenen Neuen nicht eine reife Frucht erkennen kann, wer dem Alten mit Liebe ergeben ist und in ihm das allein Heilsame findet, der hat das volle Recht, für das Alte mit seiner ganzen Kraft zu streiten und zu kämpfen. Die Reaction ist ehrenwerth, sobald sie aus festgegründeter Ueberzeugung hervorgeht, die Schranken des Gesetzes respectirt und mit ehrlichen Waffen kämpft. Und wer wollte verkennen, daß die Reaction in hohem Grade heilsam wirken kann! Stählt sie nicht die Kraft der Vorwärtsstrebenden? Nöthigt sie dieselben nicht, sich über Ziel und Mittel klar zu werden? Bewahrt sie nicht vor Einseitigkeit und vor der Gefahr der sich

überstürzenden Eile? Ja, die Reaction kann heilsam wirken. Daß sie Gefahr droht, haben wir erlebt. Allein ist das Neue eine reife Frucht, ist die Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse aus dem deutlichen Bewußtsein gebildeter Völker hervorgegangen, so kann die Reaction nur dann gefährlich werden, wenn es den Freunden des Neuen an Kraft, Klugheit und Begeisterung fehlt. Die Siege der Reaction erkämpft zum größten Theile stets die Trägheit und Verblendung der Anhänger des Neuen.

Nach den Märztagen mußte die Reaction furchtbar werden. Drohender als je mußte das Bündniß werden, welches die Selbstsucht mit der Feigheit und der Blindheit schloß.

1. Die Fürsten Deutschlands mußten geschworene Feinde der neuen Gestaltung sein. Ihre absolute Herrlichkeit zu Grabe zu tragen, war des Kampfes Hauptzweck. Nach dem Siege der Völker mußten sie von den Thronen der absoluten Machtvollkommenheit, auf dem sie gar weich und behaglich gesessen hatten, in das bürgerliche Leben, in das Volksleben heruntersteigen. Was der Abgott ihres Herzens gewesen, entsank ihrer Hand. Gewollt hatten sie die Freiheit nicht. Von der Herrlichkeit der Freiheit hatten sie keine Ahnung. Bezwungen, besiegt, in der größten Noth, im letzten Moment, als die Macht der Kanonen für die Tage des Märzkampfes gebrochen war, unterwarfen sie sich dem Volkswillen. Sie thaten es mit blutendem Herzen. Nicht die Schwäche, nicht die Nachgibigkeit der Kronen, — die Begeisterung der Völker hat den Sieg der Märztage herbeigeführt. Damals als das Feuer der Begeisterung in Millionen Herzen brannte, als der Strom der Begeisterung durch die Herzen brauste und ein Volk nach dem andern

urkräftig ſich erhob, — in jenen Tagen konnten die Fürſten nicht widerſtehen. Für jene Tage war ihre Kraft gebrochen. Der Macht hoher Begeiſterung für die Freiheit widerſteht nicht der Bajonette, nicht der Kanonen Macht. Beſiegt, überwältigt waren die Fürſten. Mit Entſetzen ſahen ſie die neue Zeit. Mit Entſetzen fügten ſie ſich in das Unvermeidliche. Daß ſie nicht große Männer waren, ſich nicht erhoben über das Gewöhnliche, Mittelmäßige, daß ſie die neue Zeit nicht begriffen, den Gottesgeiſt nicht erkannten, der aus den Märzſtürmen ſprach, das kann ihnen kein Menſch zum Vorwurf machen. Bedenkt ihre Erziehung, die Grundſätze, die ſie eingeſogen hatten, die überſchwenglichen Vorſtellungen von ihrer Fürſtenherrlichkeit, die ihnen eingeprägt waren; bedenkt auch, daß ſie den Menſchen faſt nur in der Geſtalt und durch die Brille des Höflings, des kriechenden, erſterbenden Geheimenraths geſehen hatten, daß ſie alſo den Menſchen nicht achten, nicht ehren, an den Segen der Freiheit nicht glauben konnten, und Ihr müßt zugeben, daß ſie den März und ſeine Folgen nur — mit ihren Augen anſehen konnten. Nur Monate waren vergangen, ſeit Friedrich Wilhem IV. es vor Gott gelobt hatte, daß keine Macht der Welt ihn je bewegen ſolle, ſeiner abſoluten Machtvollkommenheit zu entſagen, nur Monate, ſeitdem er es dem Volke als ſeine heiligſte Königspflicht genannt hatte, die abſolute Krone ungeſchwächt ſeinem Nachfolger zu hinterlaſſen. Spricht nicht Alles dafür, daß dieſes Wort, dieſes Gelübde aus der innerſten Tiefe ſeiner Ueberzeugung hervorgebrochen war? Und kann der Sturm einer Gewitternacht, ſo erſchütternd ihre Ereigniſſe ſein mögen, die Ueberzeugung eines funfzigjährigen Lebens ausrotten? Wir können es Friedrich

Wilhelm IV., wir können es der ganzen Schar seiner fürstlichen Collegen nicht verdenken, wenn ihre Liebe der alten Zeit gehörte, wenn sie mit Verlangen, mit Sehnsucht der entschwundenen Herrlichkeit gedachten, die Hoffnung ihrer Wiederkehr nährten und aus vollem Herzen der Reaction sich in die Arme warfen. Was Unwürdiges, Unsittliches gethan ist, Lüge, Heuchelei, Rechtsverhöhnung, — das Alles wollen wir natürlich nicht vertheidigen, aber daß Friedrich Wilhelm IV. die Stellung des Fürsten von Gottes Gnaden wiederzugewinnen, sie dann zu befestigen suchte, daß er hoffend auf sein Heer sah, daß die von ihm inficirten Minister den Hauptheerd der Revolution, Berlin, mit Heeresmassen umstellten, daß von der wiedererlangten Macht plötzlich, schnell, mit Energie und Klugheit Gebrauch gemacht wurde, das war völlig in der Ordnung. Friedrich Wilhelm IV., verwöhnt und irregeleitet durch das Geschrei der Höflinge, unfähig, das Recht des Volkes zu erkennen und die Anforderung seiner Zeit zu verstehen, hat sich vielleicht in seinem Rechte geglaubt. Was uns als Gewaltstreich erscheint, mag ihm in seiner Verblendung als Erfüllung königlicher Pflicht erschienen sein. Und wenn uns aus den preußischen Novembertagen irgend etwas Respect einflößt, so ist es das entschlossene, kluge, feste Handeln der Camarilla.

2. Mit den Fürsten hatte der Adel gleiches Interesse. Mit der absoluten Krone brach die Adelsherrlichkeit zusammen. Die neue Zeit mußte dem Adel seine Privilegien, seine Diplome, seine Officierstellen, seine Minister- und Präsidentenämter, seine Pensionen u. s. w. aus den hochadeligen Händen reißen. Nur wenigen seltenen, hochstehenden Männern des Adelsstandes war es gegeben, die neue Zeit mit

Freuden zu begrüßen. Wir waren nicht zu der Forderung berechtigt, daß alle Edelleute solche Männer sein sollten. Wir kannten den Adel. Wir kannten seinen Stolz, seine Selbstsucht, seinen Ehrgeiz. Wir mußten wissen, daß die Reaction des Adels eine entschiedene, rücksichtslose, entschlossene, daß sie bei den reichen Geldmitteln des Adels, bei seinem großen Einflusse auf die ererbte Dummheit und Unterwürfigkeit eine gefährliche, mächtige sein werde. Und wenn Edelleute sich verpflichtet fühlten, die ererbte Herrlichkeit zu schützen, sie als ein heiliges Vermächtniß tapferer Väter sich und ihren Kindern zu erhalten, wenn Ueberzeugung sie zu erbitterten Feinden der Demokratie machte, sollen wir sie dann verdammen? Die Schändlichkeiten, die von Edelleuten im Dienst der Reaction verübt sind, ihre Verleumdungen, ihre Lügen, ihre Niederträchtigkeiten sind und bleiben teuflisch. Aber daß der Adel mit seiner ganzen Kraft der neuen Gestaltung der Dinge sich entgegenstemmte, war bei der untergeordneten sittlichen und geistigen Stellung, welche die Masse der Edelleute einnahm, völlig in der Ordnung. Daß unter den reactionären Edelleuten viele ehrenwerthe Männer waren, wird kein Besonnener bezweifeln.

3. Das Heer der bürgerlichen Beamten, der hohen wie der niedrigen, mußte voraussetzlich der Reaction ansehnliche Hülfstruppen stellen. Die Beamten hatten dem absoluten Staat gedient, hatten seinen verderblichen Maßregeln Zeit und Kraft gewidmet. Viele hatten gewiß mit schwerem Herzen sich zu Werkzeugen der Despotie hergegeben und ihre bessere Ueberzeugung der Macht der äußern Verhältnisse zum Opfer gebracht. Diese mochten frei aufathmen, als der März gekommen war, mochten hoffend in die verheißungsreiche Zukunft blicken. Allein — die Macht der Verhältnisse

war geblieben. Sie ſtanden im Amte und — in amtlicher Abhängigkeit. Ob viele ſtark genug waren, ſich mit Mannesmuth zu erheben und der Freiheit ihre ganze Kraft zu widmen, nicht wenige waren und blieben unzuverläſſige Freunde der guten Sache. „Als die Sonne ſchien, verdorrte der Same, dieweil er nicht Wurzel hatte.“ Ein ſehr großer Theil der Beamten beſtand aus charakterloſen, erbärmlichen Menſchen, die weder eine Ueberzeugung noch eine Geſinnung hatten. Beförderung, Gehaltszulage, Titel, Orden, das war ihrer Sehnſucht Ziel, ihres amtlichen Herzens Dichten und Trachten. Die neue Zeit ſchnitt die Hoffnung der Beförderung ab, drohte Penſionirung, Verluſt der Titel und Orden, — das war zu ſchrecklich. Heilige Freiheit, was biſt Du in den Augen ſolcher Kaſtraten, wie leicht biſt Du gegen den — Rothen-Adlerorden! Daß ſich auch unter den reactionären bürgerlichen Beamten ehrenwerthe Männer befanden, ſoll nicht geleugnet werden. Viele mochten in der Abſolutmonarchie, ſofern ſie nur eine conſtitutionelle Schürze vorband, das Heil der Welt finden. Jedenfalls ſteht jedoch der bürgerliche Reactionär im monarchiſchen Deutſchland tief, tief unter dem reactionären Edelmann. Der Edelmann ſieht ſeine Privilegien, ſeine ausgezeichnete Stellung, den Glanz ſeines Namens, den ererbten väterlichen Ruhm bedroht. Er kämpft, indem er gegen die Demokratie ſich waffnet, für ſeine Ahnen, ſeine Kinder und Kindeskinder. Die Gedanken, die dem Ritterweſen zu Grunde gelegen haben, erheben ihn vielleicht und in dem Stolze, der ſeine Bruſt ſchwellt, mag Edles liegen. Der bürgerliche Reactionär kämpft für — fremde Herrlichkeit, höchſtens für ſeine perſönliche Stellung, von der er nicht

weiß, ob ſie ſeinen Kindern zu Theil werden wird. Ihn kann nur die Blindheit, die Kurzſichtigkeit rechtfertigen, welche den Gewinn der demokratiſchen Freiheit, alſo die Sonne am Mittagshimmel nicht ſehen will. Gewiß iſt, daß ſich die größte Maſſe entſchieden verächtlicher Menſchen unter den reactionären Stadt-, Hof- und anderweiten geheimen wie öffentlichen Räthen des Bürgerſtandes befindet.

4. Die gründlich rechtgläubige proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſtellte ſich unter das Banner der Reaction. Natürlich! Wer an die Erbſünde glaubt, kann nicht an die Freiheit glauben. Wer in den Völkern Maſſen erbſündig verkommener Satanskinder ſieht, kann in der Demokratie höchſtens ein Hirngeſpinnſt, den Traum eines Ueberſpannten finden. Der König von Gottes Gnaden iſt ihm der einzige Helfersmann für ſeine Menſchen. Titel und Orden nehmen die Herren von der Orthodoxie als angenehme Zugabe mit in den Kauf. Wir rechten mit dieſen Leuten nicht. Die Heuchler unter ihnen tragen das volle Maß der Strafe mit ſich herum. Sie ſind zu verworfen, als daß man ſie des ſtrafenden Wortes werth halten könnte. Die Aufrichtigen ſind ehrenwerth. Unterleibsleiden, eigenthümliche Gemüthsanlage, eine untergeordnete wiſſenſchaftliche Stellung mag die Haupturſache ſein, daß eine Zeit der gewaltigſten Geiſterbewegung ſpurlos an ihnen vorübergegangen iſt und ſie auf einem Standpunkt zurückgelaſſen hat, der vor Jahrhunderten völlig berechtigt war. Geſchadet haben ſie wenig.

5. Eine große, verworrene, buntfarbige Maſſe von Menſchen verſtärkte außerdem die Macht der Reaction. Vor Allen die Helden des Vereinigten Landtags, die Liberalen aus dem Jahre 1847, die Männer, welche zwar die Freiheit wollten, aber nicht die wahre, ehr-

liche, wirkliche Volksfreiheit, ſondern die Freiheit nach ihrer Façon, die Freiheit in gewiſſen Grenzen, unter gewiſſen Einſchränkungen, unter tauſend und abermals tauſend Bedingungen. Die conſtitutionelle Monarchie war ihr Ziel. Die belgiſche Verfaſſung zeigte ihnen das höchſte Maß der Freiheit, welches für den Volksmagen dienlich war. Sie wollten eine ſtarke, d. h. eine mit dem abſoluten Veto und ähnlichen Rechten ausgeſtattete Krone, gebührende Bevorrechtigung des Standes, dem ſie ſelbſt angehörten, und für die Maſſe des Volks ein Etwas, das mit der Freiheit einige Aehnlichkeit hatte, aber alles Andere war, nur nicht Freiheit. Sie machten dem „Volke" warmherzige Liebeserklärungen mit großem Pathos. Nun ja, ſie liebten das „Volk", wie ein lieber Vater ſeinen tölpelhaften, ungeſchickten Sohn liebt. Vor Allem jedoch liebten ſie ſich, ihre Geltung, ihren Einfluß. Es waren wackere, liebenswürdige Menſchen nach monarchiſchem Zuſchnitt. Zwar die nackte Abſolutmonarchie, unbedingte Reaction wollten ſie nicht. Als jedoch der Sturm der Demokratie daherbrauſte, als die Völker eine Rührigkeit zeigten, die ſie nicht befürchtet hatten, als die Völker von ihrer Macht Gebrauch machten und wahre Freiheit wollten, da entſetzten ſie ſich. Sie ſahen Geſpenſter über Geſpenſter, ſahen ihre eigene Herrlichkeit bedroht, ſahen gewaltige Rieſen, wo ſie Zwerge geſucht, Männer, wo ſie Kinder am Gängelbande erwartet hatten. So ſcharten ſie ſich um die Krone und zogen ihr Schwert gegen die Völker. Daß nicht der Eichbaum, der durch Jahrhunderte ſeine Wurzel geſchlagen hatte, der auch nach dem Orkan einer finſtern Nacht feſt ſtand auf dem mütterlichen Boden, daß vielmehr die zarte Pflanze, der junge

Baum der Volksfreiheit des Schutzes und der Pflege bedürfe, das sahen die Herren nicht ein. Gemeinsame Sache mit ihnen machte eine große Schar von Kaufherren, Fabrikherren, Geldmenschen, Rentiers, Krämern u. s. w. u. s. w. Sie hätten die Freiheit sehr gern gehabt, Freiheit für sich, für ihr Geschäft, zu ihrem Nutzen. Hatten sie doch hinreichend auf die Absolutmonarchie gescholten und über ihren schmählichen Druck gezürnt. Einen Augenblick sonnten sie sich mit Lust in den Strahlen der Märzsonne. Als aber die Freiheit sich nicht nach ihrem Belieben richten, nicht bei ihren werthen Personen stehen bleiben wollte; als das geringe Volk sogar von Freiheit schwatzte, weniger tiefe Verbeugungen, weniger demüthige Mienen machte und sein Menschenrecht, seine Menschenwürde zu fühlen begann; als die Geschäfte stockten, der Zinsfuß wich, die Ruhe nicht wiederkehrte, die Anarchie ihre Phantasie schreckte, da war es aus mit der Liebe zur Freiheit. Ruhe um jeden Preis! das war ihr Wahlspruch. Sie krochen zu Kreuz und wurden die Schildträger der Fürsten und Aristokraten.

Seht die Heeresmassen der Reaction! Verachten durfte sie kein Besonnener. Sie waren gefährlich durch Zahl, Macht, Einfluß, Reichthum; gefährlicher durch die bekannte Hinterlist, die diplomatische Schlauheit, die kein Mittel verschmähende Rücksichtslosigkeit ihrer Führer; am gefährlichsten durch ihre Organisation, ihre Uebereinstimmung, ihre ruhige, besonnene Consequenz. Wer stand diesen Heeresmassen gegenüber? Wer sollte diesen erbitterten Feinden zum Trotz die Freiheit zum Siege führen? Es waren edle Kämpfer! Der Kern des deutschen Volks hatte mit Jubelruf die Freiheit begrüßt, der Kern des deutschen Volkes war und blieb der Freiheit treu. Die Masse des kernhaf-

ten Bürgerstandes, ein großer Theil der markigen Landbewohner, der größte Theil der durch Geist, Bildung, Wissenschaft Hochstehenden, die Tüchtigsten, Gediegensten, Markigsten aller Stände, aller Lebensverhältnisse sammelten sich unter der schwarz-roth-goldenen Fahne zum Kampf für die Freiheit. Ja, es waren edle Streiter, eine mächtige, heilige Schar. Uebereich waren ihre Mittel. Unüberwindlich schien ihre Macht. Geist, Adel der Gesinnung, Festigkeit des Charakters, begeisterter Muth, Zahl kräftiger Fäuste, Alles, was den Sieg verbürgen mag, Alles in reicherer Fülle auf der Seite der Freiheitskämpfer. Gleichwohl errang die Reaction einen vollständigen Sieg. Aus einem Bollwerk nach dem andern, aus einem Schlupfwinkel nach dem andern wurde die Demokratie verjagt. Die Fürsten von Gottes Gnaden und ihre Trabanten feierten einen süßen, glänzenden Triumph. Wie war das möglich? Wie war es möglich, daß dem glorreichen März ein so schmach- und schandvoller November folgen konnte?

Die Kämpfer für Deutschlands Freiheit waren — Deutsche. Das erklärt sehr viel. Sie waren markig, ausdauernd, schlugen kräftig zu, so lange das Feuer des Kampfes loderte. Nach dem Siege waren sie gutmüthige Michel. Sie vertrauten, wo entschiedenes Mißtrauen Recht und Pflicht war. Die Fürsten machten den siegenden Völkern die freundlichsten Gesichter, machten der Freiheit eine Liebeserklärung nach der andern, ließen es an den herrlichsten Versprechungen nicht fehlen und gebährdeten sich, als sei die Revolution ihren heißesten Wünschen zu Hülfe gekommen. Die ehrlichen Freiheitsfreunde waren überglücklich. Sie zweifelten gar nicht, daß das Wort der Fürsten nach der derben Märzlection eine feste Burg sein werde.

Sie waren feſt überzeugt, daß ſich nun Alles ganz von ſelbſt machen, daß die Freiheit hinter den Bajonetten der neugeborenen Bürgerwehrmänner, hinter ihren hübſchen, feierlich mit Sang und Trank geweihten ſchwarz-roth-goldenen Fahnen ſehr behaglich und ſicher wohnen werde. Sie liebten die Fürſten, lobten und prieſen ſie als Herolde der neuen Zeit, ſchickten Dankadreſſen, feierliche Deputationen und — es fehlte nicht viel, ſo baten ſie in tiefſter Ehrfurcht um Verzeihung, daß ſie ſich erlaubt hatten, ein wenig Revolution zu machen. Die guten Leute wollten ganz entſchieden die Freiheit. Allein in ihrer Gutmüthigkeit, ihrem blinden Vertrauen, ihrer Sanftmüthigkeit, ihrer Beſonnenheit arbeiteten ſie der Reaction aus aller Macht in die Hände. Kein Feind hat der Sache der Freiheit größeres Verderben gebracht, als dieſe Michel. Daß die Fürſten die neue Geſtalt der Dinge unmöglich lieben konnten, daß ihnen von Grund der Seele gemißtraut werden mußte, daß ſie nur dann der Freiheit dienen würden, wenn ihnen die Völker durch feſte Haltung, durch würdevollen Ernſt Ehrfurcht einflößten, das ſahen ſie nicht ein. Andere wußten wohl, daß den Fürſten nicht ohne Weiteres getraut werden dürfe, daß die Freiheit mit mächtigen Feinden zu kämpfen habe. Allein die Gefahr ſchien nicht groß, man mußte Nachſicht haben mit den geſchlagenen Feinden, mußte nicht Alles zugleich verlangen, mußte Geduld haben, zufrieden ſein, wenn die Sache nur leidlich gut oder ziemlich ſchlecht ſtand, mußte halb mit dem Strom, halb gegen den Strom ſchwimmen, nach allen Seiten hin freundliche Miene machen und die Sache führen, ſo gut ſie gerade gehen wollte. Die Freiheit, die demokratiſche Freiheit ſollte allerdings endlich herauskommen. Allein daß ſich durch Liebäugeln,

durch ſüße Worte und klingende Redensarten, durch ein ſchwankendes Verfahren, durch halbe Maßregeln unmöglich ein Tempel der Freiheit aufbauen läßt, ſcheinen die Herren von der rechten Mitte, die Herren vom Centrum nicht gewußt zu haben. Ein Unglück für den bedächtigen, gemüthlichen Deutſchen war es überhaupt, daß die Revolution ſo plötzlich, ſo ohne alle Anmeldung gekommen war. Man hatte ſich gar nicht vorbereiten, nicht präpariren, nichts einſtudiren können. Hätte ſich die Revolution nur ein halbes Jahr vor ihrem Erſcheinen in irgend einem Blatte angemeldet, dann würde man ſorgfältig ſtudirt und — zur rechten Zeit gewußt haben, was zu thun ſei. So wußte man es nicht. Die Revolution kam und warf das Beſtehende über den Haufen. Man ſah ſich groß an. Man freute ſich. Man wußte, daß ein ſchmachvoller Zuſtand überwunden war, daß Alles anders, ganz anders werden mußte. Was man eigentlich wollte, das war ſehr fraglich. Man wollte Freiheit, Freiheit auf breiteſter Grundlage, demokratiſch-conſtitutionelle Freiheit, man wollte das Mögliche wie das Unmögliche; aber klar war man ſich ſo wenig über das Ziel, wie über die Mittel. Man wollte ein einiges Deutſchland, einen deutſchen Kaiſer. Nebenbei jedoch ſollten die 34 Fürſten möglichſt ungehindert und ungenirt bleiben. Während man im Lager der Reaction nach Ueberwindung des erſten Schreckes deutlich das Ziel des Strebens vor Augen ſah und mit ruhiger Beſonnenheit, conſequent und entſchieden dem Ziele entgegenarbeitete, herrſchte im Lager der Freiheitsfreunde eine bodenloſe Begriffsverwirrung, eine Begriffsunklarheit ſonder Gleichen. Wer nur das Wort Freiheit im Munde führte, nur zur conſtitutionellen Monarchie ſich bekannte, der wurde als Freund und Bruder be-

grüßt, ob er zehnmal ein reactionärer Verräther war. Als man angefangen hatte, sich über Ziel und Mittel klar zu werden, fand es sich, daß nicht alle Sprecher und Schreier in allen Stücken vollständig übereinstimmten. Das wurde mit ächt deutscher Gründlichkeit und Gemüthstiefe aufgefaßt. Man disputirte, zankte über alles Mögliche, trennte sich, zersplitterte sich in Partheien, bekämpfte sich gegenseitig, ließ die Kampfgenossen im Stich, buhlte mit den Gegnern und — gewährte den lauernden Reactionären das erquickendste Schauspiel. Diese waren und blieben einig in ihren Handlungen. Mit vereinter Kraft wirkten sie rüstig für das große Ziel. Die Freunde der Freiheit thaten, was ihre erbitterten Feinde wünschen konnten: sie brachen gegenseitig ihre Kraft.

So geschah, was nicht ausbleiben konnte. Die Demokratie erlitt Niederlage auf Niederlage. Die ganze Zeit vom April bis zum November war ein allmäliger, sicher fortschreitender Sieg der Reaction. Es ist nicht unsere Absicht, jetzt das große Netz zu zeigen, mit welchem die Reaction das ganze Deutschland umstrickte, jetzt den wohldurchdachten, schlau auf den deutschen Charakter berechneten Schlachtplan zu enthüllen, den sie in Berlin so gut wie in Wien, Frankfurt und München befolgte. Das nächste Heft wird uns Gelegenheit bieten, die Klugheit, die Consequenz, die Energie der Reaction zu bewundern und ihr der Einfalt, dem Wankelmuth, der Tactlosigkeit und Ungeschicklichkeit der Demokratie gegenüber unsere Anerkennung darzubringen. Jetzt widmen wir unsere Aufmerksamkeit allein den preußischen Zuständen.

Camphausen wurde Minister. Preußen jubelte. Die Freiheitsfreunde waren überglücklich. Camphausen, mit frischen Landtags-Lorbeeren geschmückt,

ein altes Glied der Opposition, ein freisinniger Rheinländer, ein gewandter Redeheld, — Camphausen erster Minister, Hansemann sein College, — das war über alle Erwartung! Uns graute, als wir von Camphausen, dem Minister-Präsidenten hörten. Camphausen's gehorsamster, auf Socken gehender, in tiefster Ehrerbietung ersterbender Liberalismus war gut genug für die Zeit des absolutmonarchisch-construirten Vereinigten Landtags, für die Zeit der Revolution taugte er nur — zum Dienst der Reaction. Camphausen und mit ihm wie nach ihm Hansemann sind Verräther des Volks geworden. Wir behaupten nicht, daß sie Verräther mit Bewußtsein waren. Wir wollen ihre Ehrenhaftigkeit nicht in Zweifel ziehen. Aber sie haben gethan, was der schmählichste Verräther nur hätte thun können. Das Volk vertraute ihnen sein Heiligstes, die errungene Freiheit an. Sie haben es schmählich um die Freiheit betrogen. Ihre Sünden sind größer, als die eines Brandenburg und Manteuffel. Ihre Hauptsünde ist die, daß sie die Zeit der Begeisterung, die Zeit des kräftigen Aufschwungs ohne irgend einen Nutzen für die Freiheit haben vorübergehen lassen. Nicht minder groß ist die positive Sünde, daß ihre einflußreichsten Handlungen der Reaction dienten. Sie haben zur Feststellung des Wahlgesetzes für die constituirende Versammlung den Vereinigten Landtag berufen, haben auf gesetzlichem Wege in die neue Zeit einlenken wollen. Damit haben sie factisch das Recht der Revolution beseitigt. Der Vereinigte Landtag war ein absolut-monarchisches Institut, war gestürzt, war beseitigt, war aller seiner Befugnisse beraubt, war todt mit dem Sturze der Absolutmonarchie. Die Macht war mit dem Siege der Revolu-

tion auf das Volk übergegangen, nur das Volk, nur Vertrauensmänner, die aus allen Provinzen nach der Hauptstadt geschickt werden mußten, hätten das Gesetz geben sollen, nicht die todte Masse des Vereinigten Landtags. Das alte Gesetz, das Gesetz der Absolutmonarchie durfte nicht mehr gelten, wenn das ewige Recht des Volkes zur Geltung kommen sollte. Der Uebergang in die neue Zeit durfte kein gesetzlicher Weg im alten Sinne werden. Er war über das Blutfeld der Revolution gegangen. Das alte Gesetz war überwunden. Ihm neue Geltung geben, hieß das nicht, die Macht herstellen, die es gegeben hatte, und das Recht der Revolution aufheben? Das Gesetz vom 8. April kam zu Stande. Es verordnete indirecte Wahlen und eine Versammlung „zur Vereinbarung" der neuen Verfassung. Der Gedanke der „Vereinbarung" beseitigte abermals die Revolution. Vereinbarung findet nur zwischen gleichberechtigten Mächten Statt. Die Revolution hatte die alte Macht der Krone gebrochen. Das Maß ihrer neuen Macht konnte nur die neue Verfassung bestimmen. Bis diese fertig war, bis die fertige Verfassung den Willen des Volks offenbart, die Volksfreiheit gesichert und die Rechte der Krone bestimmt hatte, galt das Recht der Revolution, gebührte dem Volke die alleinige Entscheidung. Nur so war der Sieg der Freiheit möglich. Die „Vereinbarung" nahm dem Volke sein Recht, und — legte es in die Hand der Krone. Daß das treuherzige Volk in die plumpe Falle der Vereinbarung ging, war ein glänzender Sieg der Reaction. Einen ähnlichen Sieg sicherte ihr Camphausen durch die Verwaltung. Alle Beamte blieben in ihren Aemtern. Jenen Männern, die der Absolutmonarchie mit Leib und Seele gedient hatten,

ließ Camphausen ihren großen, weitreichenden Einfluß! Wahrlich, will man Camphausen und seine Collegen nicht einer Kurzsichtigkeit, einer Blindheit ohne Gleichen anklagen, so ist es schwer, den Gedanken des absichtlichen Volksverraths zu unterdrücken. Die kräftige, entschiedene Mitwirkung jener Oberpräsidenten, Präsidenten, Geheimräthe, Regierungsräthe, Landräthe, Militär-Commandanten u. s. w., die sich groß gesogen hatten an den Brüsten der Absolutmonarchie und voraussetzlich ihre treue Mutter und Pflegerin von Herzen liebten, war unbedingt nothwendig bei der Umgestaltung aller Theile der innern Verwaltung. War diese Mitwirkung zu erwarten? War sie möglich, wenn nicht alle jene Männer Feiglinge waren, die entweder überhaupt keine Ueberzeugung hatten oder ihre Ueberzeugung wechseln konnten auf Commandowort? Ein vernünftiges, freiheitliebendes Ministerium mußte wissen, daß die Volksfreiheit in jenen beamteten Zöglingen der Absolutmonarchie nicht Freunde sondern Feinde hatte. Es mußte wissen, daß sie der Neugestaltung nur mit Widerstreben die Hand reichen, mit Lust und Eifer allein für die Herstellung der alten Ordnung wirken würden. Es mußte wissen, daß sie ihre Stellung so weit irgend möglich zum Niederhalten des Volksgeistes, zur Untergrabung des Neubaus benutzen würden, daß mit ihrer Hülfe unmöglich im Sinne der neuen Zeit regiert werden konnte. Die Männer mußten beseitigt werden. Mochte man ihnen das Gehalt lassen, eine entsprechende Pension geben, — ihr Einfluß, ihr Amt durfte ihnen nicht gelassen werden. Volksfreundliche Männer, Männer, die der neuen Ordnung mit Begeisterung ergeben waren, mußten ihre Stellen ausfüllen, dann allein war es möglich, der Reaction den

Hals zu brechen. Man konnte das Schickſal der Entlaſſenen beklagen, — fallen mußten ſie mit der Gewalt, die ihnen ihr Amt gegeben hatte. So weit ſie Ehrenmänner, ſo weit ſie nicht Heuchler und Verräther waren, mußten ſie wiſſen, daß ſie die neuen Pflichten ihres Amtes nicht erfüllen, in dem neuen Geiſt nicht arbeiten, nicht wirken konnten. Das Miniſterium Camphauſen hat größere Sünden auf ſich geladen, als daß ſie ihm vergeben werden könnten. Für die Sache der Freiheit hat es Nichts gethan. Gegen die Sache der Freiheit hat es mit den glänzendſten Erfolgen gewirkt. Will der König von Preußen im Namen der Reaction Camphauſen würdig belohnen, — er muß ihn von oben bis unten, hinten und vorn mit Rothen und Schwarzen Adlerorden behängen und ihn zum Herzog von der Reaction machen. Das Miniſterium Auerswald-Hanſemann verdient den Namen des Miniſteriums der That. Ja, es hat gethatet! Seine bedeutende, folgenſchwere That war die Anſammlung der Militärmaſſen um Berlin, die treue Sorge für die Aufrechthaltung des abſoluten Militärſyſtems, für die Belebung des abſolut-ſoldatiſchen Geiſtes in den Truppen, die wirkſame und kräftige Rüſtung für den entſcheidenden Moment. Daß es im Uebrigen durch ſein Nichtsthun, durch den abſolut-monarchiſchen Geiſt ſeiner Geſetzvorſchläge, durch den Schutz, den es ſeinen abſolut-monarchiſchen Beamten angedeihen ließ, durch die Beförderung verdächtiger Männer zu einflußreichen Aemtern den Unwillen des Volks rege machte, anarchiſche Beſtrebungen beförderte, zum Aufruhr Veranlaſſung gab, das war eine Sünde, die es mit ſeinem Vorgänger theilte.

Der Ausfall der Wahlen für die conſtituirende

Nationalverſammlung konnte kein anderer, als ein vielſeitig trauriger werden. Die verderblichen Folgen der abſolutmonarchiſchen Unmündigkeit mußten bei der Wahl offenbar werden. Das wählende Volk war ſeit Jahrhunderten bevormundet und gegängelt. Nicht lange erſt war es zum Bewußtſein gekommen. Nicht lange erſt hatte das Intereſſe der Mehrheit begonnen, ſich über Haus und Hof ins öffentliche Leben hinaus zu erſtrecken. Verhältnißmäßig Wenige mochten über politiſche Dinge, über die Geſtaltung und die Erforderniſſe eines freien Staats nachgedacht, gründlich nachgedacht haben. Scharf bezeichnete, leicht erkennbare Partheien hatten ſich auf politiſchem Gebiete nicht herausgeſtellt. Das Volk kannte die politiſche Bildung, die politiſchen Grundſätze der Männer nicht, die als Wahlcandidaten vor ihm auftraten. Von den Meiſten hatte es ein politiſches Glaubensbekenntniß. Ob daſſelbe aus der Ueberzeugung oder aus ſchlauer Berechnung hervorgegangen war, wußte Niemand. Seinen Gehalt, die Richtigkeit ſeiner Grundſätze zu prüfen, fehlte die politiſche Einſicht. So wurde auf gutes Glück gewählt. So konnte es nicht vermieden werden, daß eine bedeutende Anzahl unklarer, wankelmüthiger, grundſatzloſer Menſchen den Auftrag für Berlin erhielt. So war es natürlich, daß entſchieden demokratiſch geſinnte Wahlkreiſe durch — Geheimräthe und ähnliche Knechte der Reaction vertreten wurden.

Solchen Vorausſetzungen hat die Nationalverſammlung in Berlin entſprochen. Sie war der Herren Camphauſen, Hanſemann und Conſorten würdig. Sie hat mit ihnen für die Reaction gearbeitet und das vertrauende Volk ſchmählich betrogen. Zwar die Männer der Linken und, mit geringer Ein-

schränkung, des linken Centrums haben sich bewährt als entschiedene, großherzige, begeisterte Freunde der Volksfreiheit. Ihr Ruhm wird noch dann verkündet werden, wenn das Geschrei ihrer Feinde längst verklungen, die Monarchie zu Grabe getragen und der Sieg der heiligen Freiheit gesichert ist. Daß Männer der äußersten Linken die Stimme des Volks, die sich laut und entschieden für das demokratische Königthum (constitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage!?) ausgesprochen hatte, nicht achteten, daß sie gegen den Volkswillen für die Republik zu wirken suchten, und dadurch dem obersten Gesetze der Demokratie untreu wurden, muß beklagt werden. Allein — wie großartig stehen sie da den schwankenden Halbfreien gegenüber! Mit Ausdauer, Kraft und festem Muth haben sie für die Freiheit gekämpft. Das ist ihr großer, unsterblicher Ruhm. Auch in den Mitgliedern der äußersten Rechten, in jenen 78 Männern, die am entscheidenden Tage mit dem Ministerium Brandenburg das Sitzungslocal verließen, können wir feste, consequente Männer achten. Sie haben eine bestimmte Ueberzeugung an den Tag gelegt und dieser Ueberzeugung bis zum letzten Augenblick gemäß gehandelt. Das muß der Billige ehren. Daß ihre Ueberzeugungen heillos, verwerflich, schmählich waren, daß uns die Möglichkeit derselben bei überlegenden Männern nicht einleuchten will, daß sie dem Verdachte der unwürdigsten, gemeinsten Selbstsucht Raum geben, das Alles kann das Urtheil nicht ändern. Der Zorn des Vaterlandsfreundes, das ganze Maß des Unwillens, der politischen Verachtung gebührt den Männern, die auf dem rechten Centrum und im Centrum durch ihre Halbheiten, ihre Unklarheit, ihren Wankelmuth, ihre Feigheit, ihr Buhlen um Gunst

die Freiheit verrathen und verkauft haben. Ihnen vor Allen ist die schmähliche Ueberrumpelung des Volks, die ganze Schmach des unglückseligen November, die ganze Verantwortung seiner unheilschwangern Folgen zur Last zu legen. Wohl mag es unter ihnen viele Männer geben, die in ihren Privatverhältnissen sehr ehrenwerth, sehr tüchtig und wacker sind. Wir wollen das um so weniger leugnen, da wir es wissen. Aber als Volksvertreter verdienen sie den Fluch des betrogenen Volks. Sie verdienen ihn! Sie wollten die Freiheit. Es lag in ihrer Hand, die Freiheit zu retten. Dennoch haben sie die Freiheit verrathen! Daß sie in der letzten Zeit mitwirkten zum Sturze des Ministeriums Auerswald-Hansemann, daß sie Adel, Titel und Orden abschafften und das „Von Gottes Gnaden" streichen halfen, daß sie sich bemühten, in den Novembertagen die Rolle der Helden zu spielen, das Alles kann ihre frühern Frevel nicht gut machen. In der entscheidenden Zeit, damals, als es noch möglich war, den Sieg der Freiheit zu sichern, ließen sie die Linke im Stich und traten in den Dienst der Reaction.

Was die Nationalversammlung thun mußte, wenn sie die Volksfreiheit in ihrer einzig möglichen Form, in der der Demokratie, sichern wollte, lag deutlich vor den Augen jedes Unbefangenen. Vor allen Dingen mußte sie den unhaltbaren Standpunkt der Vereinbarung verlassen und sich selbst aus Macht des Volks zur constituirenden Versammlung erheben. Sie mußte das um so mehr thun, da die Vereinbarung mit der Krone eine absolute Unmöglichkeit war. Die Krone war nur durch den Donner der Revolution in ihren absolut-monarchischen Bestrebungen gestört. Ihr Ziel mußte nach Allem, was die Vergangenheit lehrte, die

möglichſte Wiederherſtellung der alten Macht „von Gottes Gnaden" ſein. Die Vereinbarung konnte nichts Anderes als eine Maske ſein. Es durfte nicht erwartet werden, daß die Krone aus freier Entſchließung ein Königthum auf demokratiſcher Grundlage „vereinbaren" werde. Von Anbeginn mußte als wahre Meinung die betrachtet werden: wer die Macht hat, ſetzt ſeinen Willen durch! Im Anfange hatte die Verſammlung die Macht, das Recht der Geſetzgebung für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Damals hätte die Krone die Auflöſung nicht gewagt, das Volk ſie nicht geduldet. Demnächſt mußte die Nationalverſammlung jedes Miniſterium rückſichtslos ſtürzen, welches ſich auch nur einen Tag weigerte, alle einflußreichen Aemter in den Miniſterien wie in den Provinzen mit entſchiedenen Anhängern der neuen Ordnung zu beſetzen und das verwerfliche Inſtitut der Garde ſofort aufzulöſen. Sodann mußten ohne Zögern die erſten und wichtigſten Grundpfeiler der Volksfreiheit gebaut und geſichert werden. Ein Geſetz mußte ſofort die Gemeindeverfaſſung demokratiſch ändern, den Landräthen, Stadträthen, Bürgermeiſtern und Stadtverordneten aus abſolutmonarchiſchem Geiſte das Handwerk legen und volksfreundliche Männer an die Spitze der Bezirks-, Kreis- und Gemeindeverwaltung rufen. Ein anderes Geſetz mußte im demokratiſchen Geiſte die rechte Bürgerwehr als eine Macht organiſiren, die der Regierung Ehrfurcht einflößen und den Geſetzen der Volksvertreter Nachdruck geben konnte. Ein drittes Geſetz mußte für alle politiſchen und alle Preßvergehen im ganzen Lande Schwurgerichte einführen, ein viertes die Verantwortlichkeit der Miniſter zur drohenden Wahrheit, ein fünftes den Belagerungszuſtand in Friedenszeiten ohne Genehmi-

gung der Volksvertreter, ein sechstes die drohende Anhäufung von Militärmassen, die noch keiner Verfassung Treue geschworen hatten und augenscheinlich im Solde der Reaction standen, zur Unmöglichkeit machen, ein siebentes dagegen einem volksfreundlichen Ministerium die nöthige Macht geben, den Aufruhr gesetzloser Pöbelmassen mit Energie zu unterdrücken. So mußte Schlag auf Schlag ein Zeugniß der Thätigkeit, Einsicht und Begeisterung nach dem andern ins Land gehen. So mußte die Kraft, die Energie der Volksvertreter der Krone Ehrfurcht einflößen, der Reaction ihre Zuversicht nehmen, das Land mit Vertrauen erfüllen, den Volksgeist kräftigen, das Volksbewußtsein beleben und das Feuer der Begeisterung in hellen Flammen erhalten. Wir wissen sehr wohl, daß zweckentsprechende Gesetze nicht im Umsehen hergestellt werden können. Wir wissen aber auch, daß es heilloser Unsinn ist, in großen Zeiten, welche den Tagen die Bedeutung der Jahre geben, Monate mit erfolgloser Geschäftigkeit zu vergeuden und das Nothwendigste, Dringendste auf die lange Bank zu schieben. Wir wissen, daß es der Nationalversammlung an gediegenen Kräften, an Männern, die wußten, was Noth that, die der großen Aufgabe der Gesetzgebung gewachsen waren, nicht fehlte. Wir wissen, daß allein die Erbärmlichkeit, das dumme Vertrauen, die verbrecherische Halbheit, die unermeßliche Blindheit der Herren vom Centrum die Schuld der Versäumniß trägt. Hätten sie treu und fest zur besonnenen Linken gestanden, nimmermehr hätte der erste Act der Revolution einen so schmählichen Ausgang gehabt. Was meint Ihr, Ihr Helden von der Steuerverweigerung, wenn Euer Steuerverweigerungsdecret in ein

für Euch begeistertes, durch Eure Thatkraft mit Vertrauen zu Euch erfülltes Volk gefallen wäre, in Provinzen, Städte und Gemeinden, an deren Spitze für Demokratie erwärmte, patriotisch gesinnte Männer die Stelle der jetzigen monarchisch-verpesteten Oberpräsidenten, Präsidenten, Landräthe, Bürgermeister und Stadträthe eingenommen hätten, würde Euer Decret nicht das ganze Ministerium Brandenburg in die Luft gesprengt haben? Doch — ein solches Heldenschauspiel wäre nie zur Aufführung gekommen. Männer, die Helden *sind*, kommen nicht leicht dazu, die Rolle der Helden zu *spielen*.

Von Allem, was in der Nationalversammlung *zuerst* erwartet werden mußte, hat sie nichts gethan. Die **Habeas-Corpus-Acte** war gut. *Allein* stehend — konnte sie den Wrangelschen Heeresmassen keinen Widerstand leisten. Wir verkennen den Fleiß der Herren Volksvertreter aus der Mitte, den sie in den Commissionen an den Tag gelegt haben, nicht. Wir geben gern zu, daß sie recht wackere Redeübungen angestellt und ihre Lunge zu Zeiten weidlich angestrengt haben. Wir wollen auch nicht in Abrede stellen, daß sie am 8. November die beste Absicht von der Welt gehabt haben, den Ruhm starker Helden zu erwerben. Das Alles kann die Schmach, Vaterland und Freiheit verrathen, die Frucht der Revolution in den Koth getreten zu haben, nicht von den unentschlossenen, unklaren, wankelmüthigen Männern nehmen, welche so oft der besonnenen, entschiedenen und hellblickenden Linken feindlich gegenübergetreten sind und dadurch Alles verdorben haben.

Ihr Männer der Unentschlossenheit und des Wankelmuths, Ihr sanften, milden, weichen Naturen voll blinden Vertrauens und grenzenloser Kurzsichtigkeit,

Ihr wolltet das Vaterland durch passiven Widerstand gegen Wrangel's Kanonen vertheidigen. Aber wer trug denn die Schuld, daß Wrangelsche Heeresmassen, gehorsame Werkzeuge in der Hand einer Alles wagenden Reaction, sich um Berlin ansammeln und Euch gefangen setzen durften, als Ihr Euch frei wähntet? Wer trug die Schuld, daß ein Schreckenstein und Kühlwetter, daß ein Ministerium Pfuel-Eichmann-Bonin dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel den Weg bahnen und die Waffen schärfen durfte? Wer hat das Mißtrauen der Aengstlichen erweckt und durch seine freiheitfeindlichen Beschlüsse den Aufwieglern in die Hände gearbeitet? Wer hat, als es galt, den Kämpfern und Opfern der blutigen Märznacht den Dank des Vaterlandes darzubringen, für die motivirte Tagesordnung gestimmt und die Mutter verleugnet, die ihm das Leben gegeben? Wer hat die laute Warnung des kölner Belagerungszustandes in unbegreiflicher Blindheit unbeachtet gelassen? Wer hat jenes schmachvolle Bürgerwehrgesetz votirt, welches der Krone die Macht gibt, dem Bürger jedesmal in dem Moment die Waffen zu entreißen, wenn es gilt, gegen Ministerverrath und Monarchenwillkür die Verfassung und die Freiheit zu schützen? Wer hat das ganze Bürgerwehrwesen durch jenes Gesetz zu einer lächerlichen Spielerei herabgewürdigt? Ihr seid es gewesen, Ihr Männer der Unentschlossenheit und des Wankelmuths! Von dem Allen tragt Ihr die Schuld! Und ich sage Euch, Ihr sollt sie tragen bis an Euer Lebensende, — und wenn Ihr längst verfault seid, dann sollen entrüstete Enkel die ungeheure Schuld auf Eure Namen wälzen! Euer passiver Widerstand, Euer Widerstand, der die Waffen dem Feinde zu Füßen

legt, mußte fruchtlos sein. Wir haben ihn belacht, als alle Welt die berliner Helden pries. Kanntet Ihr das Volk nicht? Ihr mußtet wissen, daß in dem durch Jahrhunderte gemißhandelten Volke wohl die Kraft lag, in der Begeisterung eines erschütternden Augenblicks etwas Großes, Erfolgreiches auszuführen; die markige Kraft, die Ausdauer, die großartige Geduld, welche die Pein des passiven Widerstandes heldenmüthig trägt, durftet Ihr im Volke nicht voraussetzen. Hättet Ihr die Entrüstung der ersten Stunden und Tage mit Größe zu benutzen verstanden, hättet Ihr im ersten Moment, ehe Ihr zuerst vor den Wrangelschen Bajonetten das Feld räumtet, die ausübende Gewalt übernommen, die Hochverrathsanklage erlassen, die Steuerverweigerung decretirt, das Militär von der Pflicht des Gehorsams gegen hochverrätherische Minister und Generäle losgesprochen, die Landwehr und die Bürgerwehr des ganzen Vaterlandes zu Eurem Schutz und zum Beistande der Berliner herbeigerufen, den Provinzialbehörden, den Kreis- und Gemeindebehörden bei Todesstrafe den Gehorsam gegen Hochverräther verboten, überall das Volk ermächtigt, jeden Beamten festzusetzen, der Euren Befehlen zu widerstreben wagte, den Aufstand in allen Provinzen heraufbeschworen, — hättet Ihr zu Alledem die Kraft, die Größe in Euch getragen, dann — wäret Ihr Männer gewesen, und durch todtverachtenden Muth hättet Ihr Freiheit und Vaterland gerettet. Blutvergießen, Bürgerkrieg, meint Ihr, wäre die Folge solcher Schritte gewesen? Das kann sein, ist wahrscheinlich. Aber wird, kann das Blutvergießen jetzt ausbleiben? Ist ein dauernder Friede, dauernde Ruhe jetzt möglich? Meint Ihr etwa, daß die Freiheit als gebratene Taube gemüth-

lichen Völkern und sanften Herren ins Maul fliegen werde? Oder ist es die Freiheit nicht werth, daß ihr heiliger Boden mit Blut gedüngt wird, wenn sie anders nicht gedeihen will? Für Fürstenübermuth, für Fürstenherrschsucht ist Blut in Strömen geflossen, und da, wo es galt die Freiheit zu retten, die Völker zu erlösen, Menschenglück auf festem Grunde zu erbauen, da durfte kein Blut vergossen werden? Haben sich die Herren von der Reaction vor Blutvergießen gefürchtet? Haben sie Bedenken getragen, die Brandfackel des Bürgerkrieges ins Land zu schleudern? Wahrlich, Euch muß man ansehen, dann beginnt man die Reaction zu ehren! Als Ihr die Steuerverweigerung aussprachtet, war sie unpolitisch, zu spät! Das erste Feuer war vorüber. Die Herren Oberpräsidenten, Bürgermeister, Stadträthe und Stadtverordneten hatten sich besonnen, hatten das Terrain recognoscirt. Ihr mußtet wissen, daß auf diese Herren für die vereinzelte, verspätete Maßregel der Steuerverweigerung viel ankam, und — Ihr mußtet sie kennen! Kanntet Ihr die Magisträte und Stadtverordneten der großen Städte nicht zum Theil aus der Zeit des kirchlichen Kampfes? Wußtet Ihr nicht, daß sie nicht einmal eines kühnen Gedankens, geschweige einer kühnen That fähig waren? daß sie von Aufschwung, von Begeisterung für etwas Anderes, als Titel, Orden und gute Einnahmen, nicht einmal eine Ahnung hatten?

Die Reaction hat gesiegt, vollständig gesiegt — für den Augenblick. Ihr Siegesdenkmal ist — die potsdamer Camarilla-Constitution.

Die potsdamer Camarilla-Constitution! So nennen wir sie. Nur für die potsdamer Camarilla hat sie Dasein. Für den preußischen Staat, sofern er ein Staat, ein Gemeinwesen auf Rechtsboden sein will,

existirt sie nicht. Sie ist ein politischer Versuch, eine politische Stylübung, nichts weiter! Etwas rechtlich Bestehendes, gesetzlich Existirendes kann sie nach allen Umständen nimmermehr werden!

Mit der Erhebung des absolutmonarchischen Preußen zu einer constitutionellen Monarchie „auf breitester Grundlage," hatte der König das Recht der Gesetzgebung unbedingt verloren. Von dem Augenblicke an, in dem er ein constitutioneller König geworden war, konnten Gesetze nur in Uebereinstimmung mit den Volksvertretern gegeben werden. Die Verfassung ist ein Gesetz. Soll sie rechtlich existiren, so muß sie von den Volksvertretern sanctionirt sein. Bis das geschehen, ist sie null und nichtig, ein Vorschlag, ein Versuch, weiter nichts.

Das Gesetz vom 8. April besteht in voller Rechtskraft. Allerdings hätte dieses Gesetz nicht mit Zuziehung des Vereinigten Landtags gegeben werden sollen. Indessen — gegen die Mitwirkung des Vereinigten Landtags sprach nur die Klugheit, kein ausdrückliches, unbedingt bindendes Gesetz. Das Volk hatte die Macht in Händen. Das Volk duldete es, daß der Vereinigte Landtag für einen Moment aus seinem Grabe citirt wurde, und erkannte das mit Zuziehung desselben gegebene Gesetz an. Kein anderweites Gesetz, kein Recht eines Dritten wurde verletzt. So bestand das Gesetz vom 8. April vollkommen zu Recht. Dieses Gesetz bestimmt ausdrücklich, daß die Verfassung vereinbart werden solle mit den Abgeordneten, welche das Volk auf vorgeschriebene Weise zu wählen habe. Es ist nicht aufgehoben und kann von dem constitutionellen König „auf breitester Grundlage" nicht einseitig annullirt werden. Demnach ist die nicht vereinbarte, sondern aus fürst-

licher Machtvollkommenheit und königlicher Gnade geflossene Verfassung vom 5. December gegen das klare, bündige Gesetz, mithin ohne rechtliche Existenz, ohne Dasein für den Rechtsstaat Preußen.

Die auf Grund des Gesetzes vom 8. April berufene Versammlung hatte mindestens das Recht der „Vereinbarung". Sie trat mithin der Krone als gleichberechtigte Potenz gegenüber, sofern eine Vereinbarung nur unter gleichberechtigten Mächten und Personen möglich und denkbar ist. So wenig nun die National-Versammlung aus Grund des bestehenden Gesetzes das Recht hatte, den König zu „vertagen" oder abzusetzen; eben so wenig hatte die „gleichberechtigte" Krone das Recht, die National-Versammlung zu vertagen oder aufzulösen. Ob ihr ein solches Recht zuzugestehen sei, das sollte erst durch die zu vereinbarende Verfassung bestimmt werden. Daß es ihr noch nicht zustand, hatte die Krone durch ihre Handlungsweise anerkannt. So oft bei einer Ministerkrisis eine Vertagung wünschenswerth geworden war, war die Versammlung gebeten, sich zu vertagen. Könige pflegen nicht zu bitten, wo sie befehlen können, am wenigsten preußische. Somit sind die Decrete, welche die Vertagung und endlich die Auflösung der National-Versammlung aussprechen, völlig nichtig, die Verfassung aber, welche nur mit Hülfe dieser Decrete ein Scheinleben erhalten konnte, ohne rechtliche Existenz. Die Krone hätte das Recht gehabt, die Kammer zu vertagen und aufzulösen, weil die Kammer von ihr berufen sei? So? Hat die Krone aus freien Stücken, aus gutem Willen die Kammer berufen? Hing es von ihrem „eigenen, freien Ermessen" ab, es zu thun oder zu lassen? Nein! Gezwungen hat sie die Kammer berufen. Zu einer

Zeit hat sie es gethan, wo sie unbedingt der Gnade des Volkes anheimgegeben war, wo jede Weigerung, dem Willen des Volkes sich zu fügen, ihren Untergang herbeigeführt haben würde. Die Kammer war durch den Willen auf das Geheiß des Volkes berufen, nicht durch den guten Willen der Krone. Aus der Berufung kann nimmermehr ein Recht für die Krone abgeleitet werden. Gesetzt aber, der Krone habe das Recht der Auflösung zugestanden, bliebe nicht gleichwohl das Gesetz vom 8. April in voller Kraft? stände nicht die Vereinbarung der Verfassung mit einer Kammer unbedingt gesetzlich fest?

Eine National-Vertretung, welche auf Grund des Verfassungsversuches vom 5. December etwa zusammentreten sollte, kann der an sich rechtlosen und gesetzwidrigen Verfassung keine rechtliche Existenz verleihen. Sie würde, selbst durch einen gesetzwidrigen, rechtlich erfolglosen Act gebildet, jeder rechtlichen Existenz, jeder rechtlichen Befugniß entbehren. Die einzige zu Recht bestehende Volksvertretung für Preußen ist und bleibt die im Mai gewählte National-Versammlung. Sie ist nicht vertagt und nicht aufgelöst, sondern lediglich durch rechtlose Gewalt an der Ausübung ihrer Function gehindert.

Die Verfassung vom 5. December ruht auf den Bajonetten der Krieger. Ihr Einfluß reicht genau so weit wie die Macht der Bajonette reicht. Das Recht, wider sie zu handeln, hat Jeder, der die Macht hat, der König so gut, wie der geringste Unterthan. Gegen diese Verfassung ist Hochverrath vom rechtlichen Standpunkte aus unmöglich. Kein gewissenhafter Geschworner wird bei Hochverrathsanklagen das Schuldig sprechen, so lange diese Verfassung der Grund der Anklage ist. Kein vorsichtiger Banquier wird dem preußischen Staate

Geld leihen, so lange derselbe in der Zwangsjacke dieser Verfassung einhergeht. Preußen ist unter der Verfassung vom 5. December rechtlos und creditlos, der Wohnplatz einer Masse von Menschen, welche die Gewalt der Bajonette in einer scheinbaren Ordnung erhält.

So stellt sich die Sache unbestritten dar vom Standpunkte des geschriebenen Rechts. Wir wollen jedoch annehmen, das preußische Volk gestehe auch der Krone das Recht der Revolution zu; es betrachte die Verfassung als Ergebniß einer siegreichen Cabinets- und Militärrevolution, und — respectire sie als nicht zu beseitigende Thatsache. Ja, wir wollen annehmen, das Recht der im Mai gewählten preußischen Nationalversammlung sei durch die Annahme der Verfassung vom 5. December beseitigt, diese Verfassung selbst, dieses traurige Erzeugniß frecher Gewaltthat, durch die Zustimmung des Volks ein rechtlich Bestehendes geworden. Ist sie eine Bürgschaft der Freiheit?

Ist der peußischen Regierung die Absicht zuzutrauen, daß sie die Volksrechte heilig achten werde, welche die Verfassung anerkennt? In demselben Moment, in dem die Regierung diese Verfassung gibt, gibt sie den deutlichen Beweis, daß ihr das heiligste Recht des Volkes nicht heilig ist, daß sie das klarste, bündigste Gesetz nicht achtet, — wie sollte die sonderbare Vermuthung entstehen, daß ihr das neue Gesetz, das neue Recht heilig sein werde? In demselben Moment, in dem sich die Regierung im Tone des Vertrauens und mit der Bitte um Vertrauen an das Volk wendet, wird unter ihren Augen, auf ihren Befehl das heiligste Gesetz mit Füßen getreten,*) — wie kann ein Ver-

*) Die Habeas-Corpus-Acte vom 24. September bestimmt

nünftiger Vertrauen faſſen? In derſelben Zeit, in welcher die Regierung aus Rückſicht auf die bevorſtehenden und ſtattfindenden Wahlen alle mögliche Urſache hatte, ſich um das Vertrauen des Volkes zu bewerben, wird ein Temme ins Zuchthaus geſperrt, wird ein anderer Beamter gegen das klare und bündige Geſetz wegen ſeines Verhaltens als Abgeordneter auf miniſteriellen Befehl ſeiner amtlichen Functionen enthoben, wird der Belagerungszuſtand in Berlin ohne den Schein des Rechts aufrecht erhalten und unter dem Schutze deſſelben maſſenhaft gefrevelt, — wie könnte möglicher Weiſe ein denkender Menſch Hoffnung für die Zukunft haben? In derſelben Zeit, in welcher die neue Verfaſſung das Volk über die Frevel des November beruhigen ſoll, wird ein wichtiger Artikel derſelben durch ein Miniſterialreſcript offenbar verletzt, geradezu in ſein Gegentheil umgekehrt. Der Artikel 15 lautet: „Das dem Staate zuſtehende Vorſchlags-, Wahl- oder Beſtätigungsrecht bei Beſetzung kirchlicher Stellen iſt aufgehoben.“ Ein Reſcript des Cultusminiſters behauptet nun, dieſer Artikel beziehe ſich

---

§ 8 ausdrücklich, daß bei zeit- oder diſtrictsweiſer Suspendirung der perſönlichen Freiheit und der Wohnungsunverletzlichkeit, die Volksvertretung ſofort zuſammenzuberufen ſei. In Berlin iſt die Suspendirung ausgeſprochen, ſind Soldaten in die Häuſer gedrungen, Menſchen in Menge verhaftet, — die Volksvertretung iſt nicht zuſammenberufen, ſondern — aufgelöſt. Die Habeas-Corpus-Acte beſtimmt: „Niemand darf vor einen andern als den im Geſetz bezeichneten Richter geſtellt werden. Ausnahmsgerichte ſind unſtatthaft. Auch ein Belagerungszuſtand macht hiervon keine Ausnahme.“ Hat nicht General Wrangel Kriegsgericht und Standrecht verordnet? — Die Habeas-Corpus-Acte geſtattet Belagerungszuſtandserklärungen im Fall des Kriegs und des Aufruhrs. In Berlin war weder Krieg noch Aufruhr, als es in den Belagerungszuſtand erklärt wurde.

lediglich auf die von dem Staate gegenüber der katholischen Kirche bisher ausgeübten Befugnisse, er berühre die patronatliche Verleihung nicht, die Ausübung des landesherrlichen Patronats müsse den Consistorien verbleiben! Er lautet also nach der ministeriellen Interpretation: „Das dem Staate zustehende Vorschlags-, Wahl- oder Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist — **nicht** — aufgehoben!!“ Wahrlich: Vertrauen zu einer Regierung, die so handelt, zu einer Krone, die Solches duldet, wäre Albernheit! Die Krone hat aus eigener Machtvollkommenheit die Verfassung gegeben. Wird sie sich das Recht nehmen lassen, die Verfassung in ähnlicher Weise auszulegen, zu deuten, zu modificiren und — abzuändern, so lange sie die Macht hat? Ihr meint etwa, die Kammern werden über den Bestand der Verfassung wachen. So? Wenn die Kammern nicht wollen, was die Krone will, so — löst die Krone die Kammern auf. Und wenn die Kammern abermals nicht wollen, was die Krone will, so löst sie die Kammern wieder auf. Und wenn sie zum drittenmal nicht gefügiger geworden sind, so schickt sie sie kraft der Bajonette zum drittenmal nach Hause, bis endlich die Wahlmänner gehörig bearbeitet und die Kammern — mürbe geworden sind. Als die Nationalversammlung Beschlüsse gegen die Wünsche der Krone faßte, da gewann die Krone die schmerzliche Ueberzeugung, daß mit den Leuten nichts anzufangen sei. Sollte es künftig in ähnlichen Fällen unmöglich sein, in einer Cabinetsordre zu sagen: „da Wir zu Unserm schmerzlichen Bedauern die Ueberzeugung gewonnen haben, daß mit den gegenwärtig versammelten Vertretern Unseres getreuen Volks zweckdienliche Gesetze nicht vereinbart werden können, so verordnen Wir im Bewußtsein

Unſerer königlichen Pflicht, aus treuer Liebe zu Unſerem Uns von Gott anvertrauten Volke und auf den Rath Unſerer verantwortlichen Miniſter wie folgt u. ſ. w.“? Iſt Das zu irgend einer Zeit weniger möglich, als es am 5. December war? Wahrlich, das Gnadengeſchenk einer Regierung, die ſo gehandelt hat, wie die preußiſche, kann nur ein Stockblinder als eine Bürgſchaft der Freiheit betrachten. Zu der Rechtsachtung einer Regierung, die ſo gehandelt hat, wie die preußiſche, kann nur ein Stockblinder Vertrauen faſſen. Ein „Blatt Papier“ thut's wahrlich nicht. Ein „Blatt Papier“ gegen — Bajonette! Ehrliche Preußen!

Und die Verfaſſung ſelbſt! Daß ſie mancherlei gut klingende Beſtimmungen enthält, manches Recht anerkennt, iſt keine Frage. Man ſieht, die Camarilla fürchtet das Volk und — wirft ihm eine Lockſpeiſe zu. Gleichwohl vereinigt ſie in ſich die verſchiedenartigſten Bedingungen einer grundſchlechten Verfaſſung. Sie iſt dem Volke durch Gewaltthat, durch eine Militärdespotie aufgezwungen, iſt aus königlicher Gnade d. h. aus der Willkür eines Einzelnen entſtanden, vernichtet das allein vernünftige Princip der Volksſouveränetät und beſchenkt das durch den März erlöſte Preußenvolk aufs Neue mit einem Herrn „Von Gottes Gnaden.“ Sie verordnet das abſolute Veto, indirecte Wahlen, eine Kammer der Geldariſtokratie*), beſtätigt den Adel, beſtätigt das geſammte Titel- und Ordensunweſen und gefährdet die koſtbarſten Rechte, die der Staatsbürger hat, auf kaum glaubliche Weiſe. Eins der koſtbarſten Rechte iſt die Volksbewaffnung. So lange der König in dem ſtehenden Heere die Macht

*) Die Mitglieder der erſten Kammer bekommen keine Tagegelder und keine Reiſekoſten.

hat, das Recht niederzutreten und ſich zum gebietenden Herrn des Landes zu machen, ſo lange iſt Volksfreiheit nur bei Volksbewaffnung, bei einer kräftigen, ihrer Aufgabe gewachſenen Bürgerwehr denkbar. Soll die Bürgerwehr eine Polizeimacht im Dienſte der Behörden ſein? Nein, ſie ſoll die Verfaſſung, das Recht des Volkes ſchützen, wenn es dem Könige belieben ſollte, mit Hülfe ſeiner Söldlinge das Recht des Volkes zu verachten. Das iſt ihre Aufgabe, und ohne dieſe Aufgabe iſt ſie bedeutungslos, eine nutzloſe Spielerei. Nach dem Geſetz, welches von der fortgejagten Nationalverſammlung votirt iſt, hat der König das Recht, die Bürgerwehr diſtrictsweiſe unter Angabe der Gründe aufzulöſen. Alſo — wenn ſie ſich anſchickt, die Verfaſſung gegen ſeine Willkürmaßregeln, gegen den Hochverrath ſeiner Miniſter zu ſchützen, ſo löſt er ſie auf und nimmt den Bürgern die Waffen! Dieſes ſchmachvolle Geſetz wird Artikel 35 der Verfaſſung beſtätigt, und da fortan der König, wo er Luſt hat, Veto ſagen darf, da er ſich hüten wird, die Volksbewaffnung durch ein beſſeres Geſetz zu einer wirklichen Macht heranwachſen zu laſſen, ſo entwürdigt dieſe Verfaſſung die Volksbewaffnung für ewige Zeit zu einer Stütze der Polizei, oder beſſer zu einer Spielerei. Nicht minder koſtbar iſt das Recht der freien Verſammlung. Die Verfaſſung geſtattet Verſammlungen unter freiem Himmel nur nach rechtzeitig eingeholter hoher obrigkeitlicher Genehmigung! Das Recht der Geſetzgebung nimmt die Verfaſſung dem Volke völlig. Sie läßt ihm nur den Schein dieſes Rechtes. Wo Wahlmänner die Volksvertreter wählen, wo eine Ariſtokratenkammer den Intriguen der Regierung das freieſte Feld öffnet, wo der König jedem Beſchluß der Volkskammer ſein Veto ent-

gegenſetzen, wo er die Kammer auflöſ'n darf, ſobald ſie nicht nach ſeiner Pfeife tanzt, wo kein treuloſer, wetterwendiſcher Volksvertreter von ſeinen Auftraggebern zurückgerufen werden darf, wo die Miniſter das Recht haben, ſobald die Vertreter nicht verſammelt ſind, Verordnungen mit voller Geſetzeskraft zu erlaſſen, da iſt der Wille des Königs Geſetz, nicht der Geſammtwille des Volks, da iſt Knechtſchaft, nicht Freiheit. Die Krone der ganzen Verfaſſung iſt §. 110. Im Fall des Aufruhrs darf die perſönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Preßfreiheit, das Vereinigungsrecht aufgehoben, die Bürgerwehr entwaffnet, jeder Bürger ſeinem geſetzlichen Richter entzogen und unter das Standrecht geſtellt werden! Alſo — im Fall des Aufruhrs! War in Berlin Aufruhr als der Belagerungszuſtand ausgeſprochen wurde? Nun, dann kann jeder Tumult von Straßenjungen, jedes Zuſammenlaufen liederlichen Geſindels den Vorwand des Aufruhrs hergeben. Und wer darf den Belagerungszuſtand ausſprechen? Möglicherweiſe jeder Militärchef! Jeder General, der Aufruhr wittert, kann ganze Diſtricte auf beliebige Zeit unter die Dictatur der Bajonette ſtellen. Preußenvolk! Du haſt eine köſtliche Freiheit! In England darf weder der König noch das Miniſterium die Habeas-Corpus-Acte ſuspendiren. Solches Recht ſteht allein den Vertretern zu. In Preußen, in dem freien Preußen, unter der Conſtitution auf „breiteſter Grundlage", hat man es leichter! Preußenvolk, Du haſt eine köſtliche Freiheit!

In Preußen herrſcht heute wie vor dem März der König von Gottes Gnaden. Preußen hat heute wie vor dem März Despotie, nur heute mit conſtitutioneller Verbrämung. Die erhabene Weisheit Ludwig Philipp's verſtand es, das Bedenkliche in den con-

ſtitutionellen Zuſtänden Frankreichs zurückzuhalten und zu beſeitigen. Dieſe erhabene Weisheit wird ſich auf dem Thron der preußiſchen Majeſtät ſehr bald offenbaren. Ausſicht, von der ungeheuren Militärlaſt befreit zu werden, eine weniger koſtſpielige Regierung zu erhalten, durch eine Civilliſte die Ausgaben für das königliche Haus geregelt und ermäßigt zu ſehen, hat Preußen heute ſo wenig wie vor dem März.

Iſt Hoffnung vorhanden, daß ſich die Mängel der Verfaſſung auf verfaſſungsmäßigem Wege werden beſeitigen laſſen?

Wird eine demokratiſche Volkskammer die Zuſtimmung einer muthmaßlich aus conſervativen und reactionären Elementen zuſammengeſetzten erſten Kammer gewinnen?

Würde eine demokratiſche Volkskammer ſelbſt im Bunde mit einer entſchieden demokratiſchen erſten Kammer die Zuſtimmung des Königs zur Erweiterung der Volksrechte und zur Beſchränkung der königlichen Machtfülle erlangen, ſo lange der König ſein abſolutes Veto auf Bajonette ſtützen kann?

Dieſe Fragen müſſen mit Nein beantwortet werden.

Nur wenn das preußiſche Volk mit Entſchloſſenheit der Regierung gegenübertritt und im Bewußtſein ſeiner Macht die Anerkennung ſeines Rechts gebieteriſch fordert, alſo nur auf dem Wege der Revolution kann und wird die Verfaſſungsangelegenheit ihrem Ziele entgegengeführt werden.

Die Camarilla-Conſtitution gibt die ſichere Bürgſchaft, daß in dem großen Trauerſpiele der Revolution der zweite Act dem erſten in nicht allzu ferner Zeit folgen wird.

Was kann Preußen jetzt thun?

Es kann bedenken, daß es Friedrich Wil-

helm IV. war, der Ludwig Philipp's Treuloſigkeit gegen die beſchworne Verfaſſung als erhabenes Beiſpiel hoher Weisheit pries.

Es kann bedenken, daß die Hohenzollern wiederholt ihr feierlich gegebenes Verſprechen unerfüllt gelaſſen haben.

Es kann ferner bedenken, daß ſich nur ein feiges und dummes Volk auf das Verſprechen eines Fürſten verläßt, ſtarke, edle, erleuchtete Völker dagegen auf die Kraft ihres Willens bauen.

Es kann endlich bedenken, daß das Recht und die Pflicht der Revolution nur mit dem endlichen Siege wahrer Volksfreiheit aufhört, daß aber Feſtigkeit, Entſchloſſenheit, kühner, begeiſterter Muth des Volkes der Revolution ihre Schrecken nehmen und das ſicherſte Mittel ſind, Blutvergießen abzuwenden, wahre Ordnung zurückzuführen und einen dauernden Frieden zu ſichern.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vom Kampf

um

Völkerfreiheit.

Ein

Lesebuch für's deutsche Volk.

Zweites Heft.

Zweite durchgesehene Auflage.

Von

Rudolph Dulon,

Pastor zu U. L. Frauen in Bremen.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

—

1850.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Der Kampf	1
2.	Deutſchlands Herrlichkeit	24
3.	Deutſchlands Schmach	48
4.	Deutſchlands Schmach (Fortſetzung)	73
5.	Deutſchlands Fürſten	99
6.	Deutſchlands Fürſten (Fortſetzung)	120
7.	Deutſchlands Einheit	150
8.	Deutſchlands Parlament	180
9.	Klein-Deutſchland	218
10.	Der Sonderbund	253
11.	Standrechtsgräber	273

Digitized by Google

I.

Der Kampf.

Zum zweiten Male rede ich zu Dir, lieber Leſer, vom Kampf um Völkerfreiheit, von dem heiligſten und ſchönſten Kampfe, der auf der weiten Gotteserde gekämpft werden kann. Die Donner dieſes Kampfes haben Dich wach gerüttelt, als der Geiſt des Herrn, der Geiſt der Freiheit dahinbrauſte, über die Länder Europa's und ſeinen Weg durch Männerherzen nahm. Seine Donner haben Dich wach gerüttelt, Dich und Millionen mit Dir. Aber hörteſt Du, hörten die Millionen in dem Donner die Stimme des allmächtigen Gottes? Sahen ſie in dem gewaltigen Märzſturm das Walten des heiligen Geiſtes, der unter Kampf und Schmerz, unter Heulen und Zähnklappen den ganzen Unrath der despotiſchen Jahrhunderte ausrotten, niedergetretene Völker zum Bewußtſein ihrer Menſchenwürde bringen und zum ausdauernden Kampfe für ihre heiligſten Rechte kräftigen, begeiſtern wollte? O, Ihr Deutſchen, hättet Ihr das geſehen, hättet Ihr den Gott verſtanden, der in den Donnern des Märzſturmes ſprach, Ihr wäret erfüllt worden mit glühender Begeiſterung, mit frommer Kampfesluſt, mit felſenfeſter Zuverſicht, Ihr

Alle hättet dageſtanden wie ein Mann, hättet einen Sieg erfochten, ſo ſchön, ſo herrlich, wie er nirgend erfochten iſt. Wehe Euch, Ihr gutmüthigen Thoren, und Euch, Ihr entarteten Knechte! Ihr habt den allmächtigen Gott nicht verſtanden, habt ſein Wort, ſein heiliges Wort nicht zu deuten gewußt. Ihr hörtet den Donner und — erſchrakt. Ihr hörtet den Sturm und — bebtet. Ihr ſaht die wilden Wogen, ſaht die brandenden Maſſen, ſaht die auflodernden Flammen, die durch Männerherzen genährt wurden, ſaht die Gefahren, die Verluſte, ſaht, daß das muthige Wort, die lächerliche Redensart von „Gut und Blut" nicht ausreichte: da entſetztet Ihr Euch, der Muth entſank Euch, Ihr wurdet zu — feigen Verräthern, die Männer im Stich laſſend, welche der Sache Gottes, der Sache der Freiheit ihr Herzblut zu opfern entſchloſſen waren. Deutſchland hat wieder eine Zeit der Schmach geſehen. Der Geiſt Hermanns trauert über die entarteten Söhne ſeines ſchönen, großen Landes. Das Ehrgefühl, der Freiheitsſtolz, der Mannesmuth iſt erſtorben. Heiliges Vaterland, die dich erlöſen ſollten, — ſie wollten handeln und ackern, eſſen und trinken, leben und leben laſſen! — —

Es iſt ein heiliger Kampf, der Kampf um Völkerfreiheit, ein Kampf, den Gott gebietet, ein Kampf, der Sein Reich gründet und baut. Meinſt Du nicht, lieber Leſer? Haſt Du Bedenken? Wie, der Kampf um Völkerfreiheit, ein Kampf, den Gott gebietet? Ja, haben fremde Unterdrücker unſeren König beſiegt und ſein Volk unterjocht, ſchaart ſich das treue Volk um ſeinen König, um mit Gott für König und Vaterland gegen die fremden Unterdrücker zu ziehen und ſie aus dem

Lande zu jagen, dann mag der Kampf um Völkerfreiheit ein heiliger, ein von Gott gebotener sein. Aber wie es hier gemeint ist, — Kampf gegen die Fürsten des Vaterlandes, gegen die höchsten Obrigkeiten, die Gott verordnet hat, — nein, ein solcher Kampf kann Gott nicht gefallen! — Leser, wer spricht vom Kampf gegen Fürsten und Obrigkeiten? Kennst Du den Kampf nicht, den wir wollen? Wir wollen den Kampf um Freiheit! — Wir wollen die Freiheit, die Selbstbestimmung edler Völker in allen für sie wichtigen Angelegenheiten, wollen das Gesetz als Ausdruck des Gesammtwillens, als heilige Regel, welche das Volk sich selbst verordnet durch frei gewählte Vertreter, wollen des Volksgesetzes unbedingte Heiligkeit vor Fürsten und vor Bettlern, wollen Beseitigung jeder Willkür, jeder Rechtsverachtung, jeder Bevorzugung, die ein anderes Fundament als Verdienst, Tugend, Geistes- und Seelenadel hat. Ist das unmöglich, wo Fürsten an der Spitze der Staaten stehen? Wir wollen ein gleiches Recht für Alle. Wir wollen nicht die Verewigung eines fürchterlichen, himmelschreienden, gotteslästerlichen Unsinns, der Jahrtausende die Welt geschändet hat, jenes Unsinns, der die Massen der Völker, die Millionen zur Unwissenheit, Rohheit und Armuth, zu einem thierischen mehr als menschlichen Leben verdammt und sie ausschließt von den höchsten, schönsten und edelsten Genüssen des Erdenlebens. Wir wollen eine gesellschaftliche Ordnung, die jeder Arbeit den gerechten Lohn, jedem Verdienst die gerechte Anerkennung sichert, die es Jedem möglich macht, seinen Geist zu bilden, den ganzen Adel des menschlichen Wesens an sich darzustellen und als geistig, sittlich und bürgerlich freie Per-

ſönlichkeit an allen Vorzügen, an allen Genüſſen des Lebens Theil zu nehmen; eine geſellſchaftliche Ordnung, die nicht die Millionen zwingt, ſich Wenigen zu leibeigenen Sclaven zu verkaufen, — nicht die Millionen verdammt, ſich zu plagen und zu ſchinden, damit Wenige ſchwelgen, — nicht die kleinen Diebe hängt und die großen Schurken mit Ehren überhäuft, — nicht Hunderttauſende zu Verbrechen zwingt und ſie dann in Kerkern geiſtig, ſittlich und phyſiſch mordet, — nicht alle die Gräuel, all' den Unſinn, alle die Frevel gegen die Menſchen duldet, von denen wir Zeuge geweſen ſind von Kindesbeinen an. Dieſe Freiheit und in der Freiheit dieſe Ordnung iſt das Ziel unſeres Strebens, der köſtliche Preis, um den wir kämpfen. Giebt es Größeres und Heiligeres? Iſt dieſe Freiheit und in der Freiheit dieſe Ordnung nicht das wahre Evangelium? Iſt ſie unmöglich, wo Fürſten ſind? Wahrlich, ſie kann gedeihen unter dem Königthum, wie ſie vernichtet werden kann durch das Ungeſchick oder den Uebermuth eines Präſidenten! Wer ſagt Dir alſo, daß ich zum Kampfe gegen Könige und Fürſten Dich entflammen will? Zeige mir Könige, die der hohen Würde ihres Berufes ſich bewußt ſind, die ihre Macht im Dienſte Gottes und zur Herſtellung einer vernünftigen Ordnung anwenden, ihre Völker ehren, das Recht achten, die Freiheit nicht antaſten, das Volksgeſetz nicht verletzen, ihre Völker nicht als Fußſchemel ihrer Herrlichkeit betrachten; zeige mir Könige, die vom Geiſte Jeſu Chriſti, vom Geiſte der Freiheit und der Liebe beſeelt ſind, und ich will ſie verehren und lieben, will mein Blut tropfenweiſe für ſie vergießen, wenn es Noth thut, will mit feurigen

Zungen der Welt verkünden: so kann ein König sein! Nicht zum Kampf gegen gute, treue, redliche Könige rufe ich Dich auf. Nur wo treulose, wortbrüchige Könige das Reich Gottes schänden, wo sie das gemeinsame Unglück des Vaterlandes sind, wo despotische Herrscherlust edle Völker wie Sclavenbanden betrachtet, wo fürstlicher Hochmuth den Volkswillen verachtet, fürstlicher Dünkel sich sonnt in den Strahlen der eigenen Weisheit, wo Könige die Freiheit untergraben, das Glück der Völker vernichten, nach Kraft und Vermögen an der Völker sittlicher Entwürdigung arbeiten, wo die That heuchlerische Worte Lügen straft, die That den gekrönten Bedrücker als Feind Gottes und seines Reichs, als Feind der Menschheit brandmarkt: da, mein Lieber, da gilt es einen Kampf gegen König und Fürsten, und da ist der Kampf heilig! Hast Du noch Bedenken? Du berufst Dich auf die heilige Schrift, die Leuchte Deiner Füße. „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott," so spricht sie. Keine Obrigkeit! Mein Lieber, frage doch die Fürsten selbst, ob sie dieses Wort so verstehen, wie Du es verstehen willst, ob dieses Wort nach ihrer Meinung alle Könige und Fürsten heilig spricht. Hast Du nicht gehört, wie in unsern Tagen die Regierungen deutscher, verwandter, verbündeter Könige sich angefeindet und verketzert haben? wie vor nicht langer Zeit der kaiserliche Feldherr Radetzky den sardinischen König Karl Albert in amtlicher Schrift auf das Schmachvollste verlästerte? wie schon oftmals Könige sich gegenseitig behandelt haben wie Teufelsbrut? Weißt Du nicht, daß der französische König Ludwig XVIII. den Abfall der Franzosen von ihrem Kaiser Napoleon mit großer Freude gebilligt,

daß später König Ludwig Philipp den Franzosen große Lobeserhebungen gemacht hat, weil sie im blutigen Kampf den greisen König Karl X. vom Throne geworfen hatten? Blicke Dich um in der Geschichte! Fast in allen Ländern findest Du Fürsten, die gegen Fürsten kämpfen, sie verdrängen, verjagen, morden, wie es gerade zweckmäßig scheint. Und gar in Deutschland! Wie haben im guten Deutschland die Fürsten das Wort zu Schanden gemacht: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott! Die deutschen Fürsten haben nur dadurch aufgehört, Unterthanen zu sein, daß ihre Vorfahren die heiligsten Pflichten gegen ihre von Gott verordnete Obrigkeit, die deutschen Kaiser, auf das Schmachvollste verletzten. Durch offenkundigen Ungehorsam, durch Empörung, durch Verrath, durch Bündnisse mit Reichsfeinden, durch alle möglichen Niederträchtigkeiten haben sie die deutschen Kaiser um ihr obrigkeitliches Ansehen betrogen, haben sie das Meiste beigetragen zur Zerrüttung unseres so schändlich niedergetretenen Vaterlandes. Und jetzt sollten wir uns von den Herren Söhnen dieser ungetreuen Unterthanen in blinder Unterwürfigkeit beugen? Jetzt wollten diese Herren Söhne sich in den Mantel ihrer fürstlichen Selbstherrlichkeit hüllen und uns mit dem Wort der Bibel: „es ist keine Obrigkeit ohne von Gott" die guten Waffen aus der Hand winden, die wir ja nur gegen treulose, wortbrüchige Fürsten erheben wollen? Nicht also! Der Fürsten Beispiel lehrt uns eben, daß es zu Zeiten sehr zweckmäßig sein kann, der Fürsten Macht zu beschränken, — auch wohl den Einen oder Andern seines „mühseligen" Amtes zu entheben. Und, lieber Leser, — Du willst Dich auf die Bibel berufen.

So sieh wenigstens genau zu, was die Bibel sagt. Die Könige und Hauptleute, so spricht sie, sind Gesandte Gottes zur Rache über den Uebelthäter und zum Lobe der Frommen (1. Petri 2, 14.), die Obrigkeit ist Gottes Dienerinn, die das Schwert der Rache dem Böſewicht entgegenhalten, aber beharrlich, unermüdlich im Dienſte Gottes ſein ſoll. So ſpricht die Bibel. Und ſo ſpricht ſie fürwahr ein Gotteswort! Auf, Ihr Fürſten, bewährt Euch als Gottes Diener, tretet auf als ſeine Geſandten, fallt her mit dem Schwerte der Gerechtigkeit über die nichtswürdigen Schmeichler und Heuchler, über Meineidige, Wortbrüchige, über Alle, welche die heiligſten Gebote Gottes mit Füßen treten, fördert das Göttliche im Menſchenleben, arbeitet mit der ganzen Fülle Eurer Macht am Gottesreich der Freiheit und der Liebe, und wir wollen Euch ſegnen, wollen Euch Schoß geben und Furcht und Ehre, wie Ihr es nur irgend verlangen könnt als vernünftige Menſchen. Aber wie nun, wenn die Fürſten ſich nicht als Gottes Diener, ſondern als Diener des Teufels bewähren? Wie, wenn ſie ein Regiment führen, welches alles Edle und Große und Gute im Menſchenherzen erſticken, alles Unkraut der niederträchtigſten Lüſte und Begierden zur üppigſten Blüthe bringen muß? Wie, wenn ſie mit Hülfe ihrer verblendeten und getäuſchten Soldaten die Sultanswirthſchaft früherer Tage erneuern, aufs Neue darauf ausgehen, ihre Völker zu Maſſen feiger, liederlicher, ehrloſer Wichte und Mammonsknechte herabzudrücken? Wie, wenn ſie ſich durch das Werk ihres Lebens als Feinde, als Zerſtörer des Gottesreichs, als Erzfeinde unſers göttlichen Meiſters Jeſu Chriſti bewähren? Nicht wahr, lieber Leſer, dann

ſammeln wir uns den nöthigen Muth, treten ihnen feſt entgegen und ſind getroſt: Gott ſieht mit Wohlgefallen auf unſer Werk!

Wir blicken uns um. Wir laſſen die Gegenwart und die Vergangenheit an unſerm geiſtigen Auge vorübergehen. Deutlich ſehen wir die Geſtalten der Herrſcher vor uns. Gleichen ſie doch den ſtolzen Bergen, beleuchtet vom Abendroth! Was ſehen wir? Fürwahr, hier und dort manche edle Geſtalt, groß und ſtark, voll Würde und Anmuth, hier und dort manchen edlen Mann, den die Welt ſegnete und die Nachwelt als Wohlthäter ſeines Volks, als Wohlthäter der Menſchheit preiſt. Aber dieſe Männer, — gleichen ſie nicht den Sternen, die in ſchwarzer Nacht den dunkeln Wolkenſchleier durchbrechen? den einzelnen Fruchtgefilden in dem ungeheuren Sandmeere der Wüſte? den einzelnen Eilanden im unermeßlichen Ocean? Leſer, blicke die Fürſten an mit ſcharfem Auge, ſei unparteiiſch, als ob Du vor Gott ſtändeſt, urtheile mit Schonung und Nachſicht: mußt Du nicht doch ſagen, die Menge der Fürſten beſtand aus unwürdigen, von den verderblichſten Lüſten, den entehrendſten Leidenſchaften beherrſchten Menſchen? Da iſt keine Sünde, kein Laſter, kein Verbrechen, das nicht zu allen Zeiten auf Thronen zahlreiche Vertreter gehabt hätte. Ein grauenhaftes Feld der Betrachtung liegt vor uns, wenn wir von den Sünden und Freveln der Fürſten reden wollen, ein grauenhaftes, unüberſehbares Feld! Nur auf einzelne Punkte wollen wir achten. Mit Fingern weiſt man im täglichen Leben auf den gemeinen Lüſtling, auf den ſchwachen Menſchen, der ſich zum Knecht der Begierden herabgewürdigt hat. Mit Verachtung brandmarkt der

wackere Bürger den Mann, der das Weib verachtet, dem er Treue geſchworen. Iſt nicht Liederlichkeit gleichſam ein fürſtliches Privilegium geworden? Hat man nicht fürſtliche Liederlichkeit als das Gewöhnliche, Alltägliche betrachten gelernt? wagen es die Völker noch, Sittenreinheit, Keuſchheit, Tugend von den Fürſten zu fordern? Das ſchade nicht viel? In allen Ständen gebe es ausſchweifende Menſchen? Man dürfe von den Fürſten nicht mehr verlangen, als von Andern? Meinſt Du? Es ſchadet nicht viel, wenn ausgemergelte, entnervte Menſchen, Menſchen, die ihre beſte Kraft vergeudet, ihren Geiſt geſchwächt, das Herz ſeiner edelſten Gefühle beraubt haben, auf den Thronen ſitzen? Man darf von den Fürſten nicht fordern, daß der ernſte Gedanke an die Hoheit ihres Berufes, an die Größe ihrer heiligen Aufgabe, an die gewaltige Pflicht, welche des Mannes ungeſchwächte Kraft fordert, an die Völker, deren Führer ſie ſein ſollen, an den Gott, der ihnen das köſtliche Tagewerk gegeben, daß dieſer ernſte, mächtige Gedanke die Macht habe, ihnen die Kraft der Tugend und Sittenreinheit zu geben? Es ſoll nicht empören, wenn Fürſten gerade durch großartige Liederlichkeit über ihre Unterthanen hervorragen? Soll es etwa auch nicht empören, daß die Völker längſt gelernt haben, ein Fürſtenwort zu achten wie eine Seifenblaſe? Manneswort iſt heilig, Manneswort iſt, wo ehrliebende Menſchen wohnen, ein feſter Grund und eine ſtarke Säule. Wer das verpfändete Manneswort bricht, iſt geſchändet für ſein ganzes Leben! Aber ein Fürſtenwort? Lieber Leſer, frage die Geſchichte, ob ein beſonnener Menſch allzuviel auf ein Fürſtenwort geben, ob er ihnen ſo leicht trauen darf, den Herren

Fürſten, und wenn ſie eidlich gelobten, ihren Eidſchwur zu halten? Daß es ſo weit gekommen iſt, daß ein ſolches Urtheil ſich hat bilden können, ſetzt das nicht eine tiefe Entartung der Fürſten mit Nothwendigkeit voraus? Und nun durchmuſtere noch einmal die langen Reihen der Fürſten. Wie Viele findeſt Du, die ihre Völker geliebt, geachtet, geehrt, ihre Macht zum Heil der Völker verwendet, die ewigen Rechte der Völker heilig gehalten haben? Zieht ſich nicht durch die Geſchichte der Fürſten wie ein ſchwarzer Faden die Geſchichte ihrer Selbſtſucht, ihrer Herrſchgier? Haben ſie nicht die Völker betrachtet wie Heerden? Iſt nicht zu allen Zeiten ihre Hauptaufgabe geweſen, ihre Macht zu erweitern, die Rechte der Völker zu beſchränken, für ſich, für ihre Herrlichkeit, für den Glanz ihrer Familien die ganze Kraft der Völker zu verwenden? Wahrlich, auch die beſſern unter ihnen haben nur gnädige Heren getreuer Knechte ſein wollen! Auch die beſſern unter ihnen haben ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, ihren Launen, ihren Lüſten, ihren Begierden zu Gefallen Völker auf die Schlachtbank zu führen. Auch die beſſern unter ihnen haben ſich im dummen Stolze gebärdet, als habe der liebe Gott die Völker nur geſchaffen, um für die Herren Fürſten zu arbeiten, zu frohnden, Geld zu zahlen und ſich todt ſchießen zu laſſen! Wo iſt der Fürſt, der ſich in vernünftiger Beſcheidenheit ſeinem Volke untergeordnet, in treuer Liebe dem Dienſte des Volkes ſein Leben gewidmet, durch die Thaten ſeines Lebens das Beſtreben offenbart hätte, die Rechte eines freien Volkes zu achten, zu ſchützen, zu erweitern? Gebieter, Treiber, Despoten haben ſie ſein wollen. Kein Recht, kein Wille, kein Wunſch iſt ihnen heilig geweſen. Und ob Volks-

rechte tauſendfältig verſiegelt und verbrieft geweſen ſind, Fürſten haben ſie niedergetreten. Und ob der Wunſch von Millionen ausgeſprochen, aus Millionen Herzen wieder und wieder hervorgebrochen iſt, — Fürſten haben ihn verachtet in ſtolzem Uebermuth. Kein Mittel, keine Lüge, keine Hinterliſt, keinen Gewaltſtreich haben ſie geſcheut, wenn es galt, ihren Thron der Herrlichkeit und Machtvollkommenheit auf den niedergetretenen Rechten der Völker zu erbauen! So ſind die Fürſten geweſen in großer Mehrzahl. Ein ſolches ſchauerliches Gemälde ſtellt ſich uns dar, auch wenn wir den Bildern der beſten Fürſten ihr volles Recht widerfahren laſſen. Es iſt ein Nachtſtück voll Grauen und Entſetzen. Wir übertreiben nicht! Wer für die Geſchichte ein offenes Ohr hat, der weiß das. Die Geſchichte ſpricht mit Poſaunenton. Sie hält über die Fürſten ein greuliches Gericht!

Leſer, willſt Du wirklich ohne Weiteres die Fürſten als Diener Gottes, als geheiligt durch Gottes Wort betrachten, weil ſie Fürſten ſind? ſie wirklich unter den Schutz des Evangeliums ſtellen, auch wenn ſie Alles zu Schanden machen, was das Evangelium gründen und bauen ſoll? Du Thor! wie wenig verſtehſt Du des Evangeliums Bedeutung! Allerdings ermahnt Paulus die Chriſten in Rom: ſeid unterthan der Obrigkeit! Aber denkſt Du nicht daran, daß damals andere Zeiten waren als jetzt? Dem heidniſchen Kaiſer waren die Chriſten unterworfen. Gegen den heidniſchen Kaiſer konnte der Fanatismus die Chriſten leicht zur unzeitigen Empörung treiben. Sie ſahen in dem heidniſchen Regimente ein Teufelsregiment. Sie mochten es für heilige Pflicht halten, ſich mit

aller Macht gegen das Teufelsregiment aufzulehnen, um dem heiligen Reiche des Messias die Bahn zu brechen. Da warnt Paulus. Da erinnert er an die Gottesordnung, die sich auch in der heidnischen Obrigkeit offenbart. Da fordert er die Christen auf zur Ehrerbietung, zum Gehorsam, zum Zahlen der Abgaben. War er doch durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Sauerteig des Evangeliums die ganze Masse der Menschen durchdringen und dann alle Verbindungen, alle Verhältnisse unter den Menschen im Geiste des Evangeliums umgestalten, ordnen, bilden werde. Und Du willst nun aus der Ermahnung des Apostels für ewige Zeiten ein schimpfliches Joch für alle Christen machen? Du willst auf Grund dieser Ermahnung die Christen für alle Ewigkeit verpflichten, sich den Unsinn aller Fürsten stillschweigend gefallen zu lassen, auch wenn diese Herren nicht daran denken, ihrem Christennamen Ehre zu machen? Gränzenlose Thorheit! Fällt es denn dem Apostel im Traume ein, sich in den angezogenen Worten über die Art und Weise auszusprechen, in der sich unter den Christen einst das Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen gestalten soll? Wie es unter den Christen sein soll, das sagt Jesus. Von den Heiden sagt er: die Könige herrschen und die Gewaltigen nennt man gnädige Herren. Zu seinen Jüngern spricht er: unter euch soll es nicht also sein. Wer unter euch gewaltig sein will, der sei der Andern Diener; wer vornehm sein will, sei der Andern Knecht *). So spricht der Meister. So will er die Welt vernünftig gestalten. So soll sich in der menschlichen Ordnung

*) Math. 20, 24 — 28.

immer mehr die Gottesordnung offenbaren. Und soll nicht nach seinem ausdrücklichen Wort der Sauerteig die ganze Masse durchdringen? Soll nicht das Evangelium die ganze Menschheit durchdringen nach allen Seiten hin? Soll es nicht in allen Verbindungen und Verhältnissen des menschlichen Lebens sich geltend machen? Soll nicht die christliche Obrigkeit, um eine Dienerin Gottes zu sein, das Reich Gottes, das Reich der Freiheit und der Liebe fördern? Blickt Euch um! Wie geht es zu unter dem Regimente der sogenannten christlichen Fürsten? In Ländern, die Gott mit seinem Segen überschüttet hat, in Jahren der überreichen Erndten kümmern und hungern die Millionen! Die Fürsten prassen und schwelgen. Für ihre Bauten, ihre Reisen, ihre Huren, ihre Günstlinge, ihre Soldaten verprassen sie den Schweiß der Völker. Ist das Liebe? ist das christlich? Ist da eine Spur vom Diener Gottes? Die Millionen sind roh geblieben unter der Herrschaft der Fürsten, unwissend, voll Aberglaubens und sittlichen Unraths. Entspricht das dem Evangelium, welches den Armen gepredigt ist, welches die Aermsten und Geringsten wie die Reichsten und Vornehmsten zu erleuchteten Gotteskindern heranbilden will? Sind die Fürsten Gottes Diener, deren Schuld es ist, daß mit dem äußern Elende das sittliche Elend immer weiter um sich gefressen hat? Sind die Gottes Diener, die ein Regiment eingeführt haben und ein Regiment gegen den tausendfältig ausgesprochenen Willen des Volkes, gegen ihr eigenes, wiederholt gegebenes Versprechen fortführen, das sittliches und leibliches Verderben seit Jahrhunderten über die Völker gebracht hat und mit unbedingter Nothwendigkeit bringen muß?

Nein, Gottes Diener sind sie nicht! Unter dem Schutze des Evangeliums stehen solche Fürsten wahrhaftig nicht! Das Evangelium denkt sich andere Fürsten, wenn es von Gesandten, von Dienern Gottes spricht. Spricht es sich nicht klar und deutlich aus über die Stellung, welche der Christ einnehmen soll? Bis auf Christum, sagt Paulus, standen wir unter dem Gesetz als Knechte. Das Gesetz stand auf Stein gegraben, war ein tödtender Buchstabe, hatte und gab kein Leben. Es befahl, drohte, verdammte. Durch sein Befehlen rief es die böse Lust, rief es den Widerspruch hervor. Durch sein Verdammen brachte es zur Verzweiflung. Da kam Jesus. Mit ihm der Geist aus Gott, der Geist der Freiheit. Wer Christo angehört, ist mündig, ist freier Gottessohn, Erbe Gottes, Miterbe Christi, Prophet und König. Er ist frei, nicht vom Gesetz, sondern frei im Gesetz. Das Gesetz steht ihm nicht feindlich gegenüber, es ist ihm ins Herz geschrieben. Nicht Herren und Despoten sagen ihm: Du sollst! Er selbst spricht in Gottes Namen: ich will! Wie, mein Freund, sind das leere Worte? Worte ohne Sinn und Bedeutung? Sind sie keine Lebensregel für den Staat, der sich innerhalb des Christenthums gestaltet? Sollen die Fürsten ihnen kein Gewicht beilegen, die als Christen über Christen, als Brüder über Brüder herrschen? Im christlichen Staate darf Niemand blind und willenlos der Gewalt unterworfen sein. Im christlichen Staate ist der Geringste freies Glied der freien Gemeinschaft. Nicht Fürsten gebieten in stolzer Machtvollkommenheit, sondern Alle nehmen Theil an der Berathung und Beschließung der Gesetze, Allen gebührt ein selbstthätiger Antheil am öffentlichen Leben. Dann hört das Gesetz

auf, eine feindselige Macht, ein tödtender Buchstabe zu sein. Dann hört es auf, die böse Lust und den Widerspruch und den Ungehorsam zu wecken, dann ist es Allen ins Herz geschrieben, Alle folgen ihm, nicht in blindem Vertrauen, nicht in knechtischer Furcht, sondern in der hellen Erkenntniß, dem tiefen Gefühl seiner Heiligkeit, seiner Nothwendigkeit, seiner Alle beglückenden, Alle frei machenden Kraft. So ist's im christlichen Staat. So freilich konnte es nicht urplötzlich, nicht schon in der Jugendzeit der christlichen Kirche sein. Der Sauerteig konnte nur allmählig den Teig durchdringen. Auf den Trümmern des Römerreichs bildeten kräftige germanische Stämme neue Staaten. Roh, ungebildet, unmündig waren die Völker. Einzelne Männer traten auf als Träger des höhern Lebens, Geistliche, Ritter, Fürsten. Ihnen ward Alles unterthan. Ihnen verfielen die Unwissenden und Rohen als leibeigene Sclaven. Aber aus den leibeigenen Sclaven wuchs der Bauer und der Bürger hervor. Bürger und Bauern, Geistliche, Fürsten und Ritter standen bald kämpfend einander gegenüber und in feindliche Stände war das Volk zerfallen. Ueber Alle erhoben sich einzelne, gewaltige, bald unumschränkt herrschende Gebieter. Sie wurden die Ordner der aus der Rohheit sich erhebenden, den Kampf zwischen Rohheit und Bildung kämpfenden Massen. Einzelne Erleuchtete erwiesen sich als Boten Gottes. In Einzelnen der Gewaltigen war der Gedanke eines freien Gemeinwesens lebendig, und begeistert von ihm gaben sie Gesetze, die zum Segen der Völker waren. Aber die Menge der Gewaltigen unterlag der ungeheuern Versuchung ihrer Stellung. Sie wollten gnädige Herren sein und bleiben. Sie wollten

die Völker als rohe Massen treiben und gängeln, auch als das geistige Leben längst von den hohen Häuptern in die Masse gedrungen war, und sie selbst, die Gewaltigen, längst aufgehört hatten, den Edelsten, Besten, Gebildetsten anzugehören. So mußte der Kampf zwischen den Gewaltherren und den Völkern ausbrechen. Er war durchaus unvermeidlich und das Christenthum selbst macht ihn zur heiligen Pflicht. Ja, er ist nichts weiter, nicht mehr und nicht weniger, als eine Fortsetzung, eine Erfüllung des Kampfes, in dem Jesus Christus das Schwert des Geistes und die Geißel seines gewaltigen Wortes geschwungen hat. Gegen Pharisäer und Schriftgelehrte richtete der Herr den Kampf. Sie mußten zuerst überwunden werden, wenn das Reich der Freiheit und der Liebe kommen sollte. Sie standen der geistigen Erhebung, der sittlichen Wiedergeburt des Volkes feindlich entgegen. Sie wollten des Volkes Rohheit und Dummheit verewigen, um ihren Einfluß, ihr Ansehn, ihre Macht zu sichern. Erst nachdem ihnen die Hände gebunden, ihnen der Einfluß genommen war, konnte der Saame des Gottesreichs wuchern, konnte der Sauerteig des Evangeliums die Völker durchdringen, konnte das Evangelium die Armen adeln, die Geringen bilden, die Reichen geistig erhöhen, die Mächtigen so stark, so mächtig machen, daß sie den Bettlern in Liebe die Bruderhand reichten. Stehen heute Fürsten da, wo früher die Pharisäer standen, Fürsten, die ihre Vollgewalt nicht aus den unwürdigen Händen geben, sich nicht in Demuth beugen wollen vor dem Volksgesetz, so muß gegen sie, gegen selbstherrliche, übermüthige Fürsten der Kampf für das Gottesreich sich richten. Sie müssen genöthigt werden, der unumschränkten Herr-

lichkeit zu entſagen, die einſt im Bildungsgange der Völker ihre vorübergehende Stelle gehabt, jetzt aber jeden Schein der Berechtigung, jede Möglichkeit verloren hat. Sie müſſen genöthigt werden überall, wo ſie nicht ſelbſt dem Gebote des heiligen Geiſtes ſich fügen, weil unter der abſoluten Herrſcherwillkür ſchwacher Menſchen Freiheit, Liebe, Volkserhebung, Volksglück eine abſolute Unmöglichkeit iſt. Sie müſſen genöthigt werden überall, wo der Teufel der Herrſchſucht ſie geblendet, ſie taub gemacht hat gegen die Stimme Gottes. Wohlan denn, auf zum Kampf gegen Herrſcherwillkür, zum Kampf für Völkerfreiheit! Es iſt ein heiliger Kampf. Erſt wenn er zum ſiegreichen Ende geführt iſt, wenn befreite Völker den Siegesgeſang anſtimmen, erſt dann wird das Reich Gottes kommen!

Auf zum Kampf für Völkerfreiheit! Wie wir ihn führen, mit welchen Waffen wir ſtreiten ſollen? Höre lieber Leſer, ein Wort. Durch Verſchwörungen, durch Aufwiegelungen, durch Meuchelmord, durch hinterliſtige, gottloſe Thaten, durch thörichte Verſuche, Revolutionen anzuzetteln, iſt noch nie ein Volk frei geworden. Auch Pflaſterſteine und Barrikaden haben der Freiheit wenig Gewinn gebracht. Mann des Volks, jetzt thut Ruhe und Friede Noth. Jetzt muß in Ruhe und Frieden der Kampf um Freiheit gekämpft werden. Das Kampfgebiet liegt jetzt nicht hier oder dort; in Dir, in Dir liegt es! Aufſtände, vereinzelte Empörungen, Widerſtand gegen vernünftige Geſetze, unzeitige Auflehnung wider ſoldatiſche Brutalität, — das Alles kann jetzt nur zum Verderben führen! Mann des Volks, erkenne, was Noth thut, arbeite an Deinem Selbſt, erhebe Dich, mache Dich frei, frei von gemeiner Leiden-

ſchaft, von Deinem Eigennutze, Deiner Selbſtſucht! Mann des Volks, erkenne die Herrlichkeit der Freiheit, mache der Freiheit Dich würdig! Nähre den edlen Stolz des Mannes, des Chriſten in Dir. Höre auf, Dich gering zu ſchätzen gegen die Gewaltigen. Ueberzeuge Dich, daß Gewaltherrſcher, daß Abſolutmonarchen wie Blutſauger am Herzen der Völker gelegen, wie Hagelwetter das Glück der Völker vernichtet haben. Mann des Volks, werde Mann, werde ſtark, muthig, todtverachtend in begeiſterter Freiheitsluſt! Höre auf zu ſchmeicheln und zu heucheln! Höre auf vor rechtverachtenden Gewaltigen, ſobald ſie Dir ein freundliches Geſicht machen und zeitlichen Vortheil verheißen, in hündiſcher Demuth zu kriechen. Ueberzeuge Dich, daß die Freiheit das Glück der Völker gründen muß. Es ſchadet nichts, wenn dereinſt in einem andern Kampfe der Eine und der Andere, und wäreſt Du ſelbſt der Eine, Hab und Gut verliert, wenn ſeine Kinder zu Bettlern werden, wenn er ſelbſt in's Grab beißen muß. Es ſchadet nichts. Nur durch Opfer erringt ſich die Freiheit, und nie iſt das Große, das Weltbeglückende ohne ſchweren Kampf, ohne Opfer errungen worden! Mann des Volks, wenn der Geiſt des Herrn wieder daherbrauſt im Völkerſturm, willſt Du feig ſein, ängſtlich nach Hab und Gut, Weib und Kind Dich umblicken, nach Ruhe ſchreien, ehe der Sieg errungen und geſichert iſt? Mann des Volks, überzeuge Dich, daß Gott die Freiheit will, daß der Kämpfer der Freiheit in Gottes Hand ſteht. Er hat den Untergang der Abſolutmonarchien in ſeinem Rath verordnet. Er läßt ſich nicht durch conſtitutionellen Flitterſtaat hinter das Licht führen. Sei getroſt und guten Muthes! Jedoch

bedenke, nach dem Rathe ſeiner väterlichen Weisheit hilft er nur dem Volke, welches ſich ſelber hilft! Mann des Volks, vergiß auch das Eine nicht: ebenſo viel, wie die Feigheit, die Engherzigkeit vieler Hochgeſtellten, ebenſo viel hat die Rohheit, die Brutalität, die Maßloſigkeit, der Dünkel Vieler aus den geringen Ständen geſchadet. Mann des Volks, erhebe Dich, werde geiſtig, ſittlich frei! Indem Du danach trachteſt, bauſt Du kräftig am Tempel der bürgerlichen Freiheit. — Wie, Du ſchüttelſt den Kopf? Du meinſt, das ſei Alles recht gut, das höre ſich ganz gut an, laſſe ſich ganz gut leſen, aber was nun eigentlich zu thun ſei, um der Bayonnete Herr zu werden, das wiſſeſt du jetzt ſo wenig wie vorher? Lieber Leſer, der langen Rede kurzer Sinn iſt der: das Volk muß den Stolz, muß die Würde, muß den Willen der Freiheit haben, dann wird es frei ſein und ob der Bayonnete wären wie Sand am Meere. Werden die Bayonnete von Fremden getragen? Sind die Krieger, vor denen ihr zittert, nicht unſere Brüder, unſere Söhne, nicht mitten heraus aus dem Volke und des Volkes Glieder? Das Volk, welches frei ſein will, erzeugt und erzieht keine Fürſtenknechte mehr! Männer, deutſche Männer, laßt uns Alle Alles daran ſetzen, in uns und in Denen, auf die wir wirken können, den elenden, gemeinen Menſchen zu tödten, der zufrieden iſt, wenn er Geld und Gut, Weib und Kind hat. Laßt uns Alles vermeiden, Alles, was der Entſittlichung in die Hände arbeitet, Alles thun, Allem nachjagen, was den Menſchen erhebt, adelt, für die höchſten Güter des Lebens, für Freiheit und Liebe empfänglich macht. Vergrabet Euer Pfund nicht, Ihr, denen des klaren, be-

geiſterten Wortes Gewalt verliehen iſt. Laßt den donnernden Weckeruf hineindringen in die Tauſende. Noch iſt die Preſſe frei. Noch iſt den Cenſoren das Feld nicht wieder geöffnet. Die Preßgeſetze machen Euch zittern? Was ſchadet es, wenn ſie Euch einkerkern? Was ſchadet es, wenn ſie Euch um Jahre des kräftigen Lebens betrügen? Ihr dient der Freiheit, das ſei Euch genug! Ihr erhebt das Volk, — das ſei Euer Troſt, Euer Stolz! Wenn die Völker, wenn die Millionen einſt der Freiheit würdig ſind, wenn ſie einſt aufhören zu zagen und zu zittern, ſobald es mehr koſtet als Worte und Redensarten: dann wird die Stunde kommen, die der Herr ſeiner Macht erſehen hat. Und wenn dann der Sturm daher brauſt, und des deutſchen Volks Gewitter einſchlägt in die morſchen Throne verblendeter Gewaltherren, wenn das Volk in ſtolzer Majeſtät ſich erhebt und die Freiheitsluſt das Feuer ſchöner Begeiſterung durch die Adern jagt, dann laßt die Geſtalten der Gagern, Dahlmann, Camphauſen, die Jammergeſtalten eines Hanſemann, Baſſermann u. ſ. w. u. ſ. w. warnend an Euch vorübergehen und — bedenkt dreierlei: 1) Vertrauen gegen Menſchen, die hundertmal das Vertrauen getäuſcht haben, iſt eine Narrheit; 2) Tage, die kühne Thaten gebieteriſch fordern, dürfen nicht mit dem Halten nichtsnutziger Reden vergeudet und nicht zu kühnen Griffen in der Manier des Herrn von Gagern verwendet werden; 3) wahnſinniges Tumultuiren und Brüllen und Rauben und Morden ſind nicht die kühnen Thaten, durch welche das Reich Gottes kommt.

Die Stunde, die der Herr ſeiner Macht erſehen hat, kommt urplötzlich. Der Tag des Gerichts naht. Seht Ihr nicht die Morgenröthe? Seht Ihr nicht die

Gesetzlosigkeit, die Anarchie, das standrechtlich vergossene Blut? Seht Ihr nicht die Herrschaft, die mit den Bayonneten Gesetze schreibt und mit dem Säbel Recht spricht? Das sind die Vorboten des Tages. Er naht. Es röthet sich der Himmel. Deutsche, ob früh, ob spät, werdet Ihr Männer sein?

Der Kampf um Völkerfreiheit ist groß und heilig. Macht es Dich bedenklich, lieber Leser, macht es Dich zweifelhaft, daß so viele höchst verständige, höchst achtungswerthe Männer ganz anders urtheilen? Einer Unmasse dieser „höchst verständigen, höchst achtungswerthen" Männer ist der Kampf ein Greuel. Sie halten ihn für ein Verbrechen, für einen Frevel wider Gott und Menschen, für ein Werk des leibhaftigen Teufels, der die verwerflichsten Leidenschaften in den Menschen aufstachelt, um ihn zur Bereicherung seines Höllenpfuhles zu entzünden. Andere beklagen ihn wenigstens als eine unglückselige Thorheit. Was da gesagt wird vom Reich der Freiheit und der Liebe, vom Segen der Freiheit, von Menschenwürde und Völkerglück, das sind ihnen Träume schwärmerischer, phantastischer Menschen, die den Ausgeburten ihres umnebelten Gehirns gar zu gern Leben geben möchten. Sie lachen über die Thorheit, beklagen die Verblendeten, die dieser Thorheit zum Opfer fallen, sehen die Anderen mit ihren nüchternen, altklugen Augen mit großer Geringschätzung an, schütteln die weisen Häupter und sprechen: sie sind voll süßen Weins! Noch Andere sehen zwar recht gut ein, daß es etwas Großes und Schönes um das Reich der Freiheit und Liebe sei. Eine Unmöglichkeit ist es nicht, das wissen sie, aber — der fatale Kampf! Wenn nur der nicht wäre! Wenn uns die Tauben nur gleich gebra-

ten in's Maul flögen! Wenn nur ein guter Hausvater nicht an Weib und Kind, ein guter Kaufmann an sein Geschäft denken müßte! Wenn nur die Fürsten nicht gar zu mächtig, die Bayonnete gar zu spitz, die Begnadigung zu Pulver und Blei gar zu unangenehm wäre! So denken sie. Muth, kühnen Muth, fromme Begeisterung suchen sie in allen Winkeln ihres hausväterlichen Herzens, finden aber nur den kräftigen Stoßseufzer: was will das werden! Daneben schimpfen sie weidlich auf die begeisterten Kämpfer der Freiheit, rechnen ihnen sehr verständig alle Fehler vor, die sie gemacht haben, sind überaus klug, halten sich zu den Vornehmen und Reichen, und finden, — daß es doch nirgend behaglicher sei, als daheim in ihren vier Pfählen.

Also, lieber Leser, das Urtheil all' dieser höchst verständigen, höchst achtungswerthen Männer macht Dich irre? Darf es das? Sind nicht solche Urtheile und solche Männer ganz unvermeidlich, wenn der Geist aus Gott ein Neues gebären, eine neue Gestalt der menschlichen Dinge in die Welt setzen will? Sind sie nicht immer dagewesen? Denke an Jesum und seine Apostel. Sie wurden als Verbrecher behandelt, verfolgt, ja hingerichtet. Als die Jünger am ersten Pfingstfeste voll wurden des heiligen Geistes, sprachen viele der Umstehenden: sie sind voll süßen Weins! Andere fragten in banger Sorge um die Sicherheit der lieben Ihrigen: was will das werden?! Wie, wirst Du dadurch irre an Jesu und seinen Jüngern? an der Größe und Heiligkeit des Kampfes, den sie wagten in der Zuversicht auf Gott? Mußten nicht Alle, die noch nicht einzusehen vermochten, daß die Zeit des Alten vorüber sei, Alle, die in dem Glauben der Väter, in der Herrschaft

der Prieſter eine ewige Gottesordnung ſahen, Jeſum und ſeine Jünger für Frevler am Heiligſten halten? Mußten nicht Alle, die ihr Intereſſe, ihre Macht, ihre Vollgewalt gefährdet ſahen, ſich wenigſtens ſo ſtellen, als ſtimmten ſie mit jenen überein? War es nicht ganz natürlich, daß die ganze Maſſe der elenden Menſchen, die nichts Höheres kannten, als ſinnlichen Genuß, als Geld und Gut, Haus und Hof, Acker und Vieh, Weib und Kind, in den begeiſterten Worten der Gottesboten eitel Thorheit fanden? Es konnte damals nicht anders ſein, und es kann heut' nicht anders ſein. Alle, die unter dem abſoluten Fürſtenregiment alt und groß und — reich geworden ſind, finden leicht in dem, was ihnen ſo wohl gethan, die rechte Gottesordnung. Natürlich ſind ihnen die Kämpfer für die neue Ordnung der Dinge Frevler und Verbrecher. Die Fürſten, die Miniſter, die Grafen und Herren ſtimmen ein mit lauteſter Stimme. Das kann Dich nicht befremden. Ebenſowenig das Lächeln und Lachen Derer, denen der Bauch ihr Gott, der ſinnliche Genuß die höchſte Aufgabe ihres Lebens iſt. Es kann nicht anders ſein: die Kämpfer der Freiheit müſſen von der Maſſe der Begünſtigten theils für Frevler, theils für Narren gehalten werden. Und wenn heute die Zahl der Schimpfenden beſonders groß iſt, wenn Andere verſtummen, die noch vor Kurzem kühne Worte von Gut und Blut im Munde führten, — laß ſie gewähren, lieber Leſer! Legion iſt die Zahl der feigen Wichte! Traue Dir ſelbſt. Traue dem Gottesgeiſte, der in einſamen Stunden in der Tiefe Deines Gewiſſens ſich offenbart. Halte die Ueberzeugung feſt: der Kampf um Völkerfreiheit iſt ein heiliger Kampf, ein Kampf,

den Gott gebietet, ein Kampf, der zum Siege der Freiheit, zum Untergange der absoluten Fürstenherrschaft führen muß und **wird!**

II.

Deutschland's Herrlichkeit.

Leser, im Kampfe um Völkerfreiheit nenne ich Dir jetzt Deutschland, den Namen Deines Vaterlandes. Kannst Du den Namen hören ohne Schmerz, ohne Schaam, ohne Erbitterung, ohne heiligen Zorn? Kannst Du ihn hören, ohne Dir selbst und Deinem Gott den heiligen Eid zu schwören, nicht abzulassen vom Kampfe, bis Deutschland erlöst ist?

Blicke es an, Dein Vaterland! Denke nicht an Oesterreich und Preußen, nicht an Sachsen und Bayern, nicht an die Menge der anderen Länder und Ländchen. Denke an Deutschland! Vergiß, daß einst das Land der freien Eidgenossen, daß die Provinzen der Niederlande, daß Belgien, daß das reiche Elsaß einst Theile Deutschlands waren. Vergiß, daß deutsche Sprache, deutsche Gesittigung, deutsche Bildung tief in die Länder der Ungarn und der Polen, in die fernen Provinzen gedrungen ist, welche an der Ostsee dem russischen Czaaren gehorchen. Laß den Eidgenossen ihre Freiheit, den Holländern ihren Handel, den Elsaßern ihre Franzosenbegeisterung, den Russen ihren Nikolas, — blicke Deutschland an, groß und herrlich, wie es heute sich ausdehnt von den Schweizer Alpen und den Fluthen des adria-

tiſchen Meeres bis hinauf zur Nord- und Oſtſee, von den Ufern des Rheins bis zur Grenze der Ungarn und der Polen. Welch' ein Land! Welch' ein großes, reiches, von Gott über die Maßen geſegnetes Land! Faſt 12,000 Geviertmeilen beträgt ſeine Größe. Es iſt größer als die wichtigſten Länder Europa's, größer als das ſtolze Frankreich, mehr denn doppelt ſo groß als England mit Irland und Schottland. Der ruſſiſche Koloß iſt größer, um vieles größer. Aber was vermag Rußland gegen ein einiges Deutſchland! Ehe der ruſſiſche Czaar ſeine Horden aus den ungeheuren, dünn bevölkerten Steppen herbeiruft, zertrümmert Deutſchland die thönernen Füße des Rieſen, daß er machtlos zuſammenbricht und in der Gnade des Siegers die einzige Rettung findet. Auch an Einwohnerzahl übertrifft es die übrigen Länder. Gegen 42 Millionen Menſchen zählen Deutſchlands Völker, während Frankreich kaum 35, England kaum 28 Millionen beherbergt. Und wie günſtig iſt ſeine Lage! Nimm die Karte zur Hand! Da liegt es. Es iſt das Herz Europa's! Es iſt eine feſte, gewaltige Burg und wie ſeine Außenwerke liegen die Länder Europa's umher. Es gleicht einem gewaltigen Fürſten, umgeben von ſeinen Trabanten, von Vaſallen, die, ob auch ſtolz und mächtig, doch das Runzeln ſeiner Stirn fürchten müſſen. Wohin es will, ſendet es ungehindert ſeine Waaren. Wohin es will, ſendet es ungehindert ſeine Kriegsheere. Es wendet ſich nach Abend und ſein Fuß betritt den Boden Frankreichs. Es wendet ſich nach Morgen, und nichts hindert ihn, den Fuß auf den Nacken des ruſſiſchen Rieſen zu ſetzen. Es geht nach Süden, und bald nehmen ihn Italiens geſegnete Ebenen auf. Es ſucht den Nor-

den, und das Meer bietet ſich ſeinen ſchwellenden Segeln dar. Aehnlich, meinſt Du, könne man von allen Ländern ſprechen? Dem iſt nicht ſo! England iſt getrennt vom Feſtlande. Frankreich darf den Fuß nicht rühren, wenn Deutſchland ſeine Macht entfaltet. Rußland iſt ausgeſchloſſen von der civiliſirten Welt, ſobald Deutſchland Deutſchland wird! Und hat Deutſchland bloß ſeine günſtige Lage? Kennſt Du den üppigen Reichthum ſeines fruchtreichen Bodens nicht? Gehe nach Norden oder nach Süden, oder bleibe im mittleren Theile, überall erfreut Dich der Anblick dicht beſtandener Getreidefelder, überall tritt Dir der Segen entgegen, den Gott über unſer ſchönes Land ausgegoſſen hat. Wie, wohnſt Du etwa in der Lüneburger Haide oder im märkiſchen Sande? Danach willſt Du Deutſchland beurtheilen? Biſt Du ſo ganz unwiſſend und ungeſchickt? Nimm das erſte beſte Geographiebuch zur Hand und Du wirſt erfahren, daß faſt drei Viertheile ſeiner ganzen Bodenfläche dem Ackerbau, der Wieſencultur, der Forſtcultur, dem Gemüſe-, Obſt- und Weinbau gewidmet ſind. Selbſt Hannover, das Land, in dem uncultivirte Haiden und Torfmoore die größte Ausdehnung erreichen, bietet 40 Procent ſeines ganzen Areals dem Getreide-, Wieſen- und Gemüſebau, und von den übrigen Procenten gehen 15 ab für ſchön beſtandenes Forſtland. Und der märkiſche Sand? Durchſuche nur den märkiſchen Sand, und Du wirſt nicht ſelten in üppigen, lieblichen Gegenden einen Reichthum finden, wie Du ihn nicht geahnet haſt! Und was ſagen die wenigen Sandſchollen und Haideſtrecken gegen unüberſehbare Gefilde des überreichen Gottesſegens? Was ſagen ſie, wenn Du an die zahlreichen Schiffe

denkst, die den überflüssigen Reichthum Deutschlands fremden Ländern zuführen? Und meine nicht, Deutschland erzeuge bloß die gewöhnlichen Getreidearten, bloß Hülsenfrüchte und Kartoffeln. Kennst Du nicht seinen Flachs und seinen Hanf? seinen Reichthum an Taback, Oelgewächsen und Hopfen, an Farbe- und Arzneigewächsen? Hast Du nicht gehört von dem vorzüglichen Kulturzweige, den der Weinstock darbietet in den Rheinlanden, in Baden, Würtemberg, Franken und Nassau? Weißt Du nicht, wie sich besonders in Süddeutschland Obstgärten an Obstgärten reihen und an edlen Obstarten einen überfließenden Reichthum darbieten? Und von welchem Reichthum zeugt Deutschlands Viehzucht! Frankreich muß zur Deckung seines Bedarfes an Vieh aller Art, an Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen u. s. w. das Ausland ununterbrochen in Anspruch nehmen. Innerhalb der 17 Jahre von 1823 bis 1840 hat es allein für den Ankauf von Pferden die Summe von 34 Millionen Thaler verausgabt. Daran denkt Deutschland nicht! An veredelten Schafen, an tüchtigen Pferden, an Rindvieh und Schweinen hat es einen übergroßen Reichthum. Im Jahre 1843 zählte man gegen 3 Millionen Pferde, gegen 16 Millionen Rinder, über 25 Millionen Schafe und an 6 Millionen Schweine. Und nun blicke die schönen, waldbedeckten Berge Deines Vaterlandes an! Welchen Werth haben die Buchen, Eichen und Fichten, welche ihren Rücken und meist auch ihren Gipfel schmücken! Welcher Reichthum an edlen und unedlen Metallen, an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn u. s. w. strömt aus ihrem Innern! Und willst Du etwa den unerschöpflichen Reichthum an Kochsalz gering anschlagen? Leser, der

ganze Unsinn der absoluten Regierungen hat dazu gehört, dieses nothwendigste Lebensbedürfniß so zu vertheuern, wie es noch heute in den meisten Ländern Deutschlands vertheuert ist.

So ist Deutschland. Es kann sich messen mit den reichsten und gesegnetsten Ländern der Erde. Was der Mensch bedarf zum täglichen Leben, bietet es in ungeheurer Fülle. Von seinem Ueberflusse kauft es ein, was der Süden, was der Norden der Erde an köstlichen Gottesgaben bietet. Dürfte es in einem solchen Lande wohl Arme geben, d. h. Menschen, die mit dem Hungertode ringen, Millionen, die ihres Lebens nicht froh werden, weil ihr Magen nicht satt wird? Dürfte uns der Anblick von Hunderttausenden erschüttern, die ihrem reichen Vaterlande oft blutenden Herzens den Rücken zuwenden, um in weiter Ferne eine glücklichere Heimath zu suchen? Ist der Deutsche dumm und ungeschickt? Versteht es der Deutsche nicht, den Reichthum seines Bodens zu benutzen? Der Deutsche ist verständig und klug, geschickt, thätig, unermüdlich. Der Deutsche versteht Alles, nur Eins nicht. Er versteht nicht, seinen Fürsten Ehrfurcht einzuflößen. Das ist der Fluch, der auf ihm liegt. Das ist das namenlose Unglück seines schönen Landes!

Laßt uns den Deutschen näher betrachten. Laßt ihn uns würdigen nach seinen Thaten. Reich ist Deutschlands Boden. Und wie hat der Deutsche diesen Reichthum ausgebeutet! Wo es die Beschaffenheit des Bodens nur irgend zuläßt, da steht der Ackerbau in herrlicher Blüthe. Reiche Erndten lohnen den umsichtigen Fleiß des deutschen Landmanns. Laß Deine Blicke schweifen über die meklenburgischen Lande,

über Holstein, Hannover, Braunschweig, Sachsen, oder richte sie auf die gesegneten Fluren Würtembergs, Badens und vieler Bezirke Bayerns, überall findest Du Beweise von der hohen Umsicht des deutschen Landmannes im Betriebe der Ackerwirthschaft. Er steht dem Engländer, dem berühmtesten Landwirthe Europa's, nicht nach. Den Franzosen übertrifft er hundertfach. Der Franzose lernt erst jetzt vom deutschen Landmanne, wie er seinem Boden die reiche Gottesgabe abgewinnen soll. Die Kultur der Waldbäume, für das häusliche wie für das gewerbliche Leben von so ungeheurer Wichtigkeit, in allen Ländern Europa's auf die unerhörteste Weise vernachlässigt, hat in Deutschland ihre ersten wissenschaftlichen und praktischen Bearbeiter gefunden. Deutsche sind es gewesen, die diesem Zweige der Bodenkultur eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Ob auch in einigen Gegenden der Mangel an Holz schon fühlbar wird, wie reich ist Deutschland an Holz z. B. gegen Frankreich! Die deutsche Umsicht, der berechnende deutsche Fleiß sorgt treu und unermüdlich für das stets wachsende Bedürfniß, und große Strecken, welche entwaldet und abgeholzt dalagen, ziehen allmählig ihr schmuckes Waldkleid wieder an. Und wie in der zweckmäßigen Benutzung und sorglichen Pflege der Wälder, so sind die Deutschen in der Gewinnung der Mineralschätze seit uralter Zeit die Lehrmeister der Nationen gewesen. — Weiß der Deutsche etwa bloß seinen Boden auszubeuten? die rohen Erzeugnisse der sorgenden Natur zu gewinnen? Nicht also! Die Gewerbthätigkeit steht auch in England nicht in herrlicherer Blüthe, als in Deutschland, und welchen ungeheuren Aufschwung deutscher Fleiß, deutsche Unermüd-

lichkeit dem Fabrikwesen gegeben hat, das weiß die ganze Welt. Soll ich Dir die Erzeugnisse der deutschen Fabrik- und Gewerbthätigkeit nennen? Soll ich Dir erzählen von den feinen Tuchen, die Deutschland in höchster Vollendung fabricirt? von seiner uralten Leinwandfabrikation, welche noch bis heute die köstlichste Leinwand der Welt erzeugt? von seinen vollendeten Färbereien, seinen weltberühmten Metallarbeiten, seinen Eisen- und Stahlfabriken, seinen Kupferhämmern, seinen Messingwerken, Papiermühlen, Lederwaaren u. s. w. u. s. w.? Viele Seiten will ich Dir vollschreiben von den künstlichen Erzeugnissen, welche der deutsche Fleiß dem Welthandel darbietet! In allen Gegenden Deutschlands, Meklenburg allein ausgenommen, blüht das Gewerbe. Selbst das gemüthlich träge, in der Kultur des Bodens am wenigsten vorgeschrittene Oestreich hat seine bedeutenden Wollen und Baumwollenmanufacturen. Bayern hat sein Bier, welches nicht blos für die Münchener Bockwirthe, sondern für ganz Deutschland wichtig ist, Hannover seine Flachsspinnereien und seine Eisenwaaren, Würtemberg seine Holz- und Lederwaaren, Baden seine Uhren, seine Bijouterie- und Glaswaaren. In Nord und Süd blüht das Gewerbe. Wer kennt nicht die Bremer Cigarren? Sehen wir aber die bedeutendsten Fabrikgegenden an, — welch' ein Verkehr, welch' ein reiches, blühendes Leben! Blicke dorthin, wo Aachen sich erhebt mit Düren, Eupen, Malmedy, Montjoie; oder nach Krefeld mit Gladbach, Rheidt, Grevenbroich, Viersen u. s. w.; oder in das wnnderbare Wupperthal, wo Elberfeld und Barmen mit Solingen und Lennep gleichsam eine einzige Stadt auf 4 Q.-Meilen bilden, eine einzige Stadt des groß-

artigſten und mächtigſten Gewerbebetriebes; oder in die dichtbevölkerten Ruhr- und Siegthäler des weſtphäliſchen Bezirkes Arensberg, — welch ein reger, unermüdlicher Verkehr Jahr aus Jahr ein, welche Rührigkeit, welche Umſicht fleißiger überlegender Menſchen, welches Pochen und Raſſeln der Maſchinen, die der Menſchengeiſt geſchaffen, daß ſie die Arbeit des gedankenloſen Knechtes verrichten. Siehe auch Sachſen an, das Königreich, dieſe Perle Deutſchlands! Ueberblicke die Lande des großherzoglichen und herzoglichen Sachſen und der Reußiſchen Fürſten, und wahrlich, Du kannſt erfahren, was es auf ſich hat mit deutſcher Gewerbthätigkeit, welche Erfolge der eiſerne, deutſche Fleiß, die deutſche Kraft errungen, mit welchem Verſtande, mit welcher Geſchicklichkeit der Deutſche den Segen ſeines ſchönen Landes auszubeuten gewußt hat!

Auch im Handel hat der Deutſche Großes geleiſtet. Die deutſchen Regierungen freilich haben das Mögliche gethan, ihn niederzuhalten. In Wien zimmerte man nach den Kriegen gegen Frankreich ein neues Deutſchland. In dem neuen Deutſchland waren die einzelnen Länder und Ländchen durch Zollſchranken und Steuerſpione abgepfercht, gleich als wäre es das eifrigſte Beſtreben der Herren vom Regiment, die Männer des Handels ſo viel als möglich zu ſchinden und zu plagen, als wäre es die höchſte Aufgabe der weiſen Landesväter, den Handel in tauſend ſchmähliche Feſſeln zu ſchlagen, den Handel, der nur in der Freiheit gedeihen, nur in der Freiheit das ganze Füllhorn ſeines Segens über glückliche Völker ausſchütten kann. Wie lange hat es gedauert, ehe ein Theil der Zollſchranken fiel! Und ſind nicht noch heute mehr als 4000 Q.-Meilen

Landes von dem Zollverein getrennt? Wird man nicht heute, wenn man im Herzen Deutschlands die Gränze überschreitet, die deutsche Länder trennt, durchvisitirt und durchsucht, als wäre voraussetzlich jeder Deutsche ein Betrüger oder Räuber? Und nun gar die Flüsse! Nicht wahr, die Flüsse hat der liebe Gott augenscheinlich geschaffen, daß sie ein schönes silbernes Band um ferne Länder schlingen und dem völkerverbindenden Handel bequeme und dauernde Straßen darbieten? Die Herren vom deutschen Regiment haben es anders verstanden. Deutschland ist reich an schönen schiffbaren Flüssen und Strömen. Da haben nun die Herren auf und neben den Thronen gemeint, der liebe Gott habe all' die schönen Flüsse und Ströme nur hervorströmen lassen aus ihren Quellen, um ihnen eine bequeme Gelegenheit zu geben, die Geldbeutel der Unterthanen zu schröpfen. Und da haben sie die Flüsse mit Zöllen so überbürdet, daß den armen Schiffern angst und bange wird um ihren kärglichen Verdienst. Wo nur irgend ein kleiner Fürst ein Stück vom Ufer eines Flusses besitzt, da hat er gemeint, die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu dürfen. — Haben die Herren vom Regiment etwa durch den Bau schöner Kunststraßen und Kanäle dem Handel zu Gute gethan, was sie ihm durch Gränzsperren und Flußzölle geschadet? Wir erkennen mit Freuden an ,was für den Bau herrlicher Kunststraßen gethan ist. Wir wollen auch ausdrücklich mit großer Freude von dem Ruhme sprechen, der der Preußischen Regierung für die Gründung des Zollvereines gebührt. Allein bleibt es nicht doch wahr, daß bei den ungeheuren Summen, welche der Handel den Staaten jährlich eingebracht hat, viel Größeres, viel Be-

deutenderes hätte geſchehen müſſen? Bleibt es nicht doch wahr, daß die Herren vom Regiment in mehr als einer Hinſicht gehandelt haben, als ſei es ihre Abſicht geweſen, dem deutſchen Handel den Todesſtoß zu verſetzen? Die deutſchen Fürſten waren gewaltige Kriegsherren und hatten herrliche Kriegsheere. Aber natürlich — mit all' den herrlichen Kriegsheeren wußten ſie den deutſchen Handel weder gegen die Brutalität des Ruſſen noch gegen die Hinterliſt des Holländers zu beſchützen. Die deutſchen Gewaltherren waren Männer von untrüglicher Weisheit. Aber trotz all' ihrer Untrüglichkeit haben ſie Verträge mit auswärtigen Mächten abgeſchloſſen, die an dem Menſchenverſtande wenigſtens der Herren Miniſter zweifeln laſſen. Mit ungeheuren Hinderniſſen hat der deutſche Handel ohne Unterlaß kämpfen müſſen. Aber die deutſche Unermüdlichkeit hat ſie überwunden, ſoweit es möglich war. Du kennſt das rege Leben auf den deutſchen Strömen. Du ſiehſt, wie eine Eiſenbahn nach der andern alle Schwierigkeiten des Baues überwindet, und einen Verkehr zu Wege bringt, ſo großartig und mächtig, wie keine frühere Zeit ihn gekannt hat. Auch am Welthandel hat Deutſchland rühmlichen Antheil genommen. Zwar war Deutſchlands Handelsflotte ſchutzlos der Willkür des Auslandes preisgegeben. Zwar mußte der Deutſche ſchamroth das Auge niederſchlagen, wenn der Engländer in ſtolzem Selbſtbewußtſein auf ſeine Kriegsflotte hinwies, und ſelbſt vor Holland, Belgien, Dänemark, vor den kleinen Duodez-Königreichen mußte der deutſche Rieſe beſcheidentlich das Haupt neigen. Ganz Deutſchland zitterte und zagte, ganz Deutſchland ſah die Fäden ſeines Handels durchſchnitten, als es dem Dä-

nenkönige gefiel, durch 5—6 Kriegsschiffe die deutschen Ströme blokiren zu lassen. Nichtsdestoweniger hat der deutsche Welthandel einen großartigen Aufschwung genommen. Von Jahr zu Jahr ist die Zahl der Schiffe gestiegen, welche Deutschland aus seinen Häfen entsendete. Von Jahr zu Jahr ist die Masse der Erzeugnisse größer geworden, welche der deutsche Fleiß dem Welthandel übergeben und gegen die Erzeugnisse ferner Zonen eintauschen konnte. Interessirt es Dich, lieber Leser, einzelne bestimmte Angaben zu hören? in Zahlen es ausgesprochen zu sehen, wie der Deutsche seinen Handel zu heben gewußt hat? So höre! Wir denken zunächst an die Länder des preußischen Zollvereins. Im Jahre 1835 besuchten die vereinsländischen Häfen, von denen Danzig, Stettin und Memel die wichtigsten, überhaupt 6,500 Schiffe, im Jahre 1840 dagegen über 12,000. Während die preußischen Rheder (Schiffseigenthümer) im Jahre 1838 im Ganzen 605 Schiffe besaßen, besaßen sie 1841 schon 749 Schiffe, welche die verschiedensten Länder der Erde besuchten. Während sämmtliche Schiffe des Jahres 1838 eine Tragfähigkeit von 74,000 Lasten hatten, trugen die des Jahres 1841 an 99,000 Lasten. Während die Handelsabgaben z. B. in Stettin im Jahre 1834 921,000 Thlr. betrugen, hatte sich hier allein der Handel in dem Zeitraume von vier Jahren so bedeutend vermehrt, daß die Abgaben sich 1838 auf 1,203,000 Thlr. beliefen. Und welche Massen von Waaren sind ein- und ausgeführt! An baumwollenen Waaren betrug die Einfuhr im Jahre 1840 über 18,000 Ctr., die Ausfuhr gegen 98,000 Ctr., an Wollenwaaren die Einfuhr 26,500, die Ausfuhr circa

63,000 Ctr., an Seidenwaaren jene 4,474, dieſe gegen 9,000 Ctr., an Leinwand jene circa 38,800 Ctr., dieſe 152,000 Ctr. ꝛc. ꝛc. Die höchſte Bedeutung für Deutſchlands Welthandel haben ohne Frage Bremen und Hamburg. Von und nach allen Ländern der Erde, beſonders von und nach England, Nordamerika, Braſilien, Oſt- und Weſtindien, laufen in ihren Häfen alljährlich mehr als 15,000 große Seeſchiffe ein und aus, und der Werth der Waaren, die dieſe beiden Städte des großartigſten Welthandels zum Umſatz bringen, wird auf mehr als 150 Millionen Thaler jährlich angegeben. Mit jedem Jahre wächſt die Zahl der großen und prachtvollen Seeſchiffe, welche z. B. Bremen aus ſeinem herrlichen, mit einem Maſtenwalde ununterbrochen bedeckten Bremerhaven in die weite Gotteswelt ſchickt. Schafft ein einiges Deutſchland, ſchafft eine Kriegsflotte, die des deutſchen Namens würdig iſt, und Bremen und Hamburg geſellen ſich zu den mächtigſten Handelsſtädten der Welt!

Großes hat der Deutſche geleiſtet auf Gebieten, auf welchen regierungsſüchtige Thorheit Hinderniſſe auf Hinderniſſe gehäuft hat. Wir betreten jetzt ein Gebiet, welches keine Zollſchranken duldet und des Machtwortes verdüſterter Gewaltherren ſpottet, — auf das Gebiet des Geiſtes! Leſer, deutſcher Leſer, blicke mit Ehrfurcht auf das Volk Deines Landes! Auf dem Gebiete des Geiſtes ſteht der Deutſche da in unerreichbarer Größe! Der Deutſche hat die Welt erlöſt von dem ſchmählichen Joche der geiſtigen Knechtſchaft. Unter der greulichen Pfaffenherrſchaft ſeufzte Europa Jahrhunderte lang. Ausgelöſcht war das Licht des Evangeliums. Erſtorben das Wort der Freiheit und der

Liebe. Hinter Kloſtermauern verbarg ſich hier und da geiſtiges Leben und Streben, — die Maſſen bedeckte ein Dunkel, fürchterlicher als jenes, über welches einſt Jeſus von Nazareth ſeufzte. Heerden gleich folgten ſie ihren heilloſen geiſtlichen Treibern, mit ihnen auf Wegen der finſterſten Mitternacht wandelnd. Wohl regte ſich der Geiſt hier und dort. Es zuckten Gedankenblitze in Italien, in England, in Böhmen. Sie zuckten, aber ſie zündeten nicht. Deutſche verſcheuchten die Schatten der Nacht und des Todes. Deutſche erlöſten die Welt, zerbrachen das ſchmähliche Joch des römiſchen Antichriſt und zertrümmerten die Stützen ſeines teufliſchen Regiments. Luther und Zwingli! In dieſen beiden Namen, — glänzen ſie nicht gleich Sternen am deutſchen Himmel? — in dieſen großen Namen ſpricht es ſich aus, was der deutſche Geiſt zur Erlöſung der Welt gethan. An dieſe Namen knüpft ſich der große Sieg, die große, weltumgeſtaltende That des deutſchen Genius. Was er Großes und Herrliches geſchaffen in dem Kampfe, der dem Proteſtantismus ſein heiliges Recht erkämpfte, das kann, das wird die Welt nie undankbar vergeſſen. Nicht die Länder allein, die in Luther's und Zwingli's Lehre das Palladium der Freiheit ſehen, nicht die Länder des proteſtantiſchen Glaubens allein, — nein, die denkende Menſchheit hat den Segen der deutſchen Geiſteskraft erfahren und getheilt. Und war es nicht die deutſche Wiſſenſchaft, die das Werk der Reformatoren fortſetzte? Waren es nicht deutſche Männer, die den proteſtantiſchen Pfaffen das orthodoxe Maul ſtopften und den herrſchſüchtigen Fürſten die Grenzen ihrer Macht anwieſen? nicht deutſche Männer, die die Auctorität veralteter Glau-

bensgeſetze zertrümmerten? die es klar und bündig nachwieſen, daß die Schriften der Apoſtel ſo wenig wie die der Reformatoren unbedingte Normen des Glaubens ſein können, und endlich, endlich der abſoluten Freiheit des Geiſtes Anerkennung verſchafften? Wie Großes hat der deutſche Genius errungen allein in dem letzten Jahrzehnt! Wie kühn hat er die Bahn gebrochen, welche mit unbedingter Nothwendigkeit zur vernünftigen Geſtaltung aller menſchlichen Verhältniſſe führen muß! Deutſchland iſt der heilige Boden, der den Baum der Wiſſenſchaft zur herrlichſten Entwickelung gebracht hat. Deutſchland hat die Welt geiſtig befruchtet. Deutſche ſind die Lehrer der Welt geworden. Und iſt geiſtige Bildung etwa ausſchließliches Eigenthum der höheren Stände? Hat nicht geiſtige Bildung hineinzudringen begonnen in die Maſſe des Volkes? Hat ſich nicht in der Maſſe ſeit den Märztagen beſonders eine Bildungsfähigkeit und ein Bedürfniß der Bildung, eine Sehnſucht nach Erhebung offenbart, als nirgend ſonſt? Allerdings findet ſich in den unterſten Schichten des Volkes noch viel Rohheit, viel Unwiſſenheit und Aberglauben. Aber unter welchem fürchterlichen Druck des äußern Elends haben dieſe niedrigſten Schichten des Volkes geſeufzt! Hat nicht der ununterbrochene Kampf mit dem Hunger den geiſtigen Menſchen abſtumpfen, endlich ertödten müſſen? Konnten die Schulen erhebend und bildend einwirken, wenn die große Noth der Eltern den regelmäßigen Schulbeſuch der Kinder unmöglich machte? Konnten ſie ihre ganze Kraft offenbaren, ſo lange die Rohheit der Eltern ihnen hemmend entgegentrat? Und wie wenig iſt verhältnißmäßig für die geiſtige Erhebung der

unterſten Volksklaſſen gethan! Wir ſind weit entfernt, das verkleinern zu wollen, was in einigen Ländern Deutſchlands, namentlich in Preußen und Sachſen für den Volksunterricht gethan iſt. Aber fragt jeden Unpartheiiſchen, jeden Sachverſtändigen, — er wird Euch ſagen, wie erbärmlich namentlich auf dem Lande für das geringe Volk geſorgt iſt. Preußen iſt hochberühmt. Preußen hat für das Schulweſen viel gethan. Preußen hat für die Ausbildung tüchtiger Lehrer Großes geleiſtet, und die unſelige Pietiſten-Regierung Friedrich Wilhelm's IV. hat keinesweges alles Gute vernichten können, was ſeines in mancher Hinſicht ſehr wackeren Vaters verſtändiger Eifer geſchaffen hat. Auch wirken in den Städten mehrentheils tüchtige Lehrer an trefflich eingerichteten Schulen. Aber blickt Euch um in den preußiſchen Dorfgemeinden der verſchiedenſten Provinzen. Noch heute findet Ihr in vielen Gegenden Lehrer zum Gotteserbarmen, Lehrer, die bei dem kümmerlichſten Einkommen mehr an die Stillung *ihres* leiblichen Hungers, als an die geiſtige Sättigung ihrer *Schüler* denken müſſen, und auch nicht nothdürftig den ſchweren Pflichten ihres Amtes gewachſen ſind. Uns ſelbſt waren noch vor ganz kurzer Zeit in dem hochgerühmten Preußen Lehrer bekannt, deren ganze Jahreseinnahme ſich auf 50—60 Thlr. belief!! Können wir uns wundern, wenn wir in den unterſten Schichten viel Rohheit und Unwiſſenheit, viel ungezähmte Leidenſchaft finden! War es anders möglich unter den gegebenen Verhältniſſen? Seht Euch um in *den* Ständen, die weniger zu ſeufzen hatten unter dem Fluche der bittern Armuth, mit welchem Dank, mit welchem Erfolge haben ſie die Mittel der Fortbildung

benutzt, die ihnen geboten ſind! wie unendlich oft iſt uns das ſchöne Verlangen wackerer Eltern entgegengetreten, daß ihre Kinder in der Jugend die Saat einer reicheren Geiſteserndte ſtreuen möchten, als ihnen ſelbſt möglich geweſen! Ja, ſeht ſie nur mit offenen Augen an, die Stände, die leidlich ſatt zu eſſen haben, laßt Eure Vorurtheile, Euern Dünkel einen Augenblick ſchweigen, wenn's möglich iſt, und Ihr müßt erkennen, das deutſche Volk in ſeiner Geſammtheit hat trotz aller ungünſtigen Verhältniſſe einen tüchtigen Schritt gethan auf der Bahn der geiſtigen Bildung. Ihr tadelt den Dünkel der Halbgebildeten? Der iſt durchaus natürlich, ſelbſt unvermeidlich. Menſchen, die unmöglich das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft überſehen können, überſchätzen das Wenige, was ihr Eigenthum geworden. Euer Schimpfen und Schelten heilt ſie nicht von ihrem Dünkel. Zeigt ihnen Eure geiſtige Ueberlegenheit! Das iſt das beſte Heilmittel. — Wer nicht blind iſt, der giebt zu, was die edelſten und gebildetſten Ausländer, was Engländer und Franzoſen anerkannt haben: Deutſchlands Volk iſt ein Volk tüchtiger, gediegener Geiſteskraft.

Soll ich von den ſittlichen Eigenſchaften der Deutſchen, von ihrer tiefen Gemüthlichkeit, ihrem tiefen religiöſen Sinn, ihrer Beſonnenheit, ihrer Treue, ihrer vertrauenden Gutmüthigkeit reden? ſoll ich an jene Tapferkeit erinnern, welche die Welt mehr als einmal angeſtaunt hat? Nein, von alledem rede ich nicht! Ich ſchreibe im Jahre 1849, in dem Jahre des Schreckens und der Erbärmlichkeit, der Mordgier und der bodenloſen Feigheit, in dem Jahre, in welchem die Männer von der Gothaer Treue den ſchmählichen Beweis geführt haben, wie wenig Wortbruch und Treu-

bruch den Deutschen stört. In diesem Jahre schreibe ich nicht von deutscher Gemüthlichkeit u. s. w. Die Begebenheiten sind zu neu. Die Erinnerung ist zu mächtig. Die Entwürdigung, die Schmach zu ungeheuer grost. Unter den Eindrücken dieses Jahres habe ich die Feder nicht in meiner Gewalt. Und die Tapferkeit sollte ich rühmen? die Tapferkeit eines Volkes, daß den Dänenkrieg und die badischen Mordthaten geduldet, das nicht die Männer zum Lande hinausgejagt hat, die so den Dänenkrieg geführt, so schändlich deutsches Blut vergossen haben? Nein, von der Tapferkeit dieses Volkes rede ich nicht. Im Uebrigen ist Tapferkeit, kriegerische Tapferkeit eine Tugend, die der Mensch mit dem Elephanten und dem Pferde theilt.

Laßt uns den Eindruck der nächsten Vergangenheit verwischen! Laßt uns zurückschauen in die ferne Vergangenheit! Ja, das deutsche Volk hat eine Zeit gehabt, in der es seines schönen Landes würdig war, eine Zeit, in der es keinem Volke Europa's einfiel, sich an Macht und Größe mit dem deutschen zu messen! Wir denken an die Zeiten, da die Ottone und Heinriche lebten, da der Glanz der deutschen Kaiserkrone alle Länder überstrahlte, und vor der Wucht des deutschen Kaiserschwertes die Völker bebten. Ihr kennt jenen großen Heinrich, den Städteerbauer, den bürgerfreundlichen Sieger, der dem König von Frankreich, Karl dem Einfältigen, die Ueberlegenheit deutscher Kraft kennen lehrte, die Slaven und Normänner, die Daleminzier und Milzier, die Heräber und Redarier, und wie sie Namen haben, die fernen, fremden Völker überwand, die Heeresmassen der mordenden Ungarn zerschmetterte und dem Dänenkönige Gorm

Ehrfurcht einflößte vor dem deutschen Namen. Ihr kennt jenen Otto I., Heinrich's Nachfolger (936), jenen ruhmgekrönten Kaiser, der das Gebäude der politischen Hoheit Deutschlands zur glorreichen Vollendung brachte. Was war Deutschland unter seiner Regierung! Wie groß, wie mächtig stand es da! Die Empörungen der mächtigen Herzöge schlug der gewaltige Kaiser nieder. Alle waren ihm unterthan. Alle mußten ihm und seinen kaiserlichen Gewaltsträgern Gehorsam leisten. Deutschland war Ein Reich, Eine Macht. Ob auch kleiner an Umfang als das heutige, — es war tausendfach größer als jenes Deutschland, welches von einem Friedrich Wilhelm vertreten, das Stirnrunzeln des Kaiser Nikolaus fürchtet und mit Dänemark einen Waffenstillstand schließt, so faul, so schimpflich, so niederträchtig, wie keiner in der Weltgeschichte. Auch unter ihm ließen es sich die Dänen einfallen, gegen Deutschland Etwas gelten zu wollen. Siegreich durchzog der Kaiser ihr Jütland und — ganz Dänemark lag zu seinen Füßen. Böhmens Herzog Boleslaus träumte von Selbständigkeit. Des Kaisers Schwert weckte ihn aus seinem Traum und der Herzog leistete Gehorsam. Die Wenden erhoben sich gegen den Kaiser und wurden unterworfen. Frankreichs König, Ludwig IV., dachte die Feinde des mächtigen Otto zu unterstützen, und seine Kriegsmacht wurde gebrochen in einer großen Schlacht. Die Ungarn, furchtbar an Zahl und Rüstung, drangen in Deutschland ein, tapfer, raublustig, ein barbarisches Heldenvolk. Am Lech ereilte sie Otto mit seinen Deutschen und in den Fluthen des Stroms, in der Wuth des grausigen Kampfes, auf schimpflicher Flucht fanden die Ungarn ihren Untergang. Der al-

Feind Otto's, jener Ludwig IV., der König Frankreichs, wird von Rebellen gedrängt. Mit demüthiger Bitte kommt der König Frankreichs zum deutschen Kaiser — und er ist gerettet. Das Rebellenheer zerstiebt vor den deutschen Streichen. Vor den geöffneten Thoren der Stadt Paris kehrt der großmüthige Sieger um in die deutsche Heimath, aber was vom lothringschen Reiche noch in französischen Händen war, das ward des Sieges Preis. Italien, das herrliche Land, die Perle Europa's, hatte durch blutige Wechsel der Herrschaft, durch blutigere Kämpfe der Mächtigen, durch priesterliche und weltliche Ehrsucht, durch Weiberränke und Männerschwert die äußerste Zerrüttung erfahren. Otto, zur Hilfe gerufen, kam, — und die eiserne Krone der Lombarden und bald darauf die römische Kaiserkrone schmückte sein Haupt. Ob auch die wankelmüthigen Römer die Treue brachen, ob Priester meineidig waren wie Fürsten, der deutsche Kaiser erzwang den Gehorsam. Was waren die Mächte Europa's gegen Deutschland! Und kennt Ihr den zweiten Konrad, den Salier, der von 1024 — 1039 in Deutschland herrschte? In schwerer Zeit, unter schwierigen Verhältnissen lenkte er das Staatsruder mit starker Hand. Durch persönliche Würde, durch die Energie seiner Maßregeln hielt er die trotzigen Fürsten in Zaum, so daß sie dem Reiche, dem einigen, dienen mußten. In allen Unternehmungen nach Außen offenbarte er die Kraft des Reichs und seine Würde. Er führte eine mächtige Herrschaft. Alle Nachbaren, die Ungarn, die Polen, die Franzosen, die Dänen fürchteten des Kaisers Schwerdt. Auf Burgund hatte der Kaiser Erbansprüche. Feinde, starke Feinde wollten

das köſtliche, reiche Erbe ihm ſtreitig machen. Aber wer widerſtand damals der deutſchen Macht? In drei Feldzügen ward der Feind vernichtet, und jene reichen Länder des ſüdöſtlichen Frankreich, die Provence, die Dauphiné, Lyonnais, Franche-Comté, außerdem Savoyen, und was von Helvetien nicht ſchon zu demſelben gehörte, vereinigte er mit dem Reich der Deutſchen. Toulon und Marſeille waren deutſche Häfen. Herrlicher als je ſtrahlte weithin über die Länder Europa's der Glanz der deutſchen Kaiſerkrone. Wer hätte ſich zu vergleichen gewagt mit dem, den Deutſchland ſeinen Kaiſer nannte? Welchem Volke fiel es ein, ſich neben das deutſche zu ſtellen! Und war es möglich, daß Deutſchlands Macht noch höher ſtieg, daß der Name der edlen Germania noch herrlicher glänzte, ſo geſchah es unter Konrad's Sohne, unter jenem jugendlichen Heinrich III. (1039 — 1056), der nicht bloß an Macht und männlicher Schönheit, ſondern an Kraft und Würde, an Geiſt und Tugend alle Zeitgenoſſen überragte, dem die Völker gehorchten aus treuer Liebe nicht minder als aus Ehrfurcht. Unter ſeiner Beherrſchung überragte Germanien ohne alle Frage alle Staaten der Chriſtenheit. Außer den ſechs gewaltigen deutſchen Herzogthümern, Alemannien, Bayern, Franken, Sachſen, Oberlothringen und Niederlothringen, gehorchten dem deutſchen Kaiſer die ſlaviſchen Herzogthümer Böhmen mit Mähren, Polen und Kärnthen, und drei Königreiche: Italien, Burgund und Ungarn. Gleich glorreich herrſchte der deutſche Kaiſer in allen Ländern. Der Böhmen Herzog, Bretislaw, maßte ſich königliche Herrſchaft an, aber bald zog das Reichsheer in Prag

ein, und der Herzog mußte mit seinen Edlen reuig gen Regensburg ziehen, um durch demüthige Bitte den zürnenden Kaiser zu versöhnen. Die Heeresmassen der verrätherischen Ungarn besiegte Heinrich in einer mörderischen Schlacht, zog als edler Sieger ein in Stuhlweißenburg, des Reiches Hauptstadt, und empfing dort von den Großen den Eid des Gehorsams, und den Eid der Lehnstreue von dem Könige Peter. In Italien wollte die alte Parteiwuth und das alte verbrecherische Unwesen wieder die Oberhand gewinnen. Drei Päpste bekämpften sich mit Ränken und mit Schwertern, drei „Statthalter Gottes" zertraten in teuflischer Herrschsucht das vielgeplagte Land. Da kam Heinrich. Mit ihm — Ordnung und Friede. Die drei Päpste standen demüthig vor seinem Richterstuhle, uud alle drei wurden sie ihrer Würde entkleidet. Durch des Kaisers mächtigen Willen wurden fortan die Päpste berufen und Keiner wagte, seine Oberherrlichkeit in Frage zu ziehen. Heinrich, der gewaltige und edle Kaiser, starb in der schönsten Manneskraft, im 39. Jahre seines ruhmreichen Lebens. Seine Regierung zeigt Deutschland auf der glänzendsten Höhe der Macht und Herrlichkeit. Mit seinem Tode beginnt Deutschlands Zerfall. — Was es sein kann, Dein großes, reiches Vaterland, was es werden kann durch die Kraft seiner starken, edlen Völker unter tüchtigen Kaisern, — Du weißt es, deutscher Leser. Reich ist es heute wie damals, groß wie damals, und die Arme und Fäuste seiner Bewohner, — sie sind heute markig wie damals. Was ist anders geworden? Die gewaltigen, mächtigen Kaiser waren Männer, edle, treue Männer, Männer voll Thatkraft und Heldenmuth,

ſtrenger gegen ſich als gegen Andere, Knechte ihrer großen Pflicht und des einmal verpfändeten Wortes. Sie forderten Gerechtigkeit, aber ſie übten ſie auch. Sie forderten, was des Königs iſt, aber ſie erfüllten auch, was dem Könige obliegt. Sie führten kein Schlaraffenleben auf den Polſtern der Wolluſt und Ueppigkeit, — ihr Leben war voll Mühe und Arbeit, voll Kampf und Drangſal. Sie waren Helden. Sie verdienten es, Könige zu ſein. Sie hatten ein Recht auf der Völker Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe. Leſer, lieber Leſer, vergleiche mit dieſen Männern — die Menſchen, die heute das Geſchick Deutſchlands lenken!

Unter Konrad und Heinrich hatte Deutſchland den Höhepunkt ſeiner Macht erreicht. Nach ihnen begann es zu ſinken. Aber noch Jahrhunderte hindurch blieb es groß und mächtig. Gewaltigen Erſchütterungen von Innen und Außen bot es Trotz. Herrlich blühten ſeine Städte in Süd und Nord. Handel und Gewerbe, — wer weiß nicht, wie reich, wie blühend ſie waren bis hinein ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert! Wer kennt nicht die Macht und die Thaten der Hanſa! Die Städte des deutſchen Mittelalters waren Sitze der Freiheit, der Bildung, des edlen Lebensgenuſſes. Ausgedehnte Freiheiten und Rechte gaben ihnen ſelbſtſtändige Regſamkeit, entwickelten die Kraft der Einzelnen wie der Gemeinweſen, begründeten unter den Stürmen des ritterlichen Fauſtrechts und der fürſtlichen Kämpfe einen geſicherten Rechtszuſtand innerhalb der Ringmauern der Städte, und ſtellten in den Reichsſtädten wie in den privilegirten Landſtädten ein herrliches Beiſpiel auf, mit wie herrlichen Denkmalen freie, durch edle Verfaſſung beglückte Menſchen ihr

Daſein bezeichnen. Die Kaiſer waren Schirmherren der Städte. Die Kaiſer waren eifrig, die Rechte und Freiheiten der Städte zu ſchützen. Unter ihrem Schutze entwickelten ſich frei und ungehindert durch Herkommen und Sitte oder durch Verträge und Geſetze die einheimiſchen Verhältniſſe. Ungeheuer wurde der Reichthum der Städte. Der ſchlichte Bürger, der Mann des Gewerbes aß an Feiertagen von goldenen und ſilbernen Geräthen, und großartig, fürſtlich war die Pracht bei den bürgerlichen Feſten. Der Handel nahm im Mittelalter andere Wege als in den neueren Jahrhunderten. Der Landweg über Deutſchland war es, der den Süden mit dem Norden verband. Die deutſchen Städte vertrieben die köſtlichen Waaren des Orients, die ſie aus Italien empfingen, nach den Ländern des Nordens, und fanden in dieſem wichtigen Verkehr eine ſtets ſtrömende Quelle reichlichen Gewinnes. Der rege Handelsgeiſt weckte den Geiſt der Kunſt, den Geiſt des Gewerbfleißes. Herrlicher wie jemals blühte das Gewerbe. Wenn Menſchen ſchwiegen, würden Steine ſchreien. Wenn die Geſchichtsbücher nicht ſprächen von dem Gewerbfleiß der deutſchen Bürger, ſo würden die Dome und Rathhäuſer als verſteinerte Geſchichte ihr herrliches Zeugniß laut in die Welt hineinſchreien. Das Gewerbe gab Reichthum wie der Handel, gab Selbſtgefühl und edlere Bildung, und die ſtolzen Patricier mußten das Recht des Handwerkers ehren. Der Handwerker nahm ſeit der Zeit der hohenſtaufiſchen Kaiſer Theil an allen Ehren des Regiments. Der Handwerker ſaß neben dem Patricier auf den Stühlen der Rathsherren. Der Handwerker ſtand mit gleichen Rechten und gleichen Ehren neben dem Handelsherrn. —

Der Norden Deutschlands war bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückgeblieben gegen den Süden. Da wurden auch die nordischen Städte groß und mächtig, und mit den reichen Städten am Rhein, mit Frankfurt am Main, mit Augsburg, Ulm, Nürnberg, Regensburg u. s. w. u. s. w., wetteiferten bald die Seestädte Lübeck, Bremen, Hamburg. Die Hansa wuchs an Umfang und Macht. Dunkel ist ihr Ursprung, aber hell vor den Augen der Welt liegt ihr gewaltiger Fortgang. Vom Ausfluß der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich ihr Bund. In England (London), in Holland (Brügge, später Antwerpen), in Norwegen (Bergen), in Rußland (Nowogorod) hatte sie Stapelplätze als Stützen ihres ausgedehnten Handels. Die Hansa herrschte auf den Meeren. Die Hansa hielt Dänemark und Norwegen im Zaum, und England war ihr ergebener Freund und Diener. Im Jahre 1285 zwang sie Norwegen durch eine siegreiche Seeschlacht zu vortheilhaften Bedingungen, und 1370 diktirte sie dem Dänenkönige Waldemar Attentag das Gesetz des Friedens. Die Hansa ist ein denkwürdiges Monument von der Macht geistiger und moralischer Kraft über physische Gewalt, ein ruhmwürdiges Monument der Kraft deutscher Bürger. Viel Gutes, was die Barbarei des ritterlichen Faustrechts und der fürstlichen Kämpfe nimmer hätte aufkommen lassen, viel Gutes auf dem Gebiete des Handels und der Civilisation geschah durch sie.

So war Deutschland. So blühte sein Handel. So regnete das Gewehre. So, so herrschten Otto, Konrad, Heinrich. Und jetzt? — — Armes, armes Deutschland!

III.

Deutschlands Schmach.

Deutschlands Schmach! — Es ist ein reichhaltiges, großes Gebiet, auf welches wir blicken bei diesem Wort. Deutschlands Schmach, des mit Füßen getretenen Vaterlandes Schmach und tiefe Erniedrigung, — ein unerschöpflicher Stoff für die schmerzensreiche Betrachtung.

Leser, habe ich nöthig, zu dir zu reden von Deutschlands Schmach? Redet von ihr nicht die ganze Welt? Zeugen für sie nicht tausend und abertausend Zungen? Sitzen über sie nicht die Jahrhunderte zu Gericht? Leser, Du kennst diese Schmach. Du siehst sie. Du fühlst sie in Deinem Zorn über verächtliche Fürsten und feige Völker, über all' die Schande, die man der einst so edlen Germania angethan. Ja, Du kennst sie. Jede Fiber Deines Herzens empört sich, die Flammen eines heiligen Zornes lodern in Dir auf, wenn Du das heilige Vaterland all' seiner Macht all' seiner Herrlichkeit so schändlich beraubt siehst. Du kennst sie, Leser. Ich schreibe mein Buch nicht für Jene, die das Paradies immer da finden, wo es ihnen wohlgeht, wo ihr Weizen blüht, nicht für die Stockphilister, die hinter ihren Geldsäcken, hinter ihren Adelsdiplomen, ihren Titeln und Orden den Blick in die Tiefe verloren haben und nur auf den Sonnenblick achten, der vom Antlitz gottesgnädiger Majestäten auf sie fällt. Ich schreibe mein Buch für redliche Männer, für Männer, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck

haben, gleichviel ob arm oder reich, vornehm oder gering. Solche Männer können ſich noch ſchämen, können noch zürnen und haſſen. Sie nennen das Schändliche ſchändlich, das Niederträchtige niederträchtig, und haſſen das Eine wie das Andere. Und wenn ſie dich, du theures, heiliges Vaterland, du edle Germania, du reiches Land des überſtrömenden Gottesſegen, wenn ſie dich zerriſſen und zerſtückelt ſehen, verachtet, geſchändet, der frechen Willkühr ſchutzlos preisgegeben; wenn Du, deutſches Volk, Du Volk mit dem treuen Herzen und dem kindlich vertrauenden Gemüth, Du Volk der ſennigen Arme und der markigen Fäuſte, wenn Du entwürdigt wie eine Sclavenbande, in knechtiſcher Demuth die Füße küſſend, die Dich zertreten, und die Hände ſegnend, die Dich zerſchlagen, wenn Du verkauft, verrathen, belogen und betrogen vor ihnen ſtehſt, — dann brennt es wie Feuerflammen in ihren Herzen und auf's Neue geloben ſie es, ſich hinzugeben mit Leib und Seele dem Kampfe für das Vaterland!

Du kennſt, Leſer, des Vaterlandes Schmach. Und doch muß ich von ihr reden. Ich muß Dich in die Vergangenheit zurückführen, damit Du die Gegenwart verſteheſt. Ich muß Dir die Gefahren der Ohnmacht zeigen, damit Du nicht in thörichte Sicherheit Dich einwiegeſt. Ich muß Dir das traurige Bild vor die Augen halten, damit es Dich — erzürne, empöre, begeiſtere! Alſo zurück in die Vergangenheit!

Der dreißigjährige Krieg war beendet, der namenlos ſchreckliche Krieg, der ein volles Menſchenalter hindurch auf Deutſchland gelegen. Deutſchland glich einer Wüſte. Aſchenhaufen ſtatt der Dörfer, Trümmer ſtatt der Stätten kräftigen Lebens, Dornengeſtrüpp, wildauf-

ſchießendes Gebüſch, wo einſt die Ackerfelder ſegneten und die üppigen Wieſen blühten. Bis in ſeine verborgenſten Winkel war Deutſchland mit Blut getränkt und mit Trümmern erfüllt. Muthlos trauerte der Landbau. Verzweifelnd war der Gewerbfleiß aus den zerſtörten Werkſtätten entflohen. Alle friedliche Kunſt, Wiſſenſchaft und Sitte hatte das unglückliche Vaterland verlaſſen, war entflohen vor dem wüſten Kriegslärm der dreißig ſchrecklichen Jahre. Wie kräftig, wie mächtig der Menſch im Zerſtören iſt, — Deutſchland hatte es erfahren. Leſer, iſt Deine Einbildungskraft rege? Kannſt Du Dir alle die Greuel vor die Seele rufen, die in dem Worte „Krieg" verborgen ſind? Denke Dir das Grauenvollſte, das Schrecklichſte, denke dir das, was das Blut erſtarren macht und im Entſetzen den Schlag des Herzens hemmt; — Deutſchland nach dem dreißigjährigen Morden zeigt Dir doch noch Grauenvolleres, noch Schrecklicheres. Und wer hatte Deutſchland alſo geſchlagen, alſo ganze Geſchlechter ins Grab geworfen und das Elend von Norden nach Süden, von Oſten nach Weſten gejagt? Waren es Deutſchlands eigene Söhne? War es der Bruderkrieg, das Schrecklichſte der Schrecken? Hat Religionshaß, hat kirchlicher Fanatismus all' die himmelſchreienden Greuel vollbracht? Leſer, in dem Allen würde noch einiger Troſt liegen. Brüder können ſich entzweien und es iſt fürchterlich, aber die Brüder können, ob vom Wahne geblendet, vom Zorn überwunden, doch edel und ſtark und achtungswerth ſein. Religionshaß hat die Erde mit Blut gedüngt, Fanatismus hat im Namen Gottes Schandthaten über Schandthaten vollbracht. Und doch erinnert er an das Edelſte in der Menſchen-

bruſt, doch haben die Kriege, die der Fanatismus angeſchürt, mehr Troſt, als die Kriege der Kabinetspolitik und der Gewaltherrſchaft. Was fügt im dreißigjährigen Krieg zum Elend die Schande? Dem Auslande war Deutſchland Preis gegeben. Ausländer verwüſteten Deutſchland, vergoſſen deutſches Blut, führten Deutſche gegen Deutſche. Fremde Eroberer hatten ſich Deutſchland zum Ziele erſehen. Schweden und Franzoſen eroberten deutſches Land auf deutſchem Boden. Haben nicht Schweden lange Jahre hindurch in Deutſchland den Herrn und Meiſter geſpielt? Haben nicht deutſche Fürſten vor ſchwediſchen Staatsmännern ſich in den Staub geworfen? Hat nicht der edelſte und ſtärkſte der deutſchen Fürſtenſöhne damaliger Zeit, Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, im Solde Frankreichs geſtanden? Das iſt das Schmachvolle! Sage nicht, Guſtav Adolph, der große Schwedenkönig, hat den Proteſtantismus in Deutſchland gerettet, iſt Deutſchlands Wohlthäter geworden. Sage das nicht! Guſtav Adolph war ein frommer Held. Er mochte vor ſeinen Bewußtſein und vor der Welt ſeinen Einfall in Deutſchland durch Worte religiöſer Begeiſterung rechtfertigen. Aber jedenfalls war er ein zu verſtändiger König, als daß er ohne Hoffnung zeitlichen Gewinnes ſein Volk in gefahrvollen Krieg geſtürzt hätte. Guſtav Adolph wollte mit dem Blut ſeiner Schweden deutſches Land erkaufen, und wir ſollen Guſtav Adolph preiſen? ſollen ihm danken für den Schutz des Proteſtantismus? Er mag es ſehr gut gemeint haben, und wir blicken mit Freuden auf die edle Heldengeſtalt. Aber welchem Deutſchen blutet nicht das Herz, wenn er neben dieſer Heldengeſtalt die erbärmlichen deutſchen Fürſten

und Völker sieht, die ihres Ruhmes und ihrer Ehre und ihres Vaterlandes vergessen. Hätten sie ihr Vaterland geehrt und geliebt, wahrlich, sie hätten entweder gegen den Ausländer um ihren Kaiser sich geschaart und lieber den Protestantismus als das Vaterland preisgegeben, oder aber treu und fest zum Ausländer gehalten, mit seiner Hilfe dem Reiche der Habsburger ein Ende gemacht, ein neues Kaiserthum unter Gustav Adolph gegründet und so das Vaterland und den Protestantismus zugleich gerettet. Der deutsche Kaiser hätte dann über Schweden geherrscht und die Zeiten des dritten Heinrich hätten wiederkehren mögen. Jetzt ist Deutschland völlig zerstückelt von den Tagen des dreißigjährigen Krieges an und — wird vor der Hand noch lange zerstückelt bleiben. Schweden und Franzosen dictirten endlich, jene zu Osnabrück, diese zu Münster, dem deutschen Reich mit seinem Kaiser und allen seinen Fürsten das Gesetz des Friedens. Schweden und Franzosen dachten zuerst an sich. Schweden und Franzosen bekamen zum Lohn dafür, daß sie Deutschland verwüstet hatten, schöne, herrliche Länder zum Eigenthum. Das ganze wunderliebliche Elsaß, Straßburg und zehn andere Städte der Landvogtei Hennegau ausgenommen, fiel an Frankreich, Pommern zum größten Theil nebst den Herzogthümern Bremen und Verden kamen an Schweden. Zudem ward das Band gelöst, welches bis dahin die vereinigten Niederlande an das deutsche Reich geknüpft hatte, hörte die Schweiz auf, ein Glied am deutschen Reichskörper zu sein.

So waren den Reichsfeinden die Gränzen geöffnet. So hatten die Reichsfeinde festen Fuß gefaßt auf deut-

ſchem Boden. Allein — war der Länderverluſt das Schmachvollſte? Wir könnten ihn verſchmerzen. Auch der Starke und Gewaltige kann im Kampfe unterliegen, kann gezwungen ſein, dem Räuber die Beute zu laſſen. Aber der Starke läßt ſich nimmer vom frechen Feinde verhöhnen. Der Starke weiß ſich Achtung zu erzwingen auch in der Niederlage. Mit welchem Hohn traten die Franzoſen auf gegen die ehrlichen Deutſchen! Mit welcher Verachtung dictirten ſie mitten in ihrem Lande den Deutſchen den Frieden! „Gerade in den Gegenden," ſo ſeufzt ein gleichzeitiger vaterländiſcher Schriftſteller, — „gerade in den Gegenden, wo die freien Väter den ſtolzen Varus ſchlugen, bieten jetzt waffenloſe Ausländer uns zum Hohne, ohne Legionen allen Deutſchen Trotz und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erſcheinen. Sie ſprechen, wir hören's als Orakel an. Sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern. Sie drohen und wir zittern wie Sclaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe*), hier aus Stockholm, dort aus Paris auf den Tiſch geworfen wird, freuen oder ängſtigen wir uns. Was bleibt uns übrig als der Tod. Die Feinde beſchließen, welche Feder ſie dem römiſchen Adler entreißen und dem fränkiſchen Hahne einſetzen wollen. Wir, uneinig mit uns ſelbſt bis zum letzten Athemzuge, verlaſſen über den Götzen fremder Völker unſere eigene ſchützende Gottheit und opfern Jenen Leben, Freiheit

*) Zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens führte in Frankreich nach Ludwigs XIII. Tode deſſen Gemahlin die Regentſchaft. In Schweden regierte die Tochter Guſtav Adolph's.

und Ehre auf!“ So klagt der wackere Deutſche. Wer ſtimmt nicht ein in ſeine Klagen?! Habe und Ehre hatten die Deutſchen geopfert. Aber hatten ſie Frieden erkauft durch das ſchmähliche Opfer? Die Franzoſen hielten noch lange die eroberten Feſtungen beſetzt. Den Schweden waren im Friedensſchluß außer den ſchönen Ländern des deutſchen Nordens fünf Millionen Thaler verheißen. Fünf Millionen Thaler, damals, nach dreißigjährigem Elend, nach völliger Verwüſtung des Landes! Sie waren nicht zu erſchwingen. Aber die Schweden wichen nicht, bis der letzte Heller bezahlt war. Zwei Jahre lang blieben ſie, lebten ſie auf Koſten der Einwohner. Zwei Jahre lang mußte das arme Deutſchland dieſen drückenden Gäſten täglich zu ihrem Unterhalt 17000 Rthlr. bezahlen und zuletzt — die fünf Millionen! Ja, im Münſterlande brandſchatzten ſchwediſche Regimenter noch ſechs Jahre nach dem Frieden, und ganz Deutſchland hatte nicht die Macht, die ſchwediſchen Regimenter zu zügeln. Noch mehr! Der Herzog Karl von Lothringen war von den Franzoſen aus ſeinem Lande vertrieben. Dafür entſchädigte er ſich am deutſchen Rhein. Er hielt Feſtungen beſetzt, machte Eroberungen, forderte Durchmärſche und Brandſchatzungen, — mitten im Frieden, im Angeſicht des geſammten deutſchen Reichs! So weit trieb er die Frechheit, daß er dem Kaiſer die Herausgabe ſeiner „Eroberungen“ für eine Entſchädigung von 300,000 Rthlr. anbieten ließ! Die rheiniſchen Fürſten lärmten, ſchrieen und jammerten um Hilfe! Die kaiſerliche Majeſtät gab ihnen den freundſchaftlichen Rath, ſich für die geforderten 300,000 Rthlr. loszukaufen, und — ſie kauften ſich los! Der Räuber erhielt den Preis! Branden-

burg und der niederſächſiſche Kreis wollten Truppen gegen den Räuber ſenden, ihm mit Schwerdtſtreichen das Geld auf den Rücken zu zahlen. Der Wille war gut. Aber — man konnte ſich nicht vereinigen. Man zankte ſich, man ſtritt, — wie viel Officiere katholiſch und wie viele evangeliſch ſein ſollten!! Das geſchah in Deutſchland. In die tiefſte und allgemeinſte Verachtung war Deutſchland geſunken. Wie auf ein Lumpenvolk von Bettlern ſah das Ausland, ſah namentlich der Franzoſe auf das deutſche Volk. Und der Deutſche fühlte die Verachtung. Er ſchämte ſich. Er wollte ſich die Achtung des bewunderten und beneideten Franzoſen erringen. Wie fing er es an? Was that er? Er verleugnete ſich ſelbſt, verſteckte ſeine Vorzüge, erniedrigte ſich völlig zum Sclaven des Franzmannes und — ward ſein Affe. Die Franzoſen waren ſchon damals das Volk der Prachtliebe, der Eleganz, des feinen geſelligen Tones. In Maſſen führte, ſie der Krieg und der Friedensſchluß nach Deutſchland, und der Deutſche war entzückt über die feinen Manieren, das zierliche Weſen der ſchlauen, treuloſen Ausländer. Der Deutſche ſchämte ſich ſeiner Gradheit, ſeines biedern, derben Weſens. Er wollte fein ſein und zierlich wie der Franzoſe und machte ſich lächerlich. Er reiſte nach Paris, um franzöſiſches Weſen, franzöſiſche Sitte zu lernen, und machte ſich verächtlich durch Plumpheit und Ungeſchick. Er ließ franzöſiſche Sprachmeiſter ins Land kommen und ſchändete ſeine ſchon damals kraft- und klangvolle Sprache durch franzöſiſche Brocken. Der Titel Jungfrau mußte den Demoiſelles Platz machen und der ſchöne Name der deutſchen Frau wich den Dames. Mit den franzöſiſchen Titeln drang der franzöſiſche Luxus, die franzöſiſche Mode in die

deutſchen Bürgerfamilien. Mit Sammt und Seide, mit Gold und Perlen behängte das deutſche Weib, bis dahin ſo einfach und ſchlicht, den auch in anderer Hinſicht entweihten Leib, und jede Mode, ob ſie barok bis zum Unſinn war, ob ihre Schamloſigkeit jedes reine Gemüth entrüſtete, war geheiligt, wenn ſie aus Frankreich kam. Es iſt luſtig zu leſen, wie ein wackerer Deutſcher, der Hamburger Lauremberg († 1658), in naiven und kernigen Gedichten ſeine Landsleute, die franzöſirenden deutſchen Narren und Närrinnen ſchildert. Ja, luſtig zu leſen, und doch empörend! Es iſt Wahrheit: die Deutſchen, inſonderheit die der höhern Stände, waren ein Volk feiger, verächtlicher Narren geworden. Sie rühmten ſich der franzöſiſchen Bildung und Sitte und ſchämten ſich nicht, wieder und wiederum das heilige Vaterland den ſchlauen, tapfern, rechtverachtenden Franzoſen preiszugeben.

Dem dreißigjährigen Kriege folgte kein dreißigjähriger Friede. Wir ſchweigen von dem Kriege gegen die Türken, zu dem der deutſche Kaiſer als König von Ungarn ſchon zwölf Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden gezwungen war, und dem es an Troſt und Ruhm nicht ganz fehlte. Nachdem Tauſende von Menſchen erſchlagen, Hunderte von Städten und Dörfern verwüſtet waren, errang der deutſche Kaiſer einen Frieden, der zwar ohne Gewinn, — daran durfte ein deutſcher Kaiſer nicht denken, — doch auch ohne allzuſchwere Verluſte war. Anders war es in den Kriegen, zu welchen Ludwig XIV. von Frankreich die Deutſchen zwang. Er wüthete in den Niederlanden und bedrohte das Rheinland und Weſtphalen ſeit 1672. Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eine große Er-

ſcheinung in der ſchmählichen Zeit, beſorgt vor ſeinen weſtphäliſchen Ländern, will den Niederländern zur Hilfe eilen. Ein kaiſerliches Heer verbindet ſich mit dem ſeinigen. Aber ſchändlicher Verrath eines kaiſerlichen Miniſters, ſchändliche Treuloſigkeit der deutſchen Fürſten am Rhein, der Kurfürſten von Trier, Mainz und der Pfalz, die es mit dem Feinde hielten und den Deutſchen Hinderniſſe über Hinderniſſe in den Weg legten, machen das kühne Unternehmen zu Schanden. Das treffliche Heer des edlen Brandenburgers geht zu Grunde, und Ludwig ſieht lachend den verkehrten Deutſchen zu. Nichts mäßigt jetzt mehr ſeinen Uebermuth. Hohnlachend fügt er Beleidigung auf Beleidigung. Mitten im Frieden raubt er auf dem Rheine deutſche Kaufmannsgüter, läßt er die Brücke bei Straßburg abbrennen, verwüſtet er das Trierſche und Kölniſche auf wiederholten Durchzügen, bringt er freie Reichsſtädte im Elſaß unter franzöſiſche Botmäßigkeit. Er will Deutſchland beleidigen. Er will den Kaiſer reizen. Er ſehnt ſich nach einem Kriege mit Deutſchland, weil er eines vortheilhaften Friedens gewiß iſt, weil es ihm nicht einfällt, vor dem deutſchen Schwerte auch nur einigen Reſpect zu haben. Und die Deutſchen? die deutſchen Fürſten? Hätten ſie Ehrgefühl gehabt, ſie hätten ſchäumen müſſen vor Wuth. In hellen Haufen hätten ſie mit ihren Schaaren dem Rheine zuſtrömen müſſen, ihren Brüdern zur Hilfe, dem frechen Räuber zur nachdrücklichen Strafe. Aber was thun ſie? Ehre halber entſchließen ſie ſich zum Kriege, endlich, nach langem Zögern, und — nach vielen demüthigen Beſchwerden beim Herrn Ludwig. Langſam und bedächtig ſchicken die Fürſten ihre Truppen.

Während Ludwig in ſtolzer Siegeszuverſicht vorſchreitet, — zanken ſich die Herren Deutſchen über die Zahl katholiſcher und evangeliſcher Officiere, rücken ſehr langſam vor, ſpielen die Eiferſüchtigen gegen die verbündeten Niederländer, laſſen eine günſtige Gelegenheit nach der andern vorübergehen und verpaſſen mehr als einmal die rechte Zeit. Unterdeß erkämpft Turenne, der Held Frankreichs, einen Sieg nach dem andern. Die Pfalz, das blühende Land, wird verwüſtet, viele Städte des Oberrheins werden in Aſche gelegt, der ganze Breisgau mit gleicher Barbarei verwüſtet. Im Jahre 1676 machen die Franzoſen einen großen Landſtrich an der Saar, eine Gegend der blühenden Städte und geſegneten Gefilde, mit Feuer und Schwert völlig zur Wüſte, alſo, daß auf vierzehn Meilen Wegs das Auge nichts als Brandſtätten und verödete Felder ſah! Mordbrennereien, Blutbäder folgen Jahr auf Jahr. Die Bewohner der heimgeſuchten Gegenden, die den Mißhandlungen entrannen, flohen in die Wälder und kamen dort vor Hunger und Kälte um. So ſchleppte ſich der Krieg Jahrelang hin. Die Deutſchen vermochten nichts gegen die mordbrenneriſchen Franzoſen. Das Elend ihrer Landsleute war grauenerregend, aber ſie vermochten nichts. Auch nicht einen der eroberten Plätze nahmen ſie den Franzoſen ab. Der Friede, der den Krieg endete, entſprach dem ſchandvollen Kriege. In die traurige, über die Maßen ſchmachvolle Zeit fällt ein Lichtſtrahl. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt lebte! Sein mächtiges Schwert hatte die Schweden getroffen, hatte den wunderherrlichen Sieg bei Fehrbellin über den gefürchtetſten, kriegerfahrenſten Feind ſeiner Zeit erfochten,

Stralſund, Greifswalde und die Inſel Rügen erobert, hatte den Schweden hinausgejagt zum deutſchen Lande. Mit Recht findet der Brandenburger Troſt, wenn er auf ſeinen Friedrich Wilhelm blickt. Der Deutſche trauert. Friedrich Wilhelm's Siege machte die kaiſerliche Eiferſucht, machte die Erbärmlichkeit des ganzen übrigen Deutſchland zu Schanden. Die Schweden nahmen ihr Pommern wieder in Beſitz. Auch nicht eine Stadt durfte Friedrich Wilhelm behalten. Alſo gebot des fränkiſchen Königs Machtwort. Deutſchland trauert. Und doch — ein Friedrich Wilhelm wie dieſer deutſche Mann, wie dieſer Held von Fehrbellin, ein ſolcher Friedrich Wilhelm an der Spitze des einigen Deutſchland, — mögen dann zehn Ludwige kommen, wir fürchten ſie nicht! Deutſchland zittert nicht vor ihnen, Deutſchlands Bewohner kommen nicht in den Wäldern um vor Hunger nnd Elend. Freilich — wo iſt ein Friedrich Wilhelm! wo iſt das einige Deutſchland, das im Bewußtſein ſeiner Macht nicht zittert und nicht zagt?!

Noch war das Maß der Schmach und Schande lange, lange nicht voll. Jener Ludwig war eine Geißel Gottes, war ein Schwert, das Gott gegen die Deutſchen richtete, ſie zur Erkenntniß ihrer Erbärmlichkeit zu bringen. Er hatte Frieden geſchloſſen mit dem deutſchen Reich. Die Waffen ruhten. Mit altem Fleiß und neuer Hoffnung baute der Pfälzer, baute der Rheinländer die niedergebrannten Wohnungen wieder auf. Mächtiger als der Menſch im Zerſtören iſt die Natur im Wiederherſtellen, — nach ewigen Geſetzen keimt aus der Zertrümmerung neues Leben. Weinberge und Felder zogen eine liebliche Decke über die Schand-

thaten der Menschen. Sie waren bereit, die Thränen zu trocknen und ihren geschlagenen Bebauern neue Zuversicht ins Herz zu gießen. Da zog ein neues fürchterliches Ungewitter herauf! König Ludwig suchte neue Beute. Er war der Wolf, der auf der Lauer lag, die Deutschen waren die Schafe, ihre Fürsten die Miethlinge. In mehren Friedensschlüssen waren Länder an Frankreich abgetreten „sammt allen ihren Dependenzien." Der Sinn der unterstrichenen Worte war klar. Was zur Zeit des Friedensschlusses zu den abgetretenen Ländern gehörte, das sollte mit ihnen an Frankreich fallen. Ludwig verstand es anders. Was irgend einmal, zu irgend einer Zeit zu den Ländern gehört habe, bis hinab auf die Zeit des uralten Königs Dagobert, das gehöre ihm von Rechtswegen! So behauptete Ludwig. Gerichtshöfe, sogenannte Reunionskammern, mußten untersuchen, auf welche Städte und Länder er derartige Rechtsansprüche habe, und ihren Aussprüchen folgten seine Gewaltstreiche auf dem Fuß. So nahm er ganz Zweibrücken, Saarbrück, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg und viele, viele andere Städte und Districte, mitten im tiefsten Frieden als „Dependenzien der abgetretenen Länder" in Besitz. Kaiser und Reich waren starr vor Schreck! In aller Eile schicken sie sehr ausführliche Gegenvorstellungen nach Paris, ordnen einen Congreß zu Frankfurt an und bitten Herrn Ludwig demüthig, dorthin Gesandte zu schicken zur gütlichen Ausgleichung der Sache. Herr Ludwig verspricht's und die ehrlichen Deutschen sind der festen Hoffnung, der Räuber werde seine Beute gutwillig wieder fahren lassen. Sie erholen sich von ihrem Schreck,

aber — Ludwig trägt Sorge, daß die Erholung ſie nicht allzuſehr kräftige. Noch ehe der Congreß in Frankfurt eröffnet war, läßt er Straßburg, die große, reiche deutſche Stadt, eine der wichtigſten und mächtigſten Reichsſtädte, der Schlüſſel zum Innern von Deutſchland, die Stadt, über welche der weſtphäliſche Friede ausdrücklich beſtimmte, daß ſie Deutſchland verbleiben ſolle, dieſe Stadt, auf deren Erhaltung das ganze deutſche Reich den allergrößten Werth legen mußte, läßt er am 29. September 1681 durch ſeine Gewaltshaufen beſetzen und für ſein „rechtmäßiges" Eigenthum erklären. Die Einwohner müſſen ihm huldigen, das Zeughaus einräumen, alle Waffen abliefern. Bald hält er mit ungeheurem Pomp ſeinen ſiegreichen Einzug! — Leſer, — was thaten jetzt die deutſchen Fürſten? Sie verſahen ihre Geſandten auf dem Reichstage von Regensburg mit ſehr ausführlichen Inſtructionen. Und was thaten dieſe Geſandten? Rüſteten ſie in patriotiſchem Zorne, erglühend vor Schaam und Unwillen, die Mittel zur gemeinſamen Vertheidigung gegen den Reichsfeind? Leſer, — als Ludwig deutſche Städte und Diſtricte wegnahm, als Ludwig die freie Stadt Straßburg beſetzte, — als er dem Vaterlande die denkbar größte Schmach anthat, da — — — zankten ſich die Männer, die des geſchändeten Vaterlandes Ehre berathen ſollten, über das Prädicat Excellenz, über rothbeſchlagene Stühle und — runde oder eckige Tiſche! Leſer, die Geſandten der Kurfürſten wollten Excellenzen heißen, aber die Geſandten der Fürſten ſollten nicht ſo heißen. Die Geſandten der Kurfürſten wollten bei Gaſtmählern auf rothausgeſchlagenen Stühlen ſitzen, die Geſandten der Fürſten ſollten

— grüne Stühle haben! Die Gesandten der Kurfürsten wollten von Edelknaben bedient sein, — hinter den Stühlen der fürstlichen Gesandten sollten — gewöhnliche Lakeien stehen! Die Gesandten der Kurfürsten wollten mit goldenen Messern und Gabeln essen, die der Fürsten — mit silbernen! Leser, über dergleichen nichtswürdige Zänkereien entstand die heftigste Erbitterung, ging die kostbare Zeit verloren, verlor man den hochwichtigen Zweck der Berathschlagung oft völlig aus den Augen. Leser, als der Reichsfeind den Schlüssel des Reichs genommen, als der Reichsfeind das Reich mit Füßen getreten hatte, hatten dergleichen Nichtswürdigkeiten Platz in den Herzen deutscher Männer!! Jahre vergingen und — es geschah Nichts! Die Anmaßungen der Franzosen wurden immer größer, aber — es geschah Nichts! Ludwig lachte vor Freuden, die französischen Krieger machten es sich bequem in den geraubten Städten, aber — es geschah Nichts! Ludwig nahm sich die großen Städte Luxemburg und Trier, bot Friede und Freundschaft an, wenn man ihm nur das geraubte Gut lassen wolle. Da geschah etwas. Das heilige Römische Reich schloß 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Ludwig, — aber Ludwig — behielt was er hatte!! Allerdings war der Kaiser damals von einem zweiten mächtigen Feinde bedrängt. Die Türken wütheten in Ungarn, mordeten und raubten in Oesterreich und drohten Wien zu erstürmen. Da zeigte sich einmal wieder die Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer des deutschen Kriegers. Da standen einige Reichsfürsten treu zum Kaiser und der Herzog Karl von Lothringen bewährte sich als großer Feldherr. Gleichwohl

mußte der Polenkönig Johann Sobieski das Meiſte thun zur Rettung Wiens, und als es galt, den flüchtigen Feind mit Macht zu verfolgen, da — riß der Fürſten Zwietracht das deutſche Heer auseinander und noch Jahrelang hauſten die Türken in Ungarn. Ludwig hatte die Zeit des Waffenſtillſtandes benutzt, neue Heere gerüſtet, neue Kräfte geſammelt. Im Jahre 1688 erklärt er dem Reiche den Krieg, überfluthet ſofort mit ſeinen plündernden, mordgierigen Heeren die Pfalz, Franken und Schwaben, erobert Speier, Worms, Mainz, Stuttgart und bringt durch fürchterliche Brandſchatzungen, durch Plünderung des platten Landes Deutſchland zur Verzweiflung. Unterdeß berathſchlagt man in Regensburg ſehr gemüthlich, unter ſorgfältigſter Beobachtung aller Förmlichkeiten, aller möglichen kurfürſtlichen und fürſtlichen Rangverhältniſſe, wie einem ſolchen Feinde wohl begegnet werden müſſe, und endlich nach einem halben Jahre, nachdem ein gut Stück Deutſchlands bereits verwüſtet, nachdem Tauſende ermordet, die wichtigſten Städte erobert waren, macht man in Regensburg die Entdeckung, daß dieſer Feind wirklich — ein Reichsfeind, und der Krieg — ein Reichskrieg ſei! Nun denken die Herren Fürſten allmählig daran, Truppen zu werben und auszurüſten, natürlich mit tiefſter deutſcher Gemüthlichkeit. Aber ſie rüſten doch, und Ludwig, der ſeine Waffen zu gleicher Zeit gegen England, Spanien und die Niederlande zu richten hat, macht zum Schutz der Gränze ſeines Landes einen breiten Landſtrich auf beiden Seiten des Rheins zur Wüſte! Die Einwohner werden geplündert und verjagt. Auf den Knieen, mit Händeringen flehen ſie um Gnade, — es hilft nichts,

— ſie ſelbſt müſſen ihre Wohnungen in Brand ſtecken. So werden Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Speier, Worms, Offenbach, Kreuznach, Oppenheim, Pforzheim, Baden, Raſtatt und viele, viele andere Städte und eine Unmaſſe von Dörfern dem Erdboden gleichgemacht. Ihre wohlhabendſten Bewohner, wenn nicht der Tod ſie von allem Elend erlöſt hat, ſind heimathloſe, nackte, elende Bettler! Wie, Leſer, Du biſt empört über Ludwig und ſeine Franzoſen? Ludwig war ein Räuber und die Franzoſen waren Unmenſchen, das iſt keine Frage. Aber gemeiner, verächtlicher, niederträchtiger waren die Deutſchen, die ſo ihr ſchönes Vaterland den Räubern und Unmenſchen Preis gaben! Hatten ſie nicht markige Fäuſte? Hatten ſie nicht Schwerter und Roſſe? Hatten ſie nicht Alles, was der Krieg fordert? Hatte nicht einſt Europa vor Deutſchland gezittert? Und wie, entflammten denn alle die Greuel, entflammte das grauenhafte Elend, die grauenhafte Schmach die Deutſchen endlich zur begeiſterten Kriegführung? Ein ſtattliches Heer kommt zuſammen. Die Kurfürſten von Baiern, Sachſen und Brandenburg ſtehen zum Kaiſer und der tapfere Herzog von Lothringen iſt ein großer Feldherr. Auch gelingt es, die Franzoſen aus einigen größeren und kleineren Städten zu vertreiben. Da ſtirbt (April 1690) der Herzog Karl und — mit den Siegen der Deutſchen hat's ein Ende! Immer feſteren Fuß faſſen die Franzoſen in Deutſchland. Immer heller leuchtet Deutſchlands Erbärmlichkeit. Immer deutlicher tritt ſeine Schwäche hervor Frankreich gegenüber. Frankreich muß ſeine Heere zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen ſenden; — Deutſchland, das wei-

land ruhmgekrönte Deutschland hält es nebenbei im Schach. Endlich ist's, als ob Etwas vom alten germanischen Geiste erwacht. Die Fürsten ermannen sich. Sie thun das Beste mit ernstem Willen. Eine Macht kommt zusammen, Deutschlands würdig (1691). Die Fürsten sprechen von einmüthigem Handeln, von fester Eintracht u. dergl. m., gerade wie in unseren Tagen. Aber es war eben nur ein Sprechen. Deutschland war zerrissen, auch in dieser fürchterlichen Noth, in dieser Allen drohenden Gefahr war es zerrissen. Der Kaiser hatte sein Heer und die Reichsfürsten hatten das ihrige. Der Kaiser hatte seinen Feldherrn und die Reichsfürsten hatten den ihrigen. Beide zankten sich um die Wette, Keiner wollte den Befehlen des Andern gehorchen, Keiner dachte an die Macht des Feindes, an die furchtbare Schmach, an das Elend des Vaterlandes, Keiner schien zu wissen, daß nur Eintracht überwindlich macht, und darüber — ging Alles verloren. Die Franzosen kamen vor wie nach über den Rhein, brandschatzten deutsche Städte, verwüsteten deutsche Länder und — Niemand war da, der es ihnen wehren konnte. Im folgenden Jahre stand wieder ein wackerer Mann an der Spitze der deutschen Heere, Prinz Ludwig von Baden. Allein — das Heer war zusammengeschmolzen, die Reichsfürsten hatten den Muth und den Eifer verloren. Ob der Kaiser befahl, bat, flehte, — die Fürsten unterstützten ihn immer schwächer und schwächer. Sie hatten Besseres zu thun, — sie zankten sich in Regensburg um eine neue Kurwürde! O, du schmähliches Deutschland! Du bist beraubt, mit Elend und Schmach überfluthet, — da zanken sich deine Fürsten um

Nichtswürdigkeiten! Der Krieg dauerte bis tief ins Jahr 1697 hinein. Da ward Friede geschlossen. Das heißt, Ludwig erwartete anderweite Geschäfte, hatte deshalb mit England, Holland und Spanien Frieden gemacht und wollte für den Augenblick Frieden auch mit Deutschland. Da dictirte er sehr gnädig des Krieges Ende, gab Einiges von dem geraubten Gut wieder, behielt, was ihm am meisten behagte, und Deutschland bedankte sich für gnädige Strafe!

Und immer deutlicher trat Deutschlands gränzenlose Erbärmlichkeit hervor. Wiederum entbrannte fürchterlicher Kampf mit Frankreich (1701—1714) wegen der Erbfolge in der spanischen Monarchie. Den Kaiser riefen Pflicht und Recht zum Kriege, auch thatkräftiger Eifer, da es den Glanz und die Macht seines Hauses galt. Aber das deutsche Reich? Zwei Fürsten, die von Brandenburg und Hannover, standen zum Kaiser. Die Wittelsbacher in Baiern und in Köln und die Herzöge von Braunschweig und Wolfenbüttel schlossen ein Bündniß mit dem Reichsfeinde gegen den rechtmäßigen Landesherrn! Andere erklärten sich neutral, neutral in einem Kriege des deutschen Kaisers gegen den Räuber Ludwig. Der Kurfürst von Sachsen endlich war König von Polen geworden und führte mit seinen Sachsen einen Krieg gegen die Schweden, der das deutsche Reich überall nichts anging. So war's im heiligen Römischen Reich. Seine Schwäche und Ohnmacht zeigte sich während der ganzen Dauer des Krieges. Allerdings verließ der Sieg die französischen Fahnen. Der Schicksalsstrom nahm eine andere Richtung. Aber war es die deutsche Kraft, die endlich den riesigen Räuber Ludwig überwältigte?

Heldenthaten haben deutſche Heere unter ihrem Heldenführer Eugen von Savoyen verrichtet, die des väterlichen Ruhmes würdig waren, und wieder zeigte ſich's, welcher Aufopferung, welcher Thaten der deutſche Krieger fähig iſt. Aber was wäre aus Deutſchland geworden ohne den mächtigen Beiſtand ſeiner Verbündeten? Wer hätte den fränkiſchen Rieſen gebändigt ohne die perſönliche Kraft dreier Männer, die Eins waren im Felde wie im Rath und gleichermaßen für die gemeinſame Sache glühten, ohne Eugen, Marlborough und Heinſius, von denen Keiner ein Deutſcher war? Ihnen und ihnen allein gebührt der Ruhm des Sieges. Als Marlborough der Feldherrnſtab entwunden war, als die Verbündeten des Kaiſers, als England, Holland, Portugal, Savoyen und Preußen mit Frankreich Frieden geſchloſſen, als der Kaiſer auf die eigenen Hilfsquellen und jene des Reichs beſchränkt war: da zeigte ſich's, was Deutſchland mit eigener Kraft auszurichten vermochte. Auch Eugen konnte den Sieg nicht an die deutſchen Fahnen feſſeln. Auch Eugen mußte weichen vor den ſiegreichen Franzoſen — hinter ihm ſtand nichts als — das deutſche Reich, und das verbürgte keinen Sieg. Er ſelbſt rieth zum Frieden und ſteckte ſeufzend ſein Schwert in die Scheide. Die Siege, die ſein Feldherrngenie nach beendetem Kriege mit Frankreich über die Türken erfocht, die ſchönen Siege bei Peterwardein und Belgrad mochten Oeſterreichs Hausmacht vergrößern, — Deutſchland blieb ſchwach, ohnmächtig, unbehilflich, eine leichte Beute des kühnen Eroberers. Es hatte das ſchmähliche Vorrecht, auf ſeinem entweihten Boden die Kriegsfurie austoben zu ſehen, mochte ihre Wuth in Nord oder

Süd, in Oſt oder Weſt aufgeſtachelt ſein. Galt es Spanien, galt es Italien, — Deutſchland ſah ſich zum Kriegsplatz auserkoren. Brach das Ungewitter aus Schweden hervor, ſich gegen Polen wendend, — Deutſchland ſah das Blut ſeiner Söhne fließen, ſeine Felder verwüſtet, ſeine Städte niedergebrannt. Zankten ſich die Polen um ihren König, war die Frage, ob Auguſt oder Stanislaus in Polen König ſein ſollte, — Deutſchland mußte dafür büßen. Deutſchland war der allgemeine Blitzableiter für europäiſche Kriegsgewitter, und — das ehrliche Deutſchland hatte nichts davon, als Elend, Schmach und Schande.

Weißt Du wohl, lieber Leſer, woher das kam? Deutſchland hatte einen Kaiſer und — außerdem noch eine Unmaſſe anderweiter Fürſten, das war ſein Unglück.

Tritt uns Deutſchland in einer erfreulicheren Geſtalt entgegen in den Kriegen, welche in der Zeit von 1740 — 1763 wütheten und Deutſchland verheerten? in den Kriegen, welche entbrannten, als die edle und große Maria Thereſia ihrem Vater, Kaiſer Karl VI., in der Regierung der öſterreichiſchen Erblande folgte? in jenen drei Schleſiſchen Kriegen, welche Preußen groß und mächtig gemacht haben? Wer wollte es leugnen, daß dieſe Kriege, dieſe Zeiten uns große und herrliche deutſche Geſtalten vor die Augen führen? Wer fühlte ſich nicht erhoben beim Anblick eines großen, herrlichen Weibes, jener Maria Thereſia, das einer ganzen Schaar mächtiger, raubgieriger, beuteluſtiger Feinde mit ungebeugter Seele entgegentritt und im feſten Vertrauen auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, in feſter Zuverſicht auf die Liebe ſeiner Völker, die es verdiente, mit begeiſtertem Muthe den ſiegreichen

Gegnern trotzt? Wer freute ſich nicht der Heldenthaten der ungariſchen und der deutſchen Krieger? Wer freute ſich nicht, daß endlich jene mordbrenneriſchen Franzoſen die Wucht und die Schärfe des deutſchen Schwertes fühlen mußten? Und wo iſt der Deutſche, der nicht mit Bewunderung, mit Stolz auf Friedrich, den großen Friedrich blickt? Wie, Du Mann aus Baiern, aus Sachſen und Schwabenland, Du willſt Dich eines Friedrich nicht freuen, weil er ein Preuße war, weil ſeine Thaten Preußen verherrlicht haben? Du Mann aus Baiern, aus Sachſen und Schwabenland, — Friedrich war ein Deutſcher, und ſeine Helden waren Deutſche, und zu den Feinden, die er zerſchmetterte, gehörten Franzoſen und Ruſſen! Deutſche Waffen haben den ſtrahlenden Ruhm des ſiebenjährigen Krieges errungen. Deutſche haben es der Welt bewieſen, was der Deutſche vermag unter eines Helden Führung. Friedrich und ſeine Helden waren Deutſche! Du Mann aus Baiern, aus Sachſen und Schwabenland, laß Deine engherzige Eiferſucht auf Preußen fahren! Laß Dich nicht verblenden durch die Frevelthaten ehrloſer Miniſter und anderweiter Regierungsmenſchen. Das jetzige preußiſche Syſtem haſſe ich, wie Du es haſſeſt, weil es vom Teufel iſt. Aber wie ich mich Deiner Sänger, Deiner Dichter, Deiner Helden, Deiner Wiſſenſchaft, Deines treuen, biedern Charakters, Deiner warmen Begeiſterung freue, weil ich in Dir nur den Deutſchen und in Deiner Heimath nur Deutſchland ſehe, ſo freue Du Dich unſerer nordiſchen Helden, weil ſie Deutſche ſind, und der Großthaten des ſiebenjährigen Krieges, weil ſie von deutſcher Kraft und deutſcher Größe zeu-

mächte behauptend, — sie sind jämmerlich, ja, ihres Ruhmes ungeachtet jämmerlich gegen Deutschland, gegen das große, gewaltige Deutschland mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln! Oesterreich und Preußen sind Zwei und werden ewig Zwei bleiben, voll Neid, Eifersucht und Mißgunst. Von der zufälligen Laune ihrer Selbstherrscher, von dem größeren oder geringeren Verstande, mit dem sie ihre Interessen beurtheilen, wird es abhängig sein, ob sie mit einander oder wider einander sein werden. Oesterreich allein ist ein Riese auf thönernen Füßen, Preußen allein ein sich reckender Zwerg. Was die preußischen Höflinge reden mögen von preußischer Selbstgenügsamkeit, — Preußen ohne Deutschland, Preußen Deutschland gegenüber fällt in Trümmer, sobald seine mächtigen Nachbarn einmal einig werden sollten. Preußen ohne Deutschland, Preußen Deutschland gegenüber, lebt von der Gnade seiner Nachbarn in Ost und West. Nur wenn Preußen von seinem lächerlichen Dünkel genesen, aus seinem Schlafe erwachen, von seiner Blindheit endlich geheilt werden sollte, wenn es zum Bewußtsein seiner deutschen Bestimmung, seines Berufs zur Neugestaltung Deutschlands kommt: nur dann wird es mächtig werden! Dann wird es, mit Allem, was es ist und hat, sich hingeben an Deutschland. Es wird untergehen, aber Deutschland wird auferstehen. Es wird Alles unterdrücken, was in Deutschland nicht deutsch sein will, und selbst seinen Ruhm darin finden, unterzugehen in Deutschland. So lange Preußen allein steht, in Deutschland oder neben Deutschland oder Deutschland gegenüber, so lange ist es ein Zeuge von Deutschlands Schmach!

IV.

Deutschlands Schmach.

(Fortsetzung.)

O, diese Schmach Deutschlands! Wie oft tritt sie uns noch entgegen! Oesterreich und Preußen waren großmächtige Staaten geworden, — dennoch kehrten Zeiten wieder, schmachvoller als jene Ludwigs XIV. In Frankreich hatte der Orkan der Revolution das stolze Gebäude der Fürsten-, Adels- und Priestervorrechte umgestürzt. Die Völker jauchzten. Die Fürsten zitterten. Der Adel gesammter Christenheit sah in dem Gottessegen der vierten Augustnacht einen Frevel wider das Allerheiligste. Die Selbstherrscher in Wien, Berlin und Petersburg bereiteten Krieg wider Frankreich, das freiheitstolze. Oesterreich und Preußen begannen den Krieg. Auch „das Reich" mußte den Krieg erklären auf Oesterreichs und Preußens Gewaltsbitte. Wir fragen nicht, ob der Krieg gegen Frankreich gerecht, ob er wenigstens politisch gerechtfertigt war. Er war begonnen, er war ein Krieg der deutschen Nation geworden, also mußte er hinausgeführt werden mit vereinter Kraft. Und welche Aussicht des Sieges! Frankreich in fürchterlicher Gährung, von rasenden Partheikämpfen zerrissen, im Innern durch Bürgerkrieg gelähmt, auf allen Seiten umringt von Feindesschaaren, ohne Heer, ohne Feldherren. Oesterreich und Preußen dagegen geordnet, ruhig im Innern, durch längern Frieden gestärkt, mit wohldisciplinirten Heeren unter tüchtig eingeschulten Feldherren den Krieg beginnend, in mehr als

60,000 flüchtigen Franzoſen kampfluſtige Hilfstruppen findend. Welche Ausſicht des Sieges! Allein — es war eben Deutſchland, welches den Krieg führte, Deutſchland mit ſeinem großmächtigen Oeſterreich und Preußen, ſeinen kleinmächtigen anderweiten Fürſten und Völkern. Darin lag auch für das zerriſſene Frankreich die Bürgſchaft des Sieges. Oeſterreich zwar hat glorreich, beharrlich, mit Aufopferung aller ſeiner Kräfte gekämpft gegen das revolutionäre Frankreich. Es hat glorreich gekämpft trotz ſeiner Niederlagen. Es flößt Ehrfurcht ein, trotz ſeiner verlornen Schlachten. Dieſe konnten nicht ausbleiben. Als die freiheittrunkenen Sansculotten daherſtürmten, als ſie mit gewaltigen Streichen die ſtolzen Deutſchen niederſchmetterten und auch nach verlornen Schlachten ſich nicht verloren gaben; als die Paradehelden aus Potsdam gewahr wurden, daß durch Parademärſche und Gamaſchendienſt nicht der Geiſt erworben wird, der in Friedrich's Fahnen wehte: da ließ Preußen das heldenmüthige Oeſterreich ſchändlich im Stich und erkaufte Befreiung von augenblicklicher Kriegslaſt durch ſchmachvollen Bundesbruch. In Baſel ſchloß es ſeinen Separatfrieden mit Frankreich auch in ſeiner Eigenſchaft als deutſcher Reichsſtand (1795, 5. April), überließ ſeine Brüder des linken Rheinufers in Frankreichs Händen und zog ganz Norddeutſchland hinein in ſeinen ſchmählichen Vaterlandsverrath. Auch Heſſen-Kaſſel ſchloſſ ſeinen beſondern Frieden mit dem Reichsfeinde, und was im Schutz der preußiſchen Demarkationslinie lag, das rief ſein Contingent zurück vom deutſchen Reichsheere. So war Oeſterreich verlaſſen, hingewieſen auf die eigenen Hilfsmittel und jene des

ſüdlichen Deutſchland. Es hat gekämpft mit unerſchütterlichem Muthe. Es hat manchen herrlichen Sieg errungen. Es hat ſich mit convulſiviſcher Kraft immer neu erhoben nach den wiederholten Niederlagen, die der jugendliche Held Bonaparte ihm beibrachte. Endlich mußte es unterliegen. So dringend der deutſche Kaiſer um Deutſchlands Hilfe bat, ſo ernſt er an die heilige Pflicht gegen das Vaterland mahnte, ſo deutlich es vor Augen lag, daß in Oeſterreich Deutſchland erniedrigt ward: — Preußen erneuerte ſeinen Frieden mit Frankreich und ſah mit ſchmähliger Schadenfreude auf Oeſterreichs Unglück. Auch die ſüddeutſchen Stände hatten keine Luſt zum Kriege. Sie begannen mit dem Feinde zu liebäugeln. So ward Oeſterreich geworfen und zum Frieden gezwungen. So bereitete ſich das empörende Schauſpiel des Friedenscongreſſes in Raſtatt vor (1797—98)! Dieſer Congreß iſt das Schmachvollſte, was ein Volk erleben kann! Leſer, denke Dir eine Unterhandlung zwiſchen dem kräftigen Uebermuth und der erbärmlichſten, rathloſeſten Schwäche, und Du haſt ein Bild der Unterhandlungen, welche zu Raſtatt Frankreich mit Deutſchland pflog. Das ganze linke Rheinufer forderte Frankreich! Die deutſchen Geſandten baten und flehten, boten die Hälfte und riefen endlich die Großmuth der fränkiſchen Sieger an. Die fränkiſchen Sieger dachten an Frankreich, forderten und nahmen das ganze linke Rheinufer! Die dadurch beraubten Fürſten und Ritter ſollten in dem übrigbleibenden Reſt von Deutſchland ihre Entſchädigung finden. Deutſchland ſollte alſo für ihre Herrſcheranſprüche eine Aſſecuranzanſtalt ſein. Deutſchlands Völker ſollten wie Heerden nach den Beſtimmungen Frankreichs an dieſen

oder jenen Erbherrn verschenkt oder verpfändet werden! Wahrlich, Schmachvolleres ist nie einem Volke geboten! Und als die demüthigen Deutschen Alles zugegeben und zugestanden hatten, forderten die Franzosen mit ernsthafter Miene: die Familiengüter der Fürsten und Ritter des linken Rheinufers sollten mit den Ländern an Frankreich fallen, die darauf haftenden Schulden dagegen sollte Deutschland übernehmen! Und Deutschland mußte dieser unverschämten Forderung sich fügen. So war Deutschland zum Spott geworden. So war nichts zu lächerlich, nichts zu infamirend, — Deutschland mußte es dulden. Wo waren Oesterreich und Preußen, die großmächtigen Schirmherren des deutschen Reichs? Wo waren ihre Gewaltshaufen, wenigstens die alleräußerste Schmach von Deutschland abzuwenden? Wo sie waren? Leser, Oesterreich und Preußen buhlten um die Gunst des fränkischen Machthabers. Sie gaben Deutschland um die Wette dem Reichsfeinde preis, um — für sich eine Vergrößerung zu erschleichen! — — — Armes verrathenes Deutschland! Leser, schämst Du Dich nicht in der Seele jener Menschen, die Deutschland also verriethen? Fühlst Du Dich nicht heute noch empört in tiefster Seele? — Oesterreich ermannte sich. Oesterreich schien die Entwürdigung Deutschlands zu fühlen. Im Bunde mit Rußland führte es neuen Krieg mit Frankreich, lange Zeit siegreich, bis die Schlachten von Marengo und Hohenlinden Oesterreichs Kraft zerbrachen. Zu Lüneville ward ihm von Frankreich das Gesetz des Friedens dictirt (1801, 9. Febr.). Leser, wie Oesterreich weiter gekämpft hat und weiter nie-

dergeworfen ist bei Ulm und Austerlitz, wie der eine Tag von Jena den langjährigen Verrath Preußens am deutschen Reich strafte und die ganze großmächtige preußische Monarchie über den Haufen warf, wie ganz Deutschland in der Hand Napoleons lag und den Uebermuth des stolzen Siegers tragen mußte, wie die letzte morsche Stütze des altehrwürdigen deutschen Reichs vor dem Hauche seines Wortes zusammenbrach und auch der Titel eines deutschen Kaisers zerrissen ward, — Du weißt es, Leser, vielleicht aus eigener schmerzensreicher Erfahrung.

Haben wir nun den Gipfelpunkt der Schmach erreicht? Bricht mit der Erhebung des deutschen Volks gegen die fremden Unterdrücker, mit den ruhmwürdigen Tagen von Leipzig und Waterloo ein neuer Tag für Deutschlands Größe an? Sehen wir die alten Germanen wieder, die Zeiten wieder, da Otto, Konrad, Heinrich herrschten? Keine Spur davon, lieber Leser! Daß die Deutschen bei Leipzig u. s. w. u. s. w. sich tapfer geschlagen haben, daß in ihren Reihen eine schöne Begeisterung für das heilige deutsche Vaterland aufloderte, daß die Deutschen, die für einen Augenblick durch gleiche Noth und gleiche Schmach vereinten Deutschen, in dem Sturme der Begeisterung, in dem Wogendrange einer allgemeinen, tiefen, die Völker, wie ihre fürstlichen Treiber gleich mächtig durchdringenden Erbitterung die Franzosen auch ohne Hilfe der Russen zum Lande hinausgejagt haben würden, — wer könnte das Alles in Abrede stellen? — Die alten Krieger von Anno 13, 14 und 15 haben tapfer gekämpft, und wir verdenken es ihnen nicht, wenn sie sich noch heute gern mit den alten Lorbeeren schmücken.

Sie haben tapfer gekämpft, — hätten ſie doch kein Herz im Leibe, kein Blut in den Adern, kein Gefühl in den Nerven haben müſſen, wenn nicht ein mächtiger Zorn ihren Arm geſtärkt, ihren Muth geſtählt hätte. Den Muth der Schlachten haben ſie bewieſen, Frankreich gegenüber haben ſie die deutſche Ehre gerettet. Den höheren Muth des Bürgers, der das Recht gegenüber den Gewaltigen vertritt, den höheren und ſchöneren Muth, der des Vaterlandes Ehre rettet rechtverachtenden, herrſchſüchtigen Fürſten gegenüber, haben ſie nicht bewieſen. Als der Friede gekommen war, da ſteckten ſie ihr Schwert in die Scheide, und das war gut. Als die Fürſten das feierlich gegebene Wort der Freiheit ſchändlich brachen, als erneuerte Knechtſchaft der Lohn der Völker war, und die durch Volkskraft erhöheten Herren auf den Thronen vergaßen, das ſie Alles, was ſie hatten und waren, allein ihren Völkern verdankten, und nicht Menſchen unter Menſchen, ſondern Götter unter Sclavenhorden ſein wollten: da ſchwiegen die Helden der Freiheitskriege, da ſonnten ſie ſich in den Strahlen der fürſtlichen Gnade, da buhlten ſie um Aemter, Ehren und Orden, und waren in großer Mehrzahl elende, feige Schwächlinge.

Der Wiener Congreß trat zuſammen. Auf ihn blickten die harrenden Völker. Von ihm erwartete Deutſchland ſeine Wiedergeburt. Aber in Wien berathſchlagten nur Fürſten und Fürſtendiener. Von einer Vertretung der Völker war keine Rede. Die Völker wurden nicht befragt über ihre heiligſten Angelegenheiten. Das Wort des moskowitiſchen Czaaren hatte entſcheidendes Gewicht in Sachen Deutſchlands, — das ganze deutſche Volk — mußte ſchweigen. Es durfte hoffen,

bitten, klagen, — weiter nichts! Können wir uns wundern, wenn in Wien nur von den Interessen der Fürsten die Rede war? wenn die Völker als todte Massen frei zu vertheilenden Gutes mit der offenbarsten Willkür behandelt wurden, als wäre die einzige Bestimmung der Völker die, glanzvolle Ausstattungen der regierenden Häuser zu sein? Hier wurde Sachsen zerrissen, dort Rheinland dem gehaßten preußischen Scepter unterworfen, dort deutsches Land aufs Neue den Ausländern zur Beute gegeben, Alles, wie es gerade den Mächtigen convenirte und den Interessen der hohen Häupter entsprach. An Volksrechte, an die Interessen der Völker, an die Ansprüche, welche sie durch ihr Herzblut erkauft hatten, dachten die gekrönten Herren nicht! Die Vorrechte des hohen Adels wurden sorgfältig gesichert, — den Völkern warf man einige Versprechungen hin, und ihren Durst nach Freiheit dachte man zu stillen durch das fade Wort des Art. 13 der Bundesacte: „in allen Bundesstaaten wird eine landständische (??) Verfassung Statt finden!“ Mochte das Ausland einigen Respect vor der Schärfe des deutschen Schwertes empfangen haben, mochte es mit einiger Achtung auf Deutschland blicken, im Innern Deutschlands sah es schmählich aus. Die alte absolute Fürstenwirthschaft mit ihrem ganzen Unsegen, der ganze alte Unsinn der Adelsherrlichkeit, die Beamtenherrschaft und Beamtenwillkür mit dem Fluche, der ihr anhängt für alle Ewigkeit, — das Alles machte sich breit in alter Gemüthlichkeit. Die Zeiten, welche den Befreiungskriegen folgten, waren schmachvoller als die, welche ihnen vorangingen. Damals gehorchte die Welt einem Napoleon. Vor der gewaltigen Größe dieses riesigen

Mannes beugte sich der Geist. Man mußte ihn anstaunen und bewundern. Der Deutsche fühlte sich gedemüthigt. Aber es lag Trost in dem Bewußtsein, den Streichen eines Riesen erlegen zu sein. Zudem blieb die Hoffnung endlicher Erlösung. Das gewaltige Soldatenreich mußte zusammenbrechen, wenn die Hand, die es gebaut, die Kraft verloren. Jetzt war auch die Hoffnung der Erlösung verschwunden. Die uns zu Knechten machten, waren einheimische, angeborne und anerzogene Fürsten, waren kleinliche, engherzige Menschen, waren Minister der traurigsten Art. Von ihnen ließen wir uns das heilige Recht aus den Händen reißen. Von ihnen ließen wir uns betrügen um die Frucht der blutigen Aussaat. Ihnen gestatteten wir es, in schmählicher Selbstsucht allein zu erndten, wo begeisterte Völker unter Thränen und Opfern aller Art eine köstliche Saat gestreut hatten auf blutgedüngten Feldern. Ihnen gestatteten wir es, uns wie Knaben zu gängeln, uns wie Buben anzulassen, wenn wir in allerunterthänigster Demuth an unser Recht zu erinnern wagten. Um Alles wurden wir betrogen. Rathlos standen die deutschen Völker in der Hand ihrer Selbstherren. Der Gedanke der Wiedergeburt eines heiligen Vaterlandes hatte uns begeistert. Die Wiederherstellung des altehrwürdigen Reiches war uns als Lockspeise vorgeworfen worden. Deutschland aber blieb zerstückelt, durchaus und völlig zerlegt in einige dreißig Vaterländer und Vaterländchen. Neun und dreißig Zollinien trennten Land von Land in dem einen Deutschland, und ob nach langen Jahren der Zollverein die Zahl der Mauthen verringerte, ihr engherziger Geist und ihre Strenge

empören noch heute das deutsche Gemüth. Der Bundestag war nichts als eine schmutzige Handhabe der Fürstenwillkühr, dem ganzen Deutschland eine gleichmäßige Zwangsjacke anzuziehen. Freisinnige Staatseinrichtungen, Volksvertretungen aus freier Wahl waren verheißen, als man uns zum Kampf für die Freiheit rief. Aber die „freisinnigen" Staatseinrichtungen, die wir erhielten durch die Gnade der gottesgnädigen Herren, liegen uns noch heute in allen Gliedern, und die lächerlichen Schauspiele, die man mit den „freisinnigen" Volksvertretungen aufgeführt hat, treiben uns noch heute das Blut in die Wangen. Preßfreiheit sollte uns werden. Preßfreiheit war uns feierlich verheißen. Das freie Wort sollte das Recht haben, die Herren auf den Thronen — gelegentlich aus dem Schlafe zu wecken und an ihre Pflicht zu erinnern. Die Karlsbader Beschlüsse zeigten bald, in welcher Art man den Völkern Wort hielt. Ins Unerhörte wurde die Censur verschärft. Was geschrieben, was gedruckt werden durfte, das bestimmten allergnädigste Erlasse und Verfügungen, und was nicht gedruckt werden durfte, das strichen Censoren durch. Wer sprach und that, was den Allergnädigsten nicht genehm war, wer an die Verheißungen mit Ernst mahnte, wer die Rechte der Völker zu vertheidigen wagte, der verfiel der frechsten Willkühr und hatte hinter Kerkermauern oder nach Amtsentsetzung Zeit genug, rührende Betrachtungen über die Gnade der Herren von Gottes Gnaden anzustellen. Förmliche Complotte schmiedeten die Fürsten gegen ihre Völker. Förmliche Verabredungen trafen sie über die Art und Weise, wie sie die harrenden und hoffenden Völker betrügen wollten. So hat sich

die Welt fortgeschleppt im lieben deutschen Vaterlande lange, lange Jahre hindurch. Immer ärger, immer toller ward es. Immer höher stieg der Uebermuth der Fürsten, immer höher die Frechheit der Minister, die Unverschämtheit der Beamten, — immer höher aber auch die Unzufriedenheit der Völker und in gleichem Maße das Elend der großen Volksmassen. Schmachvoll waren die Zeiten, in denen das Ausland mit höhnendem Übermuthe Deutschland zertrat, schmachvoller jene der nichtswürdigsten Fürstenvergötterung, der greulichsten Selbstentwürdigung, von der die Geschichte weiß. Ein mehr als dreißigjähriger Friede hatte Deutschland gesegnet. Jahr an Jahr, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, hatten reiche, überreiche Erndten das Vaterland in Süd und Nord mit ihren köstlichen Gaben überschüttet. Der deutsche Fleiß hatte alle regierungsseitigen Thorheiten glücklich überwunden. Der Handel blühte. Das Gewerbe lohnte. Fabriken wuchsen aus der Erde hervor. Ungeheure Summen, Millionen über Millionen flossen in die Staatskassen. Völlig freie Hand hatten die Regierungsmänner in der Verwendung jener zahlreichen Millionen. Leser, nichtsdestoweniger, des langen Friedens, der überreichen Erndten ungeachtet nahm die Armuth zu in ungeheurem Maße. Leser, bist Du nicht selbst Zeuge gewesen der ungeheuren Noth, mit der die zahlreichsten Klassen des Volkes kämpfen mußten? Hast Du nicht selbst die Jammergestalten oft genug gesehen, die von Tag zu Tag mit dem Hunger kämpfen mußten? Bist du nicht in den großen, reichen Städten, in den Städten des überhand nehmenden Luxus, bist Du nicht in den kleinen Städten, nicht in den reichen,

gottgesegneten Provinzen und Ländern gewesen, — hast Du nicht überall, überall massenweise das nackte, hungernde Elend gesehen? Hast Du es nicht gelesen in tausend Schriften, daß in der Armuth eine Macht sich bilde, die der Gesellschaft Untergang und Zerstörung drohe? Hast Du nicht in Westphalen, in Schlesien, im Erzgebirge, in den reichen österreichischen Landen, in Schwaben u. s. w. u. s. w. gesehen, wie Menschen vor Hunger und Elend umkamen? Und das Alles in Deutschland, in dem Lande, welches an Hilfsmitteln überreich ist, in Jahren des tiefsten Friedens, des überströmenden Gottessegens. Wahrlich, es ist eine Schmach, die gränzenlos ist! — Hätten die Männer der damaligen Regierungen wahres Ehrgefühl, — sie müßten sich schämen, sie dürften beim Hinblick auf jene Zeiten des Friedens und der überreichen Erndten nicht wagen, die Augen aufzuschlagen! Hätten wir Alle wahres Ehrgefühl, hätten wir uns in unserer wahnsinnigen Selbstsucht nicht hineingelebt in den teuflischen Gedanken, Hunger und Elend sei einmal das Loos der Millionen, und nur für Auserwählte bringe die reiche Gotteserde ihren köstlichen Reichthum hervor, — wie müßten uns Alle schämen beim Hinblick auf jene Zeiten. Wir tragen Alle die Schuld. Wir Alle haben es geduldet, daß die Millionen darbten, geistig und leiblich darbten. Wir Alle hätten nach Kräften dem heillosen Unwesen steuern sollen, welches die Quellen des Reichthums in die Taschen verhältnißmäßig Weniger führte. Wir haben es nicht gethan. Wir gehörten etwa zu den Begünstigten, hatten unser gutes Auskommen und — waren zufrieden! Wahr-

lich, wir tragen Alle zu unserem Theile die Schmach, die auf Deutschland lastet!

Im Innern war Deutschland zerrissen und zersplittert. Im Innern herrschte ein Despotismus, der uns erröthen machen mußte vor allen Nachbaren, Rußland allein ausgenommen. Stand Deutschland dem Auslande gegenüber wirklich groß und geachtet da? Ja, seine geistige Größe erkannten die Männer der Wissenschaft an, und der Adel des deutschen Characters ist vielfach gepriesen. Aber seine Macht — ward sie gefürchtet? — seine Kriegsheere — flößten sie dem Auslande Ehrfurcht ein? Leser, — an Deutschland dachte das Ausland überhaupt nicht viel. Deutschland spielte keine Rolle bei politischen Verhandlungen. Oesterreich und Preußen allein kamen in Betracht. Wir wollen gern zugeben, daß man vor den österreichischen und preußischen Kriegsheeren einigen Respect hatte. Zwar hat ein preußischer General, der Herr von Radowitz, behauptet, es würde für Deutschland, Oesterreich und Preußen eingeschlossen, bedenklich gewesen sein, wenn es im Jahre 1840 zum Kriege mit Frankreich gekommen wäre. Allein wir wollen darauf nicht viel geben. Oesterreich und Preußen hatten ja zahlreiche Millionen seit 25 Friedensjahren auf ihre Militairmacht verwendet und — wackere Krieger sind die Deutschen. Wir bezweifeln nicht, als Trabant einer andern Macht, als Trabant Englands oder Frankreichs oder Rußlands würden die deutschen Kriegsheere Erkleckliches geleistet haben. Allein auf sich beschränkt, war Deutschland machtlos. Hat es sich nicht vor Dänemark beugen müssen, vor dem winzigen Dänemark? Du hast Recht, in dem Kriege mit Dänemark hat schändlicher Verrath mitgespielt, ist

die Ehre Deutschlands von etlichen Machthabern preisgegeben. Aber bleibt es nicht wahr, daß das winzige Dänemark den ganzen deutschen Handel in's Stocken bringen konnte? daß Deutschland jedenfalls großartige Anstrengungen hätte machen müssen, wenn es dem winzigen Dänemark hätte obsiegen wollen? Und wenn nun Frankreich oder Rußland ihre Macht in die Wagschale Dänemarks legten, hatte dann das zerrissene, uneinige, hier von österreichischen, dort von preußischen, dort von englischen Interessen bestimmte und beherrschte Deutschland die Macht zum Siege? Was konnte Deutschland dann thun, um dem Ruin seines Handels vorzubeugen? Was konnte es thun, wenn mit dem Versiegen dieser Nahrungsquelle Armuth und Elend immermehr überhand nahm? Zu Lande, meinst Du, konnte es Frankreich, konnte es Rußland zwingen. Ich weiß es, das einige Deutschland hat weder Rußland noch Frankreich zu fürchten. Aber wie, wenn die frühere Uneinigkeit das deutsche Schwert stumpf machte, die Kraft des gemeinsamen Handelns brach? Wie, wenn Preußen gegen Oesterreich und Oesterreich gegen Preußen war, oder wenn Ungarn und Italien gegen Oesterreich sich auflehnten, sobald Rußland oder Frankreich über Deutschland herfielen? Das sei Alles nicht wahrscheinlich, sei nicht zu befürchten! Meinst Du? Leser, deutscher Leser, Deine Sicherheit ist schmählich, ist verdammenswerth. Die Geschichte, — ich habe sie Dir vorgeführt in diesem Abschnitt, — spricht ein gewaltiges Wort der Warnung! Leser, überhöre es nicht! Deutschland ohne die Kraft des gemeinsamen Handelns, ohne die Einheit seiner Militairmacht, vor Allem — Deutsch-

land ohne Kriegsflotte — iſt keinem ſeiner mächtigen Nachbaren gewachſen! Das große, herrliche Deutſchland iſt ein Spiel, ein Spott des Auslands, lebt von der Gnade des Auslands! Die ohnmächtigſten und kleinſten ſeiner Nachbaren haben die Macht, Deutſchlands Handel zu vernichten, ſeinen Wohlſtand zu untergraben, Millionen an den Bettelſtab zu bringen! Siehſt Du hier wieder Uebertreibung? Wohlan, es ſei! Aber kannſt Du Uebertreibung ſehen, wenn ich behaupte, daß Deutſchlands Welthandel ohne Frage von der Gnade des Auslands abhängt? daß die Entwickelung ſeines Welthandels der Duldung fremder Nationen überlaſſen iſt? daß es in der Macht fremder Nationen ſteht, nach ihrer Laune, ihren Sonderintereſſen, ihrem guten oder böſen Willen durch ihre Geſetzgebung den deutſchen Handel und die deutſche Schiffahrt in die engſten Gränzen einzuſchließen? daß das große Deutſchland völlig außer Stande iſt, den Beſchränkungen und Bedrückungen fremder Völker, mögen ſie ſo arg werden wie ſie wollen, irgend etwas anderes entgegen zu ſetzen, als — Beſchwerden, Klagen und Seufzer? Deutſchland muß ſich dem Willen des Auslandes für ſeinen Seehandel unbedingt fügen. Was ſoll es machen, wenn fünf bis ſechs tüchtige Kriegsſchiffe ſeine Häfen ſchließen und die Mündung ſeiner Ströme verſtopfen? Was ſoll es machen gegen Maßregeln, die ſeiner Schifffahrt, ſeinem Handel, ſeiner Induſtrie verderblich ſind? Seit Jahrhunderten hat England ſeine Navigationsacte gehabt, ein Schifffahrtgeſetz, nach welchem Fremde, Deutſche, Holländer, Franzoſen u. ſ. w., auf ihren Schiffen

nur Erzeugniſſe ihrer Länder nach England bringen durften, franzöſiſche Schiffe alſo nur Erzeugniſſe Frankreichs, preußiſche Schiffe nur Erzeugniſſe Preußens u. ſ. w. Du ſiehſt leicht, Leſer, welchen Schutz dieſes Geſetz der engliſchen Schiffahrt gewährte, wie mächtig es mitwirken mußte zur Gründung der Größe des engliſchen Seehandels. Den engliſchen Schiffen ſtand die Welt offen. Von allen Ländern der Erde führten ſie die Erzeugniſſe nach allen Ländern der Erde, frei und ungehindert. Siehſt Du aber auch wohl, in wie hohem Grade namentlich die deutſche Schifffahrt durch dieſes Geſetz beſchränkt wurde? Frankreich, Holland, Spanien hatten ihre Colonieen, ihre außereuropäiſchen Beſitzungen und dadurch ein weites Gebiet für ihre Schifffahrt. Deutſchland hatte keine Colonien und — war getheilt in vieler Herren Ländrr. Nicht das deutſche Schiff durfte deutſche Erzeugniſſe nach England bringen, nein, das preußiſche Schiff eben nur Erzeugniſſe Preußens, das öſterreichiſche Erzeugniſſe Oeſterreichs, das bremiſche Erzeugniſſe des Landſtriches zwiſchen Ems und Eider. England war der Hauptmarkt des Welthandels. War ein Bremer Schiff in einem preußiſchen Hafen, war es in Oſt- oder Weſtindien oder in irgend einem anderen Hafen der Erde, — nirgend durfte es Fracht nach England verladen. In keinem Hafen Englands wäre ein deutſches Schiff mit fremdländiſcher Fracht zugelaſſen worden. Die Schiffe Englands dagegen durchkreuzten alle Meere, und alle Häfen ſtanden ihnen offen, und mit den Erzeugniſſen aller Länder der Welt überflutheten ſie den deutſchen Markt. So wurde das mächtige Deutſch-

land dem meerbeherrſchenden England zinsbar und dienſtbar. So konnte es erſt den unerhörten Anſtrengungen des deutſchen Fleißes, der deutſchen Beharrlichkeit in dem letzten Menſchenalter gelingen, dem deutſchen Handel den Aufſchwung zu geben, den wir oben gerühmt haben. Wäre Deutſchland einig, wäre es eine Macht geweſen, welche die Welt reſpectirte, ſo hätte es den einheimiſchen Seehandel den Beſchränkungen Englands gegenüber leicht ſchützen können. Es durfte die Schiffe Englands nur einem höheren Zoll unterwerfen, ſo daß die auf Englands Schiffen eingehenden Waaren theurer werden mußten, als die, welche deutſche Schiffe brachten. Dann wäre England, wollte es ſich nicht ausgeſchloſſen ſehen vom deutſchen Markt, zur Aufhebung ſeines Schifffahrtsgeſetzes längſt gezwungen geweſen, und der deutſche Seemann hätte wenigſtens in Friedenszeiten frei und ungehindert ſein Steuer nach Oſt und Weſt gelenkt. So aber, wie Deutſchland jetzt daliegt, war das nicht möglich. Das zerriſſene, das in ſeinen Intereſſen, in ſeinen Maßregeln zerriſſene, von unverſtändigen, unwiſſenden Büreaumenſchen gegängelte Deutſchland, das Deutſchland, welches mit den Seitenblicken der Angſt auf jedes engliſche Kriegsſchiff ſah, das zerſtückelte, niedergetretene, entwürdigte Deutſchland mußte — Englands gehorſamer Diener bleiben, bis es England in ſeinem Intereſſe zweckmäßig fand, die Navigationsacte aufzuheben. Wahrlich, es gehörte die ganze Trägheit, die ganze Indolenz des ruhmwürdigen Michel dazu, wenn der Deutſche nicht erröthend die Augen niederſchlug, ſo oft er einem Sohne des ſtolzen England begegnete; wenn der deutſche Seemann im Bewußtſein

seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit den Machthabern nicht fluchte, die ihn zum Loose eines Knechts der Engländer verdammten.

Doch wir trösten uns über England, wenn wir an Holland denken. Du kennst doch, Leser, das kleine Holland. Du weißt, wie es sich ausnimmt gegen den deutschen Riesen. Weißt Du auch, wie niederträchtig sich der deutsche Riese seit Jahrhunderten von dem kleinen Holland hat behandeln lassen? wie er es, feig und erbärmlich, bis auf den heutigen Tag duldet, daß Holland ihm die kräftigste Lebensader unterbindet? Dort strömt der Rhein, der freie, deutsche Rhein, der schönste, herrlichste Strom des Continents, eine Straße des Handels, wie sie herrlicher nicht gedacht werden kann. Wenn die anderen Ströme Deutschlands in der Gluth des Sommers ihre Wassermassen verlieren und den Schiffern Hindernisse über Hindernisse darbieten, dann schmelzen auf den Schweizer Alpen die ungeheuren Schneemassen und führen dem herrlichen Strome neue Ströme zu. Mit seinen wasserreichen Nebenströmen, die bis in das Herz seiner Uferstaaten dringen, bietet er mehr als 12 Millionen Deutschen die kostbarste Handelsstraße. Wie haben einst die deutschen Staaten am Rhein geblüht! Wie mächtig war ihr Handel, wie groß ihr Reichthum bis hinein in's 17te Jahrhundert! Das ganze nördliche Europa versah der Rhein mit seinen Weinen und mit den Erzeugnissen des deutschen Gewerbfleißes, und noch gegen Ende des 16ten Jahrhunderts sandte das reiche Köln seine Schiffe direct nach Ost- und Westindien *). Reicher als alle

*) Zur Zeit der Königin Elisabeth erhob Köln bei der engli-

anderen Länder Europa's, Flandern und Niederland ausgenommen, war damals das herrliche deutſche Land am Rhein. Die Prachtgebäude, die ſtolzen Dome, die ſich längs des Rheins von Straßburg bis zu ſeiner Mündung erheben, liefern ſie nicht den deutlichen Beweis? Verkünden es gleichzeitige Schriftſteller nicht laut und deutlich? Da, im Anfange des 17ten Jahrhunderts, vernichtet Holland den Handel, den Reichthum des Rheinlandes! Es ſperrt den Rhein, der, indem er ſtolz und majeſtätiſch dem Meere zuſtrömt, auf eine kurze Strecke auch das kleine Holland durchſchneidet. Alle deutſche und fremde Schiffe, welche auf dem Rhein das Meer ſuchten, ſo wie alle, welche vom Meere dem Rhein zueilten, mußten an die Holländer unerſchwingliche Steuern bezahlen, ſo ungeheure Steuern, daß ſich der fremde Seefahrer vor der Fahrt in den Rhein, die deutſchen Uferbewohner von der Fahrt in die See völlig ausgeſchloſſen ſahen. So wurde die Schiffahrt auf dem deutſchen Rhein ein Monopol der Holländer. So ſahen 12 Millionen Deutſche von einem winzigen Nachbarvolke die Quelle ihres Reichthums verſtopft. So mußten 12 Millionen Deutſche von den Holländern die Waaren kaufen, die ſie früher auf eigenen Schiffen geholt hatten. So ſah der Rheinländer viele ſeiner Berge ihres köſtlichen Rebenſchmuckes beraubt, denn Tauſende von Morgen, die mit Reben bepflanzt waren, mußten ausgerottet werden, weil der Norden Europa's, England zumal,

---

ſchen Regierung Reclamation wegen eines von Köln nach Weſtindien abgegangenen und vom engliſchen Admiral Drake gekaperten Kölner Schiffes.

den durch die holländiſche Steuer vertheuerten Rheinwein nicht mehr kaufen wollte! Die Deutſchen klagten, ſeufzten, ſchrieen und lärmten. Auf allen Reichstagen hörte man das Jammern der deutſchen Städte. Vergeblich! Deutſchland konnte gegen Holland nichts machen. Deutſchland nahm ſeine tiefe Gemüthlichkeit zu Hilfe und fand ſich in chriſtlicher Demuth in die ſchamloſe Anmaßung des ruhigen, ſtarken Holländers. Und noch heut dauert der Druck fort. Noch heut fordert Holland ſeine Steuer. Noch heut iſt der „freie, deutſche" Rhein von Holland geknebelt! Zwar nach den Befreiungskriegen, im Pariſer Friedensvertrage, iſt ausdrücklich beſtimmt, der Rhein ſolle bis in die See frei ſein für alle Völker. Die Acte des Wiener Congreſſes beſtätigt das ausdrücklich im §. 19. Natürlich — das großmächtige Oeſterreich und das großmächtige Preußen hatten das Meiſte gethan, die Franzoſen aus Deutſchland wie aus Holland hinaus zu ſchlagen, hatten den Holländern ihre Selbſtſtändigkeit und Freiheit wieder errungen. Sollten ſie ſich dafür nicht die freie Rheinſchifffahrt ausbedingen? O, die Großmächtigen! Sie verordneten wohl: der Rhein ſoll frei ſein! Aber die Holländer verordneten: der Rhein ſoll nicht frei, und ihr Wort galt mehr als das der Großmächtigen. Vor wie nach erhoben ſie ihre unſinnigen Steuern. Vor wie nach trugen ſie Sorge, daß der „freie, deutſche" Rhein ihr gehorſamer Diener, für ſie allein die Quelle des Reichthums bleibe. Und die Großmächtigen? Hatten ſie nicht das ſonnenklare Recht in Händen? Hatte nicht der Wiener Congreß mit ſeinen Kaiſern und Königen decretirt: der Rhein ſoll frei ſein? Waren nicht alle Großmächte Europa's Garanten der Wiener Ver-

heißungen? Gewiß, lieber Leſer. Und wenn England oder Rußland oder Frankreich viel an dem freien Rhein gelegen geweſen wäre, ſie würden die Herren Holländer ſehr bald zur Vernunft gebracht haben. Es lag indeß bloß Deutſchland mit dem großmächtigen Oeſterreich und dem ganz beſonders intereſſirten großmächtigen Preußen daran, und dem altbekannten Deutſchland trat der Holländer keck entgegen. Er hob die Steuern nicht auf. Er ſchaffte ſeine anderweiten Chikanerien nicht ab. Und wenn ein Schiff die Rheinmündung ohne holländiſche Erlaubniß paſſiren wollte, ſo drohten die Kanonen der holländiſchen Kriegsſchiffe mit fürchterlichem Ernſt. Die Deutſchen erhoben ſehr ausführliche Beſchwerde. Preußen bewies in bogenlangen Auseinanderſetzungen das Unrecht der Holländer. Man unterhandelte. In Mainz verſammelten ſich im Auguſt 1816 die Geſandten Frankreichs, Preußens, Baierns, Badens, Hollands u. ſ. w. Und in Mainz haben die Geſandten ſechszehn Jahre lang unterhandelt. Und das großmächtige Preußen hat mitunter großmächtige — Worte geſprochen. Aber — es half nichts. Die Holländer gaben nicht nach, der Rhein ward nicht frei, das Meer öffnete ſich den harrenden Rheinländern nicht! Intereſſant iſt's, und die ganze Erbärmlichkeit der großmächtigen Deutſchen ſtellt's in's hellſte Licht, wenn man die Gründe der Holländer für ihre Verhöhnung Deutſchlands und der Wiener Verträge lieſt. Die Wiener Verträge ſagen: die Schifffahrt auf dem Rheine iſt frei „bis zum Meere" (jusqu' à la mer). Recht, ſagen die Holländer, bis „zum" Meere iſt die Schifffahrt frei, aber nicht bis „ins" Meer (jusque dans la mer).

Wollt ihr ehrlichen Deutſchen ins Meer hinein und nicht etwa an der Gränze des Meeres wieder umkehren zu Weib und Kind, dann müßt ihr uns die Steuern bezahlen, die wir zu fordern für gut finden. Der Streit über das jusqu' à la mer und das jusque dans la mer hat drei volle, richtige Kalenderjahre gedauert, und als die drei Jahre um waren, und als ganze ſechszehn Jahre um waren, und als die großmächtige Preußiſche Majeſtät der kleinmächtigen Holländiſchen Majeſtät noch ganz beſonders gute Worte gegeben und einen ganz vertraulichen Geſandten an den lieben Schwager nach Brüſſel geſendet hatte, da — lieber Leſer — da blieb's in der Hauptſache — — beim Alten! Und in der Hauptſache iſt's beim Alten geblieben bis dieſen Tag! Der wunderherrliche Rhein, der Stolz und der Segen eines großen Theils des deutſchen Vaterlandes wird den Deutſchen geſchloſſeu; geſchloſſen durch die freche Gewaltthat eines kleinen Nachbarvolkes, das der deutſchen Kraft ſeine Wiederherſtellung zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit verdankt! Die Bewohner eines großen herrlichen Stromgebiets, zahlreiche Millionen ſeufzen nach der freien Schifffahrt auf dem vaterländiſchen Strom. Die Blüthe herrlicher Länder, ſoll ſie ſich kräftig entwickeln zur reichen Frucht wie in früheren Tagen, fordert gebietriſch die freie Schiffahrt. Feierliche Verträge, feierliche Verheißungen, hoffenden Völkern nach ſchweren Kriegsdrangſalen und nach erkämpftem Siege gegeben, verbürgen die freie Schiffahrt. Die großmächtigen Deutſchen hätten ſie auch gern, die freie Schiffahrt auf dem freien Rhein. Das Alles thut und hilft und gilt nichts. Der Holländer will nicht! Das entſcheidet. Der deutſche Rieſe beugt ſich gehorſamſt vor

dem kleinen Holland, wickelt ſich in chriſtliche Demuth und hofft, daß der liebe Herrgott den bitterböſen Holländer endlich bekehren und zur Einſicht ſeines großen Unrechts führen werde. Sollte der Holländer einſt großmüthig dem guten Deutſchen die freie Rheinſchiffahrt auf dem Präſentirteller darbieten, dann wird er ſie wohl erhalten. Es müßte denn ſein, daß ſeine Beſcheidenheit ihm verböte, das große Geſchenk anzunehmen.

So ſteht's mit Deutſchland bis auf den heutigen Tag! Dabei ſchämten ſich die Deutſchen nicht, vor etlichen Jahren vom „freien deutſchen Rhein" in allen Gauen mit lauter Kehle zu ſingen, daß es ſchallte vom Aufgang bis zum Niedergang. Und die Fürſten ſchämten ſich nicht, daß ihre Unterthanen ſolche Narren waren. Meinſt Du, lieber Leſer, es ſei doch ſehr chriſtlich von den deutſchen Fürſten geweſen, daß ſie nicht Krieg begannen gegen die widerſpenſtigen Holländer? Friede und Ruhe ſei ja doch das Beſte und alle Schiffahrtsfreiheit könne nicht helfen, wenn der Donner des Krieges rolle? Leſer, haſt Du je gehört, daß feiges Nachgeben zum Frieden führt und den Frieden erhält? Zweifelſt Du, daß es die heilige Pflicht der Fürſten iſt, das Recht der Unterthanen und die Ehre des Vaterlandes zu ſchirmen? daß es nichtswürdig iſt, ein koſtbares Gut dem gierigen Feinde widerſtandlos hinzugeben, ein Gut, das Gott uns zum Segen verordnet hat? Wozu zahlen die Unterthanen ihre Steuern? Wozu werden die Millionen über Millionen im Soldatenſpiel vergeudet? Wozu dienen die Hunderttauſende exercirender und manöverirender Soldaten? Sie ſollen den Bürger und des Bürgers Recht ſchir-

men gegen des Nachbarn Uebermuth! Sonst ist es doppelter Frevel, doppelter Unsinn, die Millionen zu vergeuden. Weißt Du, weshalb die großmächtigen Deutschen den Holländer nicht sofort zur Achtung heiliger Verträge zwangen? weshalb sie sich sechszehn Jahre lang an der Nase herumführen ließen und dann — nachgaben? Sie hatten keinen Muth! Sie fürchteten sich vor Frankreich, vor Rußland, vor aller Welt. Sie fühlten ihre Ohnmacht, die Ohnmacht des zerrissenen Deutschland. Ihrer großsprecherischen Worte ungeachtet wagten sie es nicht, das Geschick der Schlachten zu versuchen. Außerdem, — es litten bloß einige Millionen Unterthanen. Den Fürsten schadete die Sache nicht allzuviel. Die Fürsten bekamen ihre Steuern. Die Fürsten lebten in süßer Gemüthlichkeit und hatten gute Ruhe. Das ist natürlich in christlichen Staaten die Hauptsache. Zu Alledem waren die Deutschen auch in dieser Sache nicht einig, und — der holländische König war des preußischen Königs vielgeliebter Herr Schwager. Was thut nicht die schwägerliche Liebe! Sie that in diesem Falle noch weit mehr. Preußen, das durch Hollands Widerspenstigkeit am meisten compromittirte Preußen, schließt mit Holland einen Handelstractat. In demselben werden Preußen — gar keine Vortheile dargeboten, Holland dagegen das wichtige Vorrecht, Lumpenzucker gegen einen billigen Zoll in Preußen einzuführen!

Leser, wo ist das Ende zu finden, wenn von Deutschlands Schmach und Schande die Rede ist?! Ein reichhaltigeres Kapitel giebt es nicht! Blicke nach Norden! Da machen es die Dänen mit der Oder und Weichsel ähnlich, wie die Holländer mit dem Rhein.

Alle Schiffe, die aus der Oſtſee in die Nordſee wollen, müſſen an Dänemark den Sundzoll entrichten. Sie müſſen ſich von däniſchen Beamten durchſuchen laſſen von Oben bis Unten. Und wenn ſie deutſche Schiffe ſind, ſo zahlen ſie $1^1/_4$ Procent vom Werthe der Waaren, während Holländer, Franzoſen, Engländer und Schweden nur 1 Procent entrichten! Der König von Preußen hat dem Dänenkönige vor wenigen Jahren die beſten guten Worte gegeben, er möge ſich auf einen billigen Vergleich zur Beſeitigung des Sundzolls einlaſſen. Vergeblich! Die großmächtige Majeſtät in Berlin vermochte es nicht, die Bewohner ihrer Oder- und Weichſelländer von dem ſchimpflichen Zoll zu befreien. Und das war in der Ordnung; was vermag das gute Deutſchland gegen Dänemark! Doch genug! Wir könnten noch hinweiſen auf die ruſſiſch-polniſche Gränze, auf den berüchtigten Cartellvertrag, auf den Ruin von Oſt- und Weſtpreußen, auf die Gränzverletzungen ruſſiſcher Beamten, könnten zeigen, wie dort die preußiſche Großmächtigkeit und Staatsweisheit in ihrer ganzen Glorie uns entgegentritt. Doch — es ſei genug! Leſer, will Einem nicht ſchier das Herz im Leibe brechen? Deutſchland ſo reich, ſo ſchön, ſo groß und herrlich! Seine Völker ſo treu, ſo bieder, ſo verſtändig, ſo tapfer und groß im Kriege! Und doch ſolche Schmach auf Deutſchland! Doch ſeit langen, traurigen Jahrhunderten das heilige Vaterland alſo entweiht und entwürdigt, ſeit langen, ſchmachvollen Jahrhunderten alſo ein Spott, ein Hohn des Auslands, im Kriege wie im Frieden eine Beute des ſtarken, ſtolzen, zuverſichtlichen Ausländers! Es giebt kein Land der Erde, das ſo mit Schmach und Schande

überhäuft, seit Jahrhunderten überhäuft wäre, wie Deutschland! Wie, kein Land? Witterst Du wieder Uebertreibung, Leser? Denkst Du an Italien, Irland, Griechenland unter dem Türkenjoch? Leser, hatten diese Länder die Größe, die Macht, die Hilfsmittel Deutschlands? Kannst Du den Irländer, den Italiener, den Griechen, da er dem Türken verfiel, — kannst Du sie mit dem Deutschen vergleichen? Ich sage Dir, kein Land ist so mit Schimpf und Schande überhäuft, wie Deutschland! Willst Du Vieles mit dem Mangel einer Flotte entschuldigen? Aber warum hat Deutschland keine Flotte? Rußland hat eine Flotte, Dänemark, Schweden u.s.w. haben Flotten, — warum Deutschland nicht? Sind den Seemächten ihre Flotten vom Himmel gefallen? Preußen allein hat in den Friedensjahren mehr als 900,000,000 Thlr. für seine Vertheidigung verausgabt, Oesterreich, die übrigen Länder nach Verhältniß ungeheure Summen. Es sind Milliarden verthan, — warum ist keine Flotte gebaut? Rom hatte auch keine Flotte, als es den Krieg mit dem meerbeherrschenden Karthago begann. Aber es baute Schiffe und nach kaum 50 Jahren war die Herrschaft der Meere errungen und gesichert! Du meinst, Deutschland habe keine Häfen? Das ist die Entschuldigung der Feigheit und Blindheit! Deutschland hat Triest. Deutschland hat Holstein, und mit Holstein Schleswig, sobald es will. Wahrlich, Deutschland hat Häfen! Das einige Deutschland kann Kriegshäfen schaffen an der Ems, an der Weser, an der Elbe und Oder, so viele es will! Und sollte einst ein mächtiges, einiges Deutschland das widerrechtliche Handelsmonopol Hollands bedrohen,

wird Holland dann nicht sein Bündniß suchen und ihm gern seine Häfen öffnen? Ich sage Dir, Deutschland hat Häfen, sobald es erwacht und zum Bewußtsein seiner Größe, seiner Macht und Herrlichkeit kommt!

Leser, Deutschland jetzt und — einst! Leser, die Hoffnung tröstet, aber Hoffnung ohne den Muth der That ist Sünde! Leser, überblicke die vergangenen Jahrhunderte und dann — die Märzzeit mit ihren stolzen Hoffnungen, ihrem großen Siege. Ist's nicht, als ob unwillkürlich das Auge sich feuchte, unwillkürlich im grimmen Schmerz die Faust sich balle, und der Zorn auflodere gegen die Dummheit, gegen die Feigheit, die uns nach dem kurzen Glanze eines strahlenden Morgens zurückgeschleudert hat in die Nacht der Schmach und der Schande! Deutschland jetzt und einst, — Sohn des heiligen Vaterlandes, — einst! Deutscher, wenn der Morgen wieder strahlt, wirst Du schlafen?

V.

Deutschlands Fürsten.

Mit Deutschlands Schmach in nächster Berührung stehen Deutschlands Fürsten. Wir sehen sie an, diese Fürsten, — und wie vereinigt in einem Brennpunkt steht vor unsern Augen Alles, was Deutschland entwürdigt hat. Blickt zurück, prüft, forscht, und Ihr müßt erkennen, — die Fürsten sind das Verderben Deutschlands geworden, die schwere Züchtigung, die über Deutschland ergangen ist.

Wir blicken zurück bis in die Zeiten Karls des Großen, jenes gewaltigen Kaisers, dessen großes, durch sein Siegerschwert nach allen Seiten hin erweitertes Reich sich von dem spanischen Ebro bis zur Raab, die in Ungarn fließt, und von Benevent im südlichen Italien — 7 Meilen östlich von Neapel — bis zur Eider erstreckte, also außer dem heutigen Frankreich das nördliche Spanien, den größten Theil Italiens und in Deutschland Franken, Thüringen, Schwaben, Baiern, das Land jenseit der Ems bis zur Raab, und im Nordwesten das Land der alten Sachsen, Westphalen, Holstein und Hannover umfaßte. Ein gewaltiges Reich! Um dasselbe in al-

len seinen Theilen seinem Herrscherwillen dienstbar zu machen, theilte es Kaiser Karl in Bezirke ein. An der Spitze dieser Bezirke standen Herzöge oder Grafen, Beamte seines Reichs, zu unbedingtem Gehorsam ihm verpflichtet. Sie waren Anführer im Kriege und Verwalter ihres Bezirks im Namen des Kaisers. Ueber ihnen standen die Sendgrafen, königliche Boten, entsandt, um in größeren Kreisen, Sendgrafschaften oder Provinzen, die Verwaltung der Herzöge zu überwachen, Beschwerden wider sie anzunehmen und zu erledigen, oder dem Könige zur Erledigung vorzulegen. Streng war die Unterordnung der Herzöge unter dem Kaiser. Nimmer durfte es ihnen einfallen, mehr sein zu wollen, als des Kaisers Beamte und Diener. Wohl wuchs ihr Einfluß unter schwachen Kaisern, und früh fanden sie in Deutschland Gelegenheit, ihrer Herrschgier Genüge zu thun. Im Jahre 843 hatten die Enkel Karls das Reich ihres Ahnherrn unter sich getheilt und Deutschland war an Ludwig den Deutschen gefallen. Er und der treffliche König Arnulf führten das Regiment mit starker Hand. Als aber in drangsalsvoller, schrecklicher Zeit über Deutschland Ludwig das **Kind** regierte, als unter des Knaben schwacher Regierung von Südosten ungarische Horden verwüstend über das unglückliche Vaterland herfielen, von Norden her die Normannen ihre räuberischen Einfälle wiederholten, — da blühte die Macht der Herzöge auf. Kriegsgeschrei und Kriegsjammer erfüllte das Vaterland von einem Ende bis zum andern! Allein seine Beschützer ließen die Feindesschaaren morden und plündern; — die Schwäche und Rathlosigkeit des königlichen Knaben zur Erweiterung und Befestigung ihrer Macht zu be-

nutzen, das allein war ihr Dichten und Trachten. Aber noch war ihre Zeit nicht gekommen. Noch wachte Deutschlands guter Genius. Noch war im Rathe der Vorsehung eine Zeit des Glanzes und der Herrlichkeit dem deutschen Vaterlande verordnet, damit die Welt erkenne, was es auf sich habe mit einem einigen Deutschland, und die späte Nachwelt im Anschauen der großen Vergangenheit die Begeisterung finde zum Kampfe für eine große Zukunft.

Mit dem Tode Ludwigs des Kindes erlosch in Deutschland das Geschlecht der Nachkommen des großen Karl. Deutschland ward ein Wahlreich, und die Fürsten waren es, welche das Recht der Wahl sich anmaßten. Wohl war das fürstliche Wahlrecht beschränkt durch die Sitte, den erstgebornen Sohn bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger zu wählen. Doch war der alleinige Titel seines Herrscherrechts die Wahl der Fürsten und oft bot das Aussterben eines Königshauses die Gelegenheit zu unbedingt freier Wahl.

Konrad von Fritzlar, Herzog der Franken, war der erste König aus Fürstenwahl. Er war ein Mann voll Thatkraft und edler Gesinnung, dessen geringe Macht jedoch nicht ausreichte, die übermüthigen Großen zu zügeln. Er starb nach kurzer Regierung. Und nun folgten jene Heinriche und Ottone, jene großen Kaiser, die Deutschland auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit erhoben und die Könige Europa's verdunkelten durch ihre schimmernde Majestät! Nun folgt Deutschlands große Zeit, jener Zeitraum von fast anderthalb Jahrhunderten (918 — 1056), in der es mächtig und glorreich dasteht, anerkannt als das Erste im Abendland, seine Feinde zerschmetternd, Ehr-

furcht einflößend allen Völkern Europa's! Wir haben sie oben betrachtet, diese Zeit der Herrlichkeit. Wir haben die Männer kennen gelernt, die Deutschlands Größe gebaut haben, die Männer, deren Werk ein ernstes Wort der Weisheit an die Nachwelt richtet. Hörst Du das Wort, Leser? Hörst Du, wie sie es der Nachwelt verkünden, auf welche Weise man Deutschlands Größe baut? Sie brachen die Macht der Fürsten, die Macht jener stolzen Herzöge, die Deutschland zerreißen und schänden wollten. Sie demüthigten jene fürstlichen Rebellen und zwangen sie durch die Wucht des Kaiserschwertes, gehorsame Diener der deutschen Majestät zu sein. Das war ihre erste, ihre wichtigste Aufgabe. Von der ließen sie nimmer ab, bis sie ganz gelöst war. Sie waren nicht die Narren, die von der freundlichen Bereitwilligkeit, von dem deutschen Sinne der Herren Fürsten freiwilligen Gehorsam erwarteten, nicht die Thoren, die in Zeiten, die große, kühne Thaten forderten, mit einem „Wir dürfen hoffen, Wir können erwarten, Sie werden ja wohl" ihre feigen Seelen trösteten und beschwichtigten. Sie griffen zum Schwerte, stürzten sich in das Schlachtgewühl und trugen kein Bedenken, deutsches Blut in Strömen zu vergießen, wenn es die Einheit, die Macht, die Ehre, das Glück des heiligen Vaterlandes galt. Vor jenen Sentimentalität, die sich „zwischen die Bajonete" wirft, die es nicht über das weichmüthige Herz bringen kann, deutsches Blut zu vergießen, wenn die endliche Erlösung von der Schmach langer Jahrhunderte, wenn die endliche Wiedergeburt des geschändeten Vaterlandes des heiligen Kampfes köstlicher Siegespreis ist, — von dieser Sentimentalität wußten jene Kaiser Nichts! Sie

ſtellten ſich an die Spitze ihrer Getreuen, an die Spitze Aller, die ein Herz für das große, einige, freie Vaterland hatten, und zerſchmetterten die gekrönten Rebellenhäupter! So ward Deutſchland groß, mächtig, frei und glücklich. — Damals, meint Ihr, war eine andere Zeit! Jawohl, damals war eine andere Zeit! Damals gab's in Deutſchland Männer in großer Zahl. Männer ſtanden an Deutſchlands Spitze. Männer, deutſche Männer arbeiteten am Bau ſeiner Macht und Größe. Später führten Kammerherren, Kaufherren, Buchhändler u. ſ. w. das große Wort, auch Geheimräthe, Menſchen, die im Kriechen und Schmeicheln ihren Ruhm und das Glück ihres Lebens finden. Das iſt der gewaltige Unterſchied. Im Uebrigen iſt Deutſchland auch heute noch Deutſchland, d. h. ein Land mit unerſchöpflichen Hilfsquellen, ein Land, das dem Nachbar im Oſt und Weſt Reſpect einflößen wird, ſo bald es das einige und freie Vaterland ſtarker, ſtolzer Männer geworden.

Deutſchland ſank von der Höhe ſeiner Macht herab, unaufhaltſam, in immer tieferes Verderben. Der alleinige Grund ſeines jähen Falles war die Herrſchſucht ſeiner Fürſten.

Heinrich III. ſtarb im kräftigſten Mannesalter 1056. Ihm folgte ſein Sohn, ein blühender, geiſtvoller, mit den Keimen menſchlichen Adels reichlich ausgeſtatteter Knabe, Heinrich IV. Bis er zum Manne reifte, ſollte Agnes von Guienne, des dritten Heinrichs edle Wittwe, als Vormünderin des Sohnes in Deutſchland das Regiment führen. Sie war ein edles Weib voll Einſicht und Muth, mild und ſanft gegen Feinde, die Freunde durch Wohlthaten feſſelnd.

Hätte den Fürsten das Vaterland am Herzen gelegen, wahrlich, seine Macht wäre ungeschwächt geblieben. Sie konnten die Kraft des schwachen Weibes sein, und die liebende Mutter hätte mit sorglicher Hand gepflegt, was Edles und Großes in des Knaben Seele lag. Aber die Fürsten wollten sich, nicht das Vaterland. Unterworfen hatte sie des großen Kaisers starker Arm. Jetzt sollte die Zeit ihrer Herrlichkeit kommen. Die Gelegenheit war günstig. Mit frecher Gewaltthat traten sie der kaiserlichen Wittwe entgegen. Sie raubten der Mutter den Sohn, rissen die vormundschaftliche Regierung an sich und sorgten mit teuflischer Klugheit für — die Verführung, für das sittliche Verderben des lebendigen, leidenschaftlichen Knaben. Als der junge Mensch die Zügel des Reichs ergriff, da zeigte sich bald in Thaten des Hasses und der Leidenschaft der Fluch der verpesteten Kindheit. Und wo waren die Großen des Reichs? Wo waren sie, die des jugendlichen Kaisers erste und treueste Freunde zu sein die heilige Verpflichtung hatten? Sie traten als Empörer auf wider ihren rechtmäßigen Herrn und Kaiser. Und als der beleidigte, der schwer und schamlos gekränkte Kaiser die frechen Uebelthäter gezüchtigt und ihnen nach errungenem Siege das harte, aber gerechte Gesetz des Friedens dictirt hatte: — da beschworen sie wider ihn einen Feind, dem der Kaiser erliegen mußte. Sie riefen — den Pabst zur Hilfe wider ihren Kaiser. Leser, Du kennst den Papst, den Gregor VII., jenen „alten, kranken Priester ohne Geld, ohne Eisen, ohne Land, aber gewaltig durch Seelenstärke." Du kennst den stolzen Plan, den sein gewaltiger Geist ausbrütete, alle Könige der Christenheit zu Vasallen seines Stuh-

les zu machen und bei Dem zu beginnen, der vor Allen der mächtigſte und zugleich des Papſtes rechtmäßiger Herr war, bei dem Kaiſer der Deutſchen, Heinrich IV. Du weißt, mit welcher Freude ſeine ſtolze Seele die Klage der deutſchen Fürſten wider ihren Kaiſer aufnahm, wie er ſich aufwarf zum Richter ſeines Herrn, ihn vor ſeinen Richterſtuhl forderte, ihn endlich, als der empörte Kaiſer den frechen Frevler ſeines päpſtlichen Amtes entſetzte, mit dem Bannfluch niederſchmetterte. Steht Dir das empörende Schauſpiel zu Kanoſſa vor Augen, das Schauſpiel, bei deſſen Anblick noch heut der Deutſche ſich erſchüttert fühlt? Da ſteht im Büßerhemd bei winterlicher Kälte, vor der Burg, die den ſtolzen Prieſter beherbergt, — der deutſche Kaiſer, der Sohn des dritten Heinrich! Da ſteht er drei Tage und drei Nächte lang, barfuß und barhäuptig, zitternd vor Froſt, von Hunger und Durſt gepeinigt, anflehend die Gnade des ſtolzen Prieſters, deſſen rechtmäßiger Herr und Gebieter er iſt! Und was hatte den ſtolzen Kaiſer gedemüthigt? Welches fürchterliche Verhängniß hatte den ſtolzen Mann vermocht, ſich ſo fortzuwerfen vor dem Prieſter? Welche hölliſche Macht ſchändete ſo das deutſche Reich in ſeinem Kaiſer? Leſer, willſt Du dem Papſte zürnen! Leſer, — Großes, Koloſſales, die ungeheure Macht des Geiſtes über die phyſiſche Gewalt tritt uns im Papſte entgegen. Zürne ihm nicht! Den Fürſten zürne, die ihren Herrn verriethen. Ihrer Herrſchgier ſollte der Bannſpruch dienen. Sie entboten dem Kaiſer: löſe Dich binnen Jahr und Tag von dem Banne, ſonſt iſt es zu Ende mit Deinem Regiment! Schaudernd erkannte er die Gefahr. Schaudernd erkannte er den Geiſt ſeiner finſtern

Zeit. Die Fürſten wollten den Kaiſer demüthigen und gehorchten dem Papſt um ihrer Herrſchſucht willen, aber die Maſſen, die abergläubiſchen, von feigen Prieſtern gegängelten Maſſen fürchteten des Papſtes Bann. Der Kaiſer mußte ſich löſen. Er mußte nach Kanoſſa, ſollten nicht die verrätheriſchen Fürſten triumphiren. Es liegt Größe in ſeinem Entſchluß, ſich vor dem Prieſter zu demüthigen, Größe in dem Moment, der das Büßerhemd um die Schultern des Kaiſers legte. Die Fürſten aber, deren Verrath es verſchuldete, daß der Prieſter das Vaterland in den Staub trat, verdammt die Geſchichte. Auch ereilte ſie die Rache. Die Lombarden ſchaarten ſich um ihren König. Mit ſchwellenden Kriegsſchaaren ſtürmt Heinrich über die Alpen, findet treue Herzen und ſtarke Fäuſte beſonders unter den Bürgern der deutſchen Städte, auch unter den Biſchöfen und bei einigen Fürſten des ſüdlichen Deutſchland. Bald ſteht er wieder da im Glanze der Majeſtät. Aber lang, wechſelvoll, grauſig war ſein Krieg gegen die Rebellen und den von ihnen gewählten Gegenkaiſer Rudolph von Schwaben. Mit aller Wuth der entfeſſelten Leidenſchaft wurde gekämpft. Durch alle Länder Deutſchlands wälzte ſich der fürchterliche Krieg. In den Gemeinden, im Schooß der Familien wüthete der Hader und zu den Schrecken der Schlachten geſellten ſich Hunger und Peſt. Es war eine fürchterliche, verbrechen- und leidenvolle Zeit über Deutſchland gekommen. Und wer hatte ſie herbeigerufen? Die Fürſten hatten ſie gerufen, indem ſie ihren König und Herrn an den Papſt verriethen. Und ob Heinrich IV. glorreich kämpfte, ob der ſtolze Gregor in der Verbannung ſtarb: — den Päpſten waren die

Waffen gewiesen, vor deren Schrecken die mächtigen Kaiser erbleichen mußten, — die Fürsten hatten die Wege gefunden, auf denen sie fortschreiten konnten, zur Befestigung ihrer wie zur Schwächung der kaiserlichen Macht. Kaiser Heinrich V., des Vorigen Sohn, ein Mann, der im Bunde mit den treulosen Fürsten den Lebensabend seines edlen und starken Vaters durch schändlichen Verrath getrübt hatte, versuchte es, die Macht der Fürsten zu brechen und ihre Abhängigkeit von dem Kaiser neu zu begründen. Vergeblich! Des Papstes Anmaßung unterstützte die Anmaßung der Fürsten, und der Fürsten Ungehorsam stählte die Macht des Bannstrahls, den der Statthalter Gottes schleuderte. Nicht Befestigung der kaiserlichen Macht errang der fünfte Heinrich, wohl aber mußte er erfahren, wie die Macht des deutschen Reiches auch nach Außen abnahm. Der Kaiser, „auf dessen Nacken der Priester trat und der gegen die eigenen Gewaltträger kein Zwangsmittel besaß", war den Völkern nicht mehr furchtbar. Ein Krieg gegen die Ungarn mußte ohne Vortheil und Ehre beendet werden, und gegen die Polen erlitten die Deutschen eine völlige Niederlage. Deutschlands große Zeit eilte mit schnellen Schritten ihrem Ende entgegen.

Soll uns der Glanz blenden, in dem unter den Hohenstaufen, unter Friedrich dem Rothbart und seinem Enkel Friedrich II. der deutsche Name strahlte? Soll uns der Glanz ihrer großen Eigenschaften, ihrer großen Thaten, ihres großen welterfüllenden Ruhmes täuschen? Die deutschen Kaiser Friedrich der Rothbart und Friedrich II. waren große Männer, Männer, wie die Geschichte sie nicht herrli-

cher kennt, voll Kraft, Klugheit und Seelenadel, voll Großmuth und Treue, unbesiegbaren Muthes, hellen Geistes und wohlwollenden Herzens, der Letztere besonders seiner Zeit überlegen durch Bildung und Wissenschaft. Aber wie war das Leben dieser Männer und welches waren ihre Thaten!? Kennt Ihr nicht den entsetzlichen Kampf der Hohenstaufischen Kaiser gegen die übermächtigen Welfen, jenes stolze deutsche Fürstengeschlecht, dessen Besitzungen sich vom adriatischen Meere bis zur Nordsee erstreckten, dessen Macht sich kühn mit der des Kaisers messen durfte? jenen entsetzlichen Kampf, der mit nicht allzulangen Unterbrechungen länger als ein Jahrhundert in Italien und in Deutschland gewüthet und Italien wie Deutschland mit dem Blute seiner Söhne gedüngt hat? Wißt Ihr nicht, daß jene großen Männer, immer von Neuem von dem Statthalter Gottes mit Bann und Fluch verfolgt, immer von Neuem vor der waffenlosen Hand des römischen Priesters erbeben mußten? daß sie immer von Neuem in ihren Vasallen, ihren fürstlichen Unterthanen, die entschlossensten Verbündeten ihrer Feinde, die gehorsamen Diener des fluchenden Papstes fanden? Wahrlich, großartig und kämpfend mit Riesenkraft stehen die Friederiche vor uns. Der Glanz ihrer Thaten erneuert den Ruhm des deutschen Namens bei den Völkern Europa's, und der deutsche Kaiserthron erscheint noch immer als der erste Thron der Welt. Gleichwohl tritt uns der innere Zerfall des deutschen Reichs in der fort und fort wachsenden Macht der rebellischen Fürsten deutlich vor die Augen. Ein Recht der Landeshoheit nach dem anderen wußten diese Herren den kämpfenden, von tausend Gefahren umringten,

von Päpſten verfluchten und von Prieſtern verfolgten Kaiſern abzutrotzen, und während wiederholt das Ausſterben des Kaiſerhauſes den Fürſten die unbedingt freie Ausübung des Wahlrechts geſtattete, benutzten die Fürſten ihre Uebermacht, die ihnen vom Kaiſer übertragenen Lehen zum erblichen Beſitz ihrer Familien zu machen. So mußte Deutſchland zerfallen. Die Zwietracht der mächtigen Fürſten, die des Kaiſers Schwert nicht mehr fürchteten, die nie raſtende Wuth des römiſchen Prieſters fachten Bürgerkriege an, die das Reich zerrütteten und verwüſteten an allen Enden. Unter dem Heldengeſchlecht der Hohenſtaufen ſah Deutſchland greuliche, an Schrecken überreiche Zeiten. Die rohe Leidenſchaft, das kühne Verbrechen führte die Herrſchaft. Geſetz und Recht waren verſtummt und alle Bande der Ordnung zerriſſen. Als des letzten Hohenſtaufen, Konrad's IV., Nachfolger 1256 geſtorben war, da — lieber Leſer, da begehrte kein deutſcher Fürſt die deutſche Kaiſerkrone. Niemand wollte ſie. Des Reichs zerrütteter Zuſtand, der Kaiſerkrone drückende Laſt ſchreckte Alle ab. So weit war es gekommen! Ausländern bot man die weiland mächtigſte Krone der Chriſtenheit feil! König Alphons von Caſtilien wurde von einem Theile der Fürſten gewählt, von dem anderen Graf Richard von Cornwallis, Bruder des engliſchen Königs. Der Erſte kam nie nach Deutſchland. Richard erſchien bald, um — deutſche Kriegsknechte für den Dienſt ſeines Bruders zu werben und den deutſchen Fürſten die bedungenen Preiſe für ſeine Erhebung auszuzahlen. Nur kurze Zeit blieb der deutſche Kaiſer in Deutſchland. Nur ſelten kehrte er auf kurze Zeit zurück. Und als in England aufrühreriſche

Barone (1262) den deutschen Kaiser gefangen setzten und ein Jahr lang gefangen hielten, rührte sich in Deutschland kein Mensch. Die Reichsfürsten bekümmerten sich weder um Alphons noch um Richard. Sie regierten nach eigenem Gutdünken und — das weiland große Deutschland war zerfallen in eine Unmasse von Ländern und Ländchen. In eine Unmasse von Ländern und Ländchen, sage ich. Jene fünf großen Herzogthümer, die wir oben kennen gelernt haben, jene bedeutenden Bruchtheile des gewaltigen Deutschland, deren jedes einzelne eine ansehnliche Macht darstellte, Lothringen, Bayern, Sachsen, Schwaben und Franken, bestanden nicht mehr! Auch sie waren vertheilt, zersplittert, von einander gerissen. Schon früher war Lothringen getheilt in Ober- und Niederlothringen, und beide wieder in viele kleinere Herrschaften zerfallen. Bayern und Sachsen waren lange Zeit vereinigt unter der Herrschaft der mächtigen Welfen. Als aber jenen übermächtigen und übermüthigen Welfen, Heinrich den Löwen, die gerechte Strafe seiner Untreue ereilte, als er besiegt von dem beleidigten Kaiser Friedrich dem Rothbart von der Höhe seiner Macht herabgestürzt war, da zerfiel sein gewaltiges Erbe in eine Menge unabhängiger Staaten. Ein gleiches Schicksal hatten Schwaben und Franken. Sie hatten lange Zeit vereinigt unter dem Scepter der Hohenstaufen das Gegengewicht gebildet gegen die schwellende Macht der Welfen. Als aber das glorreiche Haus der Hohenstaufen seinem Schicksale erlegen, als das Haupt seines letzten Sprößlings, des heldenmüthigen Jünglings Konradin, auf dem Blutgerüste gefallen war, da zerfielen

auch sie. Nicht bloß neue Herzogthümer, neue Fürstenthümer, neue Mark- und Landgrafschaften, neue Pfalzgrafschaften u. s. w. hatten sich gebildet. Auch die Bischöfe und Erzbischöfe, eine Menge von Prälaten, Grafen, Rittern und Herren, die Mehrzahl der Städte (besonders in Sachsen) hatten sich unabhängig gemacht und bei dem Zusammensturz der großen Häuser aus den Trümmern der Besitzungen Dieser ihre Macht zu erweitern gesucht. Sie nannten sich reichsunmittelbar d. h. sie erkannten keine andere Macht über sich, als die des Kaisers und diese — eben nur so weit, als ihnen gut schien. So finden wir gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in dem einigen Deutschland sieben Kurfürstenthümer, siebzehn Herzogthümer, zwei Fürstenthümer, eine Markgrafschaft, drei Landgrafschaften, eine Burggrafschaft, einige zwanzig Bisthümer, viele Grafschaften, fünfundneunzig freie Städte, und außerdem eine Menge von Rittern, welche die Reichsunmittelbarkeit erworben hatten und — auf eigene Faust regierten. Und wie regierten sie?! Welches war ihr Hauptgeschäft? Ihre Länder auszubeuten, den Bauer zu schinden, den Bürger zu berauben, sich unter einander zu zanken, sich zu bekriegen, Deutschland zu verwüsten, niederzutreten, zu schänden, Leser, das war ihr Hauptgeschäft! Leser, das stolzeste und herrlichste Reich der Welt, das Deutschland der Ottone und Heinriche, Europa's Stolz und Schrecken, war zerbröckelt und zerstückelt! Und wodurch? Durch die Niedertracht der Fürsten, deren Nachkommen zum Theil noch heut auf Deutschlands Thronen sitzen.

Lieber Leser! Man wird uns hier wieder bittere Vorwürfe machen. Man wird uns der engherzi-

gen Auffassung, der einseitigen Darstellung geschichtlicher Verhältnisse, des blinden Fürstenhasses, der Uebertreibung und ähnlicher Liebenswürdigkeiten anklagen. Man wird z. B. sagen, das Streben der hohen Aristokratie nach selbsteigener Macht habe in der Zeit gelegen und in unvermeidlichen Verhältnissen seinen Grund gehabt. In Frankreich, in Spanien, in den nordischen Reichen sei dasselbe Streben hervorgetreten, habe nur dort unter anderen Umständen und unter anderen Fügungen des Himmels einen anderen Ausgang gehabt. Ganz recht! Wenn aber die Fürsten sorgfältig darauf speculiren, die Macht ihres Oberhauptes zu brechen, um ihrerseits ungehindert die Völker schinden und plagen zu können; wenn sie keinen Anstand nehmen, im Dienst ihrer Herrschsucht das Vaterland zu verrathen; wenn sie sich empören gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, um für ihre Willkühr freien Spielraum zu gewinnen; wenn sie ihr Wort brechen, ihren Eid brechen, mit dem Reichsfeinde sich verbinden, pflichtschuldigen Gehorsam verweigern, im Augenblick des entscheidenden Kampfes schändlich ihren Oberherrn verlassen, sich freuen, sobald Ausländer den deutschen Kaiser verhöhnen und schänden, alle denkbaren Frevel und Schandthaten auf ihre ruchlosen Häupter laden und eben durch diese Frevel und Schandthaten zu Verderbern des Vaterlandes werden: so haben wir vollkommenes Recht zu der Behauptung, daß das Unglück, der Fluch des geschändeten Deutschland — Deutschlands Fürsten sind. Ihre selbeigene Macht haben Deutschlands Fürsten, d. h. die Väter eines Theiles der hohen Häupter, mit denen wir heute gesegnet sind, durch Ungehorsam, Pflichtverletzung, Verrath, Meineid, Treu-

bruch, durch das Nichtswürdigste, dessen der Mensch fähig ist, erworben und erkauft, also nicht von Gottes Gnaden, sondern durch Teufelsmacht. Nicht Gottes Gnade, sondern Teufelsmacht ist die Grundlage vieler der selbstherrlichen deutschen Fürstenthrone. — Man wird ferner sagen, Zersplitterung sei im lieben Deutschland das Uralte, das historisch Berechtigte, sei ein wesentliches Stück des (christlich- und nicht christlich-) germanischen Staates, demnach — ganz in der Ordnung. Allerdings nennen uns schon die Römer, nennt uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus schon 100 Jahre vor Christi Geburt eine Menge deutscher Völker unter besonderen Fürsten und nicht selten in gegenseitigem, erbittertem Kampfe, die Katten und Friesen, die Chauzen und Cherusker, die Markomannen und Quaden, die Cimbern und Teutonen. Und aus der Zeit Chlodwigs, des Königs der Franken (500 n. Chr.), wissen wir von den Franken, den Friesen, den Thüringern, den Alemannen u. s. w. u. s. w. Ganz recht! Wir wissen von dem uralten historischen Rechte der Zersplitterung im lieben Deutschland. Aber die Fürsten, die Deutschland geschändet und seine Macht untergraben haben, — was wußten sie? Sie wußten, daß Kaiser Karl der Große die Deutschen zusammengeschweißt, durch sein mächtiges Schwert zur Einheit gebracht hatte. Sie wußten, daß sie von Gottes und Rechts wegen des Kaisers Beamte, Vasallen und Diener waren, zur Treue, zum Gehorsam verpflichtet durch historisches Recht und heiligen Eidschwur. Sie wußten, daß die Zeiten der Zersplitterung Zeiten des Elends und des Jammers von jeher gewesen, daß Ungarn und

Normannen und slavische Völker Deutschland verwüstet hatten, so lange die Macht seiner Kaiser geschwächt war. Sie wußten, daß es groß und herrlich, unbesiegt und weltgebietend dagestanden, sobald es Eins geworden war unter einem mächtigen Kaiser, daß sie Feinde, Verderber des deutschen Vaterlandes wurden, sobald sie als Feinde, als Verräther am deutschen Kaiser handelten. Das wußten sie. Wir aber wissen, daß Zersplitterung und in der Zersplitterung Schmach und Schande der Fluch ist, der durch Deutschlands Fürsten über Deutschland gekommen, sein heiliges Recht dagegen, seine Bestimmung und das Ziel seines Strebens — Einheit und in der Einheit Macht und Größe! — Man wird weiter sagen, den Kaisern selbst sei die größte Schuld beizumessen. Ihr unaufhörlicher Kampf um den Besitz Italiens trage die Schuld ihres sinkenden Ansehens und des Zerfallens der kaiserlichen Macht. Allerdings hat der Erwerb des großen Otto, hat die Vereinigung der italienischen Königskrone mit der deutschen dem Vaterlande keinen Segen gebracht. Allerdings hat eben die Herrschaft über Italien den Haß der Päpste auf die deutschen Kaiser gelenkt und dem herrlichen Bau der deutschen Größe das Fundament untergraben. Aber wer trug die Schuld? Wer machte das schöne Italien zum Fluch für Deutschland? Allein, ganz allein Deutschlands Fürsten! Deutschlands Fürsten gaben dem Bannstrahl die zerschmetternde Kraft. Deutschlands Fürsten ließen auf italischen Schlachtfeldern Deutschlands Macht zerbrechen. Hätten sie, wie es treuen Unterthanen und Vasallen geziemte, wie es die Pflicht gegen das heilige Vaterland, die Sorge für seine Macht und Größe ge-

bieterisch forderte, — hätten sie sich um ihren Kaiser geschaart und ihrer von Gott verordneten Obrigkeit Gehorsam geleistet, wahrlich, weder der fluchende Statthalter Gottes, noch die lombardischen Städte, noch irgend eine Macht der Welt hätte den Thron Heinrichs III. unterwühlt! Wer trug die Schuld, daß Heinrich IV. dem Papst unterlag? Nicht der Kaiser. Er sühnte die Sünden seiner Jugend und vollbrachte Großes. Die Fürsten trugen sie, die den Kaiser verriethen. Wer trug die Schuld, daß Friedrich der Rothbart in der Entscheidungsschlacht bei Legnano dem Papst und den Städten Italiens den Sieg überlassen mußte? Nicht der heldenmüthige Kaiser! Ihm lag die Noth, die Gefahr des Vaterlandes am Herzen. Knieend, fußfällig flehte er seinen Vasallen, Heinrich den Löwen, um den Beistand an, zu dem der Verräther verpflichtet war. Dieser Heinrich, dieser deutsche Fürst, der in der entscheidenden Stunde treulos seinen Herrn und Kaiser verließ, trug allein die Schuld! Wer trug die Schuld, daß alle Größe, aller Heldenmuth, alle Begeisterung eines Friedrich II. dem Vaterlande keinen Segen brachte? Wer trug die Schuld, daß unter Deutschlands herrlichstem Kaiser Deutschlands Macht entscheidend gebrochen wurde? Nicht der große, edle, heldenmüthige Kaiser. An den Wunden, die des herrschsüchtigen Priesters Bosheit ihm beibrachte, mußte wohl das edle, kräftige Leben sich langsam verbluten. Deutschlands Fürsten trugen die Schuld! Deutschlands Fürsten und immer Deutschlands Fürsten, wo Deutschland geschändet wird! Das ist der edlen Germania fürchterliches Loos! — Man wird uns außerdem eine sehr gelehrte Frage entgegenwerfen. Wie?

die fünf, die zehn, die zwanzig oder sechszig Fürsten hätten Deutschland zerrissen? Sie, die wenigen Menschen, hätten Das vermocht, wenn Deutschlands Völker fest zum Kaiser gehalten? Sie sollten jetzt die Sündenböcke sein, während es doch die Pflicht der Völker gewesen wäre, den verrätherischen Fürsten das freche Handwerk zu legen? Tragen nicht die Völker den größten Theil der Schuld? Ist nicht ihre Feigheit, ihre hündische Demuth vor den Fürsten der allergrößte Fluch, das allergrößte Unglück Deutschlands geworden? Das ist ganz recht! Allein — wie es so geht in der Welt. Als in unseren Tagen die Frankfurter Herren das sogenannte einige Deutschland endlich fertig hatten, als sie es den harrenden Deutschen in der Gestalt der Reichsverfassung feierlichst darboten: da jubelten die deutschen Völker in Süd und Nord. Sie streckten alle zehn Finger nach der lieben Reichsverfassung aus, schwuren Treue, sprachen von Gut und Blut u. s. w. Man sah es, Deutschlands Völker wollten mit aller Gewalt einig sein. Ja, sie wollten, was man so im täglichen Leben Wollen nennt. Aber da standen den jubelnden und schwörenden Völkern vier Männer gegenüber, die Herren Könige von Preußen, Hannover, Sachsen und Bayern. Die wollten auch. Und wahrlich, sie verstanden zu wollen. Sie wollten das liebe Deutschland so erhalten, wie sie es von den Herren Vätern ererbt hatten. Sie wollten dem lieben Deutschland die Ehre, das seltene Glück nicht rauben, eine Versorgungsanstalt für einige dreißig fürstliche Familien zu sein. Sie wollten es in der christlichen Demuth erhalten wissen und ihm die Aussicht auf gelegentliche Knutenhiebe zur Züchtigung in der Buße nicht rauben. Aus

allen dieſen Gründen wollten die vier genannten Herren die Reichsverfaſſung nicht! Aus purer chriſtlicher Liebe und erprobter ſtaatsmänniſcher Weisheit ſetzten ſie dem jubelnden, millionenſtimmigen Ja der deutſchen Völker ein donnerndes, vierſtimmiges Nein entgegen, und — das Nein galt! Die jubelnden Völker krochen zu Kreuze. Sie waren treu wie Hunde und klug wie Schafe, die vor den Hunden Reißaus nehmen. Wer wollte nun die Niedertracht der Völker den Fürſten aufbürden! Wer wollte heute den Fürſten die Schuld beimeſſen, daß Deutſchland nicht einig geworden! Die Fürſten handelten, wie ſie klug waren, und ihre Entſchloſſenheit, ihren kühnen Muth muß auch der erbitterte Gegner anerkennen. War es damals, war es vor ſechshundert Jahren nicht ähnlich? Muß der Billige nicht auch für jene Zeit die Völker verdammen und die Fürſten freiſprechen? Lieber Leſer, — was iſt es, das wir behaupten? Die Fürſten ſind der Fluch Deutſchlands geweſen! Die Fürſten tragen die Schuld ſeiner Zerbröckelung! Nun, — ſind die heutigen vierunddreißig Fürſten Deutſchlands Segen? Haben die vier genannten Majeſtäten Deutſchlands Einheit zu Stande vereinbart? Sodann — damals! Wie ſtand es damals mit Deutſchlands Völkern? Deutſchlands Völker, d. h. die Maſſen, waren von einer Stufe der Unfreiheit zur andern hinabgeſunken. Von den Tagen Karls des Großen an hatten die Fürſten und Herren unabläſſig darauf hingearbeitet, die Gemeinfreien um ihre Freiheit und ihre Rechte zu betrügen. Die Drangſale unaufhörlicher Kriege, die ſie ſelbſt angeſchürt hatten, waren ihnen zu Hilfe gekommen. Freiwillig hatten ſich die kleinern Beſitzer den Rittern, Klöſtern und

Fürsten zu eigen ergeben, um nur Schutz vor mordgierigen Feinden zu haben. Der zahlreiche Adel, die Grafen, Ritter und Herren waren verhältnißmäßig frei, auch wenn sie Vasallen und Diener der Fürsten geworden. Auch in den Städten fand die Freiheit ein Asyl. Die Massen der Völker dagegen, die Landbewohner zumal, waren dem scheußlichen Loose leibeigener Sclaven verfallen. Der leibeigene Sclav denkt nicht und hat kein Vaterland und weiß nichts von Begeisterung für des Vaterlandes Größe. Er liebt die Scholle, auf der er geboren, ist wie der Hund dem Herrn treu, der ihn füttert und mit Fußtritten bedenkt. Sollten diese Massen leibeigener Knechte, sollte die verhältnißmäßig geringe Anzahl freier Bürger, sollten die Grafen und Herren das Vaterland retten vor der Anmaßung der Fürsten? Die Städtebewohner, ja, sie haben treu zum Kaiser, treu zur gerechten Sache gestanden. Bei ihnen fanden die gemißhandelten Kaiser treue Herzen und starke Fäuste. Sie haben mehr als einmal dem Kaiser den Sieg verschafft und verdanken ihr herrliches Aufblühen zum großen Theil der wohlverdienten kaiserlichen Gunst. Der Adel dagegen war an das Interesse der Fürsten geknüpft, und wo er den Herzögen trotzte, wie diese dem Kaiser, wo er sich zur Reichsunmittelbarkeit emporschwang und seine Besitzungen aus den Trümmern der welfischen und hohenstaufischen Macht vergrößerte, da trat er theils in die Reihe der rebellischen Fürsten dem Kaiser gegenüber, theils war er zu schwach zur Schutzwehr des Kaisers gegen die mächtigen Fürsten. Die leibeigenen Massen folgten blind und gedankenlos ihren fürstlichen und adligen Treibern. Ob sie das Herz des Bruders durchbohrten, ob sie Verräthern dienten, das Va-

terland zerrissen, ihre eigene Schande, ihr eigenes Unglück verewigten, Tod und Untergang den Errettern des geschändeten Vaterlandes brachten, — das Alles war gleich. Sie dachten nicht und prüften nicht. Sie waren Maschinen, fürchterliche Maschinen in der Fürsten Hand. Wer sollte das Vaterland retten vor den habgierigen Fürsten? Wo sind die Völker, denen der Vernünftige die Schuld des untergegangenen Vaterlandes aufbürden könnte? Die Fürsten hatten die Freiheit der Gemeinen zu Schanden gemacht, hatten die Völker in den langen, langen Zeiten fürchterlicher Noth und grauenhaften Elends zu willenlosen Sclavenbanden entwürdigt, — dann trotzten sie immer frecher ihrem Oberherrn, dem Kaiser, und zerbrachen mit ihren Sclavenhorden des Kaisers Macht! Wahrlich, Deutschlands Fürsten sind Deutschlands fürchterlicher Fluch! — Sollen wir noch auf einen Einwand zur Rechtfertigung der Fürsten antworten? Wie, die Zerstückelung Deutschlands habe auch ihren Segen gebracht? Sie sei der Bildung der Völker, der Entwickelung ihrer eigenthümlichen Anlagen und Vorzüge günstig gewesen? Die vielen Hofhaltungen und Residenzen hätten an allen Ecken und Enden Deutschlands ein großartiges Leben hervorgerufen u. s. w.? Lieber Leser, meinst Du wirklich, ohne die zahlreichen Fürsten würde der Geist der Deutschen seine Großthaten nicht vollbracht, seinen Reichthum und seine Mannigfaltigkeit nicht offenbart haben? Ohne die zahlreichen Fürsten sollte der Gegensatz von Süd und Nord, von Bergland und Ebene, von Alpenseite und Meeresseite sich nicht geltend gemacht, sollte im südlichen Gebirgsland nicht die Phantasie, im nördlichen Tiefland nicht das Denken vorgeherrscht haben? Laß gut sein. Auch ohne

die Fürsten würde der Sachsen Neigung zur ernsten Wissenschaft, der Schwaben poetisches Talent, der Franken rasche Auffassungsgabe, der Bayern practische Brauchbarkeit an das Licht getreten sein, würde der Süden seine Dichter, der Norden seine Philosophen gezeugt haben. Dieser Einwand ist ein Erzeugniß ächt preußischgeheimräthlicher Albernheit!

VI.

Deutschlands Fürsten.

(Fortsetzung.)

Richard von Cornwallis, der deutsche Kaiser in England, starb 1272. Die deutschen Fürsten hätten ihm ein ewiges Leben gewünscht. Der Herr im fernen England incommodirte sie nicht und störte sie nicht im heitern Genuß ihrer Selbstherrlichkeit. Achtzehn Monate ließen sie den Thron unbesetzt. Die kleinern Fürsten wünschten zwar einen Kaiser, weil sie des kaiserlichen Schutzes gegen ihre mächtigen Herren Collegen bedurften. Allein auf sie hörte man nicht. Das Recht der Kaiserwahl war im Laufe der Zeit auf die sieben Kurfürsten, die drei geistlichen von Trier, Köln und Mainz, und die vier weltlichen von der Pfalz, von Sachsen, Böhmen und Brandenburg übergegangen. Die mächtigeren Fürsten hatten kein Verlangen, Kaiser zu sein. Was sollte ihnen die Kaiserkrone? Was sollte ihnen die verhängnißvolle Krone, die all' den großen Heldengeschlechtern, die sie getragen, Verderben und Untergang gebracht hatte? Die Kaiserkrone mit ihren Kämpfen und Gefahren, mit ihrem erloschenen Glanze

wollten sie nicht; ohne dieselbe wollten sie selbständige Herrscher sein. Das Reich konnte in Gottes Namen verderben und verkommen, — der Glanz ihres Hauses tröstete sie über des Vaterlandes Schmach und Elend! Sie wollten nicht Kaiser sein, aber auch keinen Kaiser haben. Konnten sie des kaiserlichen Rechts vergessen? vergessen, daß sie dem Rechte nach Diener, Unterthanen, Beamte des Kaisers waren? Erinnerte sie nicht der kaiserliche Name an ihre Unterthanenpflicht? So zögerten sie achtzehn Monat, und schon damals drohte gänzliche Aufhebung der Nationalität. Allein — der Papst verlangte die Wahl des Kaisers. Der Papst hatte in der Person des Kaisers das ganze Reich sich unterworfen. Er scheute denselben Kampf zu beginnen mit den einzelnen Fürsten. Deshalb gebot er die Kaiserwahl, und die Fürsten mußten endlich sich fügen. Aber wen sollte man wählen? Einen mächtigen Fürsten? Nimmermehr! Ein mächtiger Kaiser hätte wohl das Vaterland retten, aber auch — die Selbstherrlichkeit der Fürsten zu Schanden machen können. Mächtig durfte Deutschlands Kaiser nicht sein, das war und blieb der Fürsten Hauptsorge. Das blieb ihre Weisheit durch anderthalb Jahrhunderte. Sobald ein Kaiser gefahrdrohende Macht erworben, endete sein Tod die Kaiserwürde seines Hauses. Die Kurfürsten wählten einen Mann mit geringerer, ihnen nicht gefährlicher Macht. Gleichwohl sollte er kräftig, ehrfurchtgebietend, weise sein, ein Mann, den Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsen, fähig, den fürchterlichen inneren Kämpfen, den unaufhörlichen Befehdungen, den Räubereien und Schandthaten der kleineren Herren von Gottes Gnaden ein Ziel zu setzen, stark genug, die zerrüttete Ordnung

im Vaterlande herzuſtellen und dem niedergetretenen Rechte Achtung zu verſchaffen. Sie wählten Rudolph von Habsburg zum deutſchen Kaiſer. Leſer, nenne mit Ehrfurcht dieſen Namen! Einen herrlicheren Mann konnten die Fürſten nicht wählen. Hätten ſie, belehrt durch die Erfahrungen der Vergangenheit, belehrt durch die Schmach, durch das namenloſe Elend, welches ſeit zwei Jahrhunderten über Deutſchland gekommen war, hätten ſie jetzt allein an das Vaterland gedacht, um des Vaterlandes willen der wachſenden Macht des Kaiſers ſich gefreut und ihm gedient als treue Vaſallen, wir wollten ihnen alle Frevel der früheren Jahrhunderte vergeben um Rudolphs willen! Rudolph von Habsburg hat Großes, Herrliches vollbracht. Zwar als die Kaiſerkrone auf ſein Haupt geſetzt wurde, war ſeine Macht gering, von fern nicht zu vergleichen mit der der mächtigeren deutſchen Fürſten, deren Herr und Kaiſer er geworden. Er ſchlug jedoch den richtigen Weg ein zur Erwerbung kaiſerlicher Macht und zeigte dieſen Weg ſeinen Nachfolgern. Er benutzte den Einfluß, den der kaiſerliche Name noch immer gewährte, ſich eine bedeutende Hausmacht zu erwerben. Früher hatten wohl die Kaiſer, wenn ſie den Kaiſerthron beſtiegen, die Herzogthümer, die ſie vorher verwaltet hatten, andern Fürſten übertragen. Die Verwaltung eines Herzogthums ſchien ihnen der Kaiſerwürde nicht angemeſſen, auch bedurften ſie der herzoglichen Macht in jener Zeit nicht, in der alle Herzöge und alle Herzogthümer Deutſchlands zu den Füßen des gewaltigen Kaiſers lagen. Jetzt war der Kaiſer faſt ohne Einfluß in den Ländern, an deren Spitze Herzöge, Fürſten, Biſchöfe u. ſ. w. ſtanden. Er mußte ſeiner Familie,

seinem Hause Länder erwerben, in denen der Kaiser zugleich als Herzog, als unmittelbarer Fürst Gewalt hatte. Er mußte nach einer Hausmacht streben, um seinen fürstlichen Unterthanen ebenbürtig zu werden, und seinem kaiserlichen Wort Nachdruck geben zu können. Die Kaiserkrone galt nichts, wenn sie nicht Herzogs- und Fürstenhüte zur Grundlage hatte. Das sah Rudolph. Das bestimmte seine und seiner Nachfolger Politik. Sein Krieg mit König Ottokar von Böhmen, der die herrlichen Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain dem deutschen Vaterlande geraubt und entfremdet hatte, gab ihm die Gelegenheit. Er überwältigte den rebellischen König, verlieh die herrlichen Länder seinen Söhnen und legte so den Grund zur Macht des österreichischen Habsburg. Mehr noch als durch seine glorreiche Kriegsthat und seinen Ländererwerb stärkte er das kaiserliche Ansehn durch die Kraft seines weisen, mäßigen, frommen Regiments. Der Adel seines Wesens erwarb ihm die Freundschaft der besseren deutschen Fürsten, seine Klugheit die Gunst der Kurfürsten, seine Thatkraft die Ehrfurcht Aller. „Frieden und Recht zu schirmen, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels," das, so erklärte er, sei seine Aufgabe. Und er schirmte Frieden und Recht. Wie ein segnender Genius waltete er über dem zerrüttetem Reich. Er fragte wenig nach Italien, wenig nach Burgund, — Deutschlands Wiederherstellung war seines Strebens Ziel. Sein ernstes, gewaltiges Wort hemmte die inneren Kriege. Er gebot einen allgemeinen Landfrieden und handhabte ihn mit Kraft und Strenge. Rastlos zog er umher im deutschen Land. Seine Schlösser,

seine Parks, seine Sanssoucis sahen ihn wenig. Wo es Noth that, da war er. Er schützte. Er strafte. Er schlichtete Feindschaften. Er zerstörte die Raubschlösser, sicherte die Landstraßen, erhob an der Stelle frecher Gewalt das Ansehn der Gerichte. Deutschland lebte auf. Zum Acker kehrte der Landmann zurück. Sicher zog der Kaufmann seine Straße. In den Städten blühte das Gewerbe und überall wurden die Grundsäulen bürgerlicher Ordnung neu befestigt. Es erquickt, von Rudolph zu reden. Wenige haben den heiligen Königsberuf erkannt wie Er. Fürsten, Fürsten, gleichet Ihm! Werdet wie Er! Jetzt fluchen Euch die Millionen, dann — würde die Welt euch segnen! — „Wiederhersteller des Vaterlandes" nannten Mitwelt und Nachwelt den großen Rudolph. Führt er mit Recht diesen Ehrennamen? Er hat gethan, was in der Macht eines Mannes stand. Er hat Deutschland gerettet aus einem Abgrunde, hat es zurückgeführt auf den Weg zur Macht und Größe. Daß seine große Arbeit nicht von dauerndem Segen für Deutschland war, daß die alten Zeiten schnell wiederkehrten, — dafür sorgten die Fürsten. Der Habsburger war ihnen zu mächtig geworden. Sie begannen zu zittern. Als Rudolph starb (1291), wählten sie seinen Sohn nicht. Nach jahrelangem Zwischenreich setzten sie, ohne Rücksicht auf des Reiches Wohl, allein ihren Privatinteressen und persönlichen Leidenschaften gehorchend, den machtlosen Adolph, Grafen von Nassau, auf den Kaiserthron, einen Mann, dessen Regierung zu den unglücklichsten und schmachvollsten gehört. Wohl entsetzten sie den Unwürdigen des Reichs und wählten dann Rudolph's kräftigen Sohn, Albrecht I. Aber als Abrecht

nach Recht und Pflicht von den Fürsten Gehorsam forderte, als er nach Recht und Pflicht den Fürsten am Rheinstrom entgegentrat, die den Strom mit Zöllen belastet, Handel und Verkehr der Nation gewaltthätig ihrer Habsucht dienstbar gemacht hatten, als er mit dem Ernst des Gebieters die Freiheit des Rheins erzwang und den Fürsten ihre Abhängigkeit vom Reich ins Gedächtniß rief, erledigte Reichslehen zu Händen des Reichs und des rechtmäßigen Kaisers einzog und mit Fug und Recht darauf ausging, seine Hausmacht zu vergrößern: da entbrannte der Fürsten Zorn. Die am meisten sich verletzt wähnten, standen auf wider ihren Herrn und Kaiser und düngten abermals das Vaterland mit dem Blut seiner Kinder. Wohl trieb der starke Kaiser die Rebellen zu Paaren. Allein als er 1308 der ruchlosen Hand eines Meuchelmörders erlegen war, da wußten sie die Macht der Habsburger unschädlich zu machen. Die Wahlfürsten verkauften die Krone für hohen Preis, für die Bestätigung angemaßter Rechte und Freiheiten, für Geld und Gut an Heinrich (VII.), Grafen von Luxemburg. — Doch wozu frommt es, im Einzelnen Alles aufzuzählen, was die Fürsten weiter gethan, das Vaterland zu verderben, im Innern immer mehr zu zerreißen und seine Macht nach Außen zu untergraben? Immer wiederholt sich dasselbe erschütternde Schauspiel. Jeder Kaiser, der durch eigne Kraft zu Macht und Ansehn gelangt, findet in Deutschlands Fürsten erbitterte Feinde. Bürgerkriege folgen den Bürgerkriegen. Auch der Kampf des Kaisers mit dem Papste erneuert sich unter Ludwig dem Bayer, und ob die Kurfürsten im Kurfürsten-Verein zu Rense (1338) feierlich geloben, das Reich und ihre fürstliche

Ehre schirmen und schützen zu wollen wider Jedermann, ob sie im Interesse des wackeren, vom Statthalter Gottes mit unversöhnlicher Wuth verfolgten Kaisers Ludwig feierlich erklären, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott sei und weder der Krönung und noch viel weniger einer Bestätigung durch den Papst bedürfe, — nach wenigen Jahren wählen sie doch auf Andringen des Papstes den Markgrafen Karl von Mähren zum Gegenkaiser des heldenmüthigen Ludwig. Deutschland fand keinen Frieden. Kaum waren 50 Jahre nach des edlen Rudolph Tode vergangen, und alle Folgen seines großen und edlen Lebens waren verwischt. Das Faustrecht hatte sich mit neuer Kraft erhoben. Gesetzlosigkeit, alle Schrecken frecher Gewalt lagen wieder auf dem geplagten Lande. Die Burgen der Raubritter erhoben sich von Neuem. Die Kriegsflammen loderten in Süd und Nord, und unter dem Gewühl des Krieges trug die Pest in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ihren fürchterlichen Todeskeim von Land zu Land. Diese Plage ging vorüber. Fürchterlicher als sie wüthete der Fürsten Zwietracht. Und diese Plage ging nicht vorüber! Nutzlos war des Landmanns Fleiß. Des Kaufmanns Emsigkeit scheiterte an der Wegelagerer Kühnheit. Da war kein Schutz im weiten Reich. Die Fürsten, welche Schutz gewähren sollten, waren durch ihre Zwietracht, ihre nichtswürdige Herrschsucht des Uebels Hauptquelle. Durch die fürchterliche Noth getrieben, entschlossen sich die Städtebewohner zur Selbsthilfe. Schon in der Zeit vor Rudolph hatte sich am Rhein ein Bund der Städte zur Selbstvertheidigung, und im Norden zu gleichem Zwecke die mächtigere Hansa gebildet. Jetzt

ward (1376 — 1381) der große schwäbische und der rheinische Städtebund gegründet, um Frieden und Recht zu erkämpfen durch Krieg wider die Willkühr der Fürsten und den Uebermuth der Herren vom Adel. Was thaten die Fürsten und die Herren vom Adel? Verderben und Untergang drohten sie den Städten. Sie schlossen auch ihrerseits Bündnisse, und größer als jemals wurde das Unheil. Verwüstender, grauenvoller ist kaum irgend ein Krieg gewesen, als der der verbündeten Städte gegen die Bündnisse der Fürsten. So zerfleischte sich Deutschland. So immer von Neuem findet das Wort seine Bestätigung: Deutschlands größter Fluch sind Deutschlands Fürsten! Und der Kaiser? War kein Rudolph da, den Landfrieden zu handhaben und den Fuß zu setzen auf den Nacken der ländersüchtigen Fürsten wie der raubgierigen Ritter? Ein Rudolph war nicht da! Ueberhaupt bekümmerten sich die Kaiser, besonders jene aus dem Hause Luxemburg (Karl IV., Wenzel, Sigismund; — 1349—1438) wenig um das heilige Reich. Sie hatten nichts von ihm, als das eitele Schaugepränge der kaiserlichen Krone, keine Macht, keinen Einfluß, keine Einkünfte. Sie sorgten deshalb für das Wohl der Staaten, die im erblichen Besitz ihrer Familie waren, und sahen ruhig zu, wenn das Reich, zerschlagen von blinder Fürsten Hand, verblutend in immer tieferes Elend sank. Sigismund freilich gewann einigen Einfluß auf deutsche Fürsten, aber der Erfolg dieses Einflusses war grauenerregend. Die Böhmen, die Hussiten standen auf wider Sigismund, den Mörder des edlen Huß, als er vier Jahre nach Hussens Verbrennung 1419 durch Erb-

recht ihr König werden sollte. Mit Hilfe der Deutschen dachte er die Böhmen zu zwingen und die furchtbaren Hussiten zu bewältigen. Aber die Hussiten kämpften begeistert für ihr Menschenrecht und ihren Glauben. Zur fürchterlichen Wiedervergeltung drangen sie ein ins deutsche Land. Brandstätten und Leichenhügel bezeichneten ihren Weg. Sachsen, Franken, Bayern fühlten das Racheschwert der wuthentbrannten Glaubenskämpfer, und Berlin, Naumburg, Magdeburg, Hameln, Regensburg sahen entsetzt die Fahnen der Unüberwindlichen. Tausend Städte und vierzehnhundert Dörfer sanken in Schutt und Asche. Ganz Deutschland war begraben in Entsetzen und Jammer. Die ganze Heerschaar seiner Fürsten vermochte nicht es zu retten vor der grimmigen Feinde Heer. Wohl standen deutsche Fürsten zum deutschen Kaiser, als das Messer den hochfürstlichen Kehlen drohte. Mehr als hunderttausend Streiter versammelten sich unter Friedrichs von Brandenburg Anführung. Aber nur im Zerstören des schönen, großen Vaterlandes waren die Deutschen groß. Wo es die Errettung von wuthentbrannten Feinden galt, da sank ihr Schwert zu Boden. Auseinander rannten die deutschen Schaaren, Fürsten und Knechte, als das Siegsgeschrei der begeisterten Böhmen in ihre Ohren drang, und auf schimpflicher Flucht wurden ihrer elf Tausend erschlagen. Das war Deutschland!

Unter den Fürstenhäusern, deren Herrschgier, Eifersucht und Neid vor Allen im vierzehnten und im beginnenden fünfzehnten Jahrhundert Deutschland zerrüttet hatte, standen an Macht und Größe oben an die Häuser Bayern, Luxemburg und Oesterreich,

jenes Oesterreich, welches Rudolph von Habsburg gegründet hatte. Nach dem Tode Sigismunds, des letzten luxemburgischen Kaisers (1438), hatte Oesterreich, vom Glücke begünstigt, unter Allen die größte Macht. Ihm gehorchten außer den herrlichen Ländern des südöstlichen Deutschland die erblichen Königreiche Böhmen und Ungarn. Aus diesem mächtigsten Hause wählten jetzt die Kurfürsten den deutschen Kaiser, und von 1438 bis zum völligen Entschlafen des deutschen Reichs (1806) haben mit Ausnahme des einzigen Karl VII. nur Nachkommen Rudolphs auf dem deutschen Kaiserthron gesessen. Die Fürsten hatten ihren früheren Grundsatz der Wahl ohnmächtiger Kaiser aufgegeben. Sie fürchteten auch mächtige Kaiser, d. h. Kaiser mit großer Hausmacht, nicht mehr. Ihre Herrschaft war gesichert, ihr angemaßtes Recht befestigt, zum Theil selbst reichsgesetzlich sanctionirt durch die „goldene Bulle" Kaiser Karls IV. (1356). Sie hatten die Regierungsgewalt in ihren Bezirken. Alle Reichsgüter, alle Reichsrechte hatten sie den Kaisern abgetrotzt, abgedrungen, abgelistet. Weder Gewalt noch Einkünfte blieben den Kaisern in den herzoglichen und fürstlichen Ländern, und auch sein Einfluß auf die freien Reichsstädte war gering. Dem Recht nach war er oberster Lehensherr aller deutschen Lande. In der That besaß der Vasall, der Diener und Unterthan des Kaisers, alle nutzbringenden und gewaltgebenden Eigenthumsrechte. Dem Rechte nach mußten die Vasallen mit ihrem Heerbanne folgen, wenn des Kaisers Machtgebot zum Dienst des Reichs sie rief. In der That folgten die Fürsten dem Ruf der Pflicht

— wenn sie Lust hatten, d. h. selten, zögernd, ohne Uebereinstimmung. Dem Rechte nach hatte der Kaiser die oberste Gerichtsbarkeit über das ganze Land. In der That ward der Ausspruch des kaiserlichen „Hofgerichtes" nicht weiter geachtet, als des Kaisers Schwert reichte. Dem Recht nach waren und blieben die Fürsten Beamte des Kaisers. Reichsgebiet waren die Länder, die ihre Macht begründeten, von Reichswegen ihnen übergeben zur Verwaltung in des Kaisers Namen. In der That waren sie Herren und Meister geworden, die den Kaiser höchstens als den Ersten unter Gleichberechtigten ansahen. Reichsgesetze konnte nur die Versammlung der Stände geben, und ob dem Kaiser der Vorschlag oder die Bestätigung gebührte, er war doch in der Regel nichts weiter, als Diener des Willens seiner fürstlichen und reichsständischen Unterthanen. Ihm war nichts geblieben, als die Erinnerung an die alte Hoheit seines Thrones, als der Nimbus, der aus vergangenen Jahrhunderten die kaiserliche Majestät umstrahlte. Die Fürsten fürchteten den Mann nicht mehr, der, war er nichts als deutscher Kaiser, leicht hätte Hungers sterben können. Deshalb gaben sie der Nothwendigkeit nach, einen durch seine Hausmacht starken Kaiser zu wählen. Nur ein solcher konnte wenigstens äußerlich die Würde der Krone behaupten. Nur ein solcher konnte der Schirm des Reichs gegen völlige Auflösung wie gegen Angriffe von Außen sein. Schon war das Reichsgebiet bedeutend geschmälert. Die meisten arelatischen Länder waren an Frankreich gefallen. Die Schweiz hatte sich losgerissen und behauptete ihre Freiheit als Preis glorreicher Kämpfe und wunderherrlicher Siege. Die Kai-

ferrechte über Italien waren aufgehoben oder der Vergessenheit verfallen, und von der Ehrfurcht, welche einst das Ausland vor dem Namen des großen Deutschland gehabt hatte, waren kaum noch Spuren vorhanden. Trug nicht ein mächtiger Mann die deutsche Krone, so war der Fürsten eigene Sicherheit gefährdet. Solche Erwägungen und ein Rest von Liebe zum großen Vaterlande setzten die Kaiserkrone auf Oesterreichs Haupt und ließ sie bei Oesterreich, bis Napoleon das deutsche Reich mit leichter Mühe zertrat. Und Oesterreich ist groß geworden unter der Last der Kaiserkrone. Das kaiserliche Oesterreich zählte bald zu den Großmächten Europa's. Nicht durch Kraft, nicht durch Weisheit, nicht durch die Tüchtigkeit seiner besseren Fürsten, sondern durch Zufall, durch blindes Glück stieg Oesterreich von Stufe zu Stufe. Der Zufall konnte so große Dinge thun in einer Zeit, in welcher die Völker gleich Heerden für gemeines Erbstück galten und als Aussteuer heirathsfähiger Töchter wie Acker und Vieh, Haus und Hof ins Glücksloos Einzelner geworfen wurden. Durch Heirathen machte Oesterreich sein Glück. Eine Heirath (Maximilians I.) verschaffte ihm das reiche Erbe Burgund, eine andere (Maximilians I. Sohn) die Herrschaft über die spanischen Reiche und die unermeßlichen Länder des neuentdeckten Amerika. So blühte Oesterreich. Aber Deutschland? unser Deutschland? Wir kennen sein trauriges Schicksal, und immer tragen seine Fürsten die ungeheure Schuld.

Wir müssen jetzt das Verhalten der Fürsten aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Die Billigkeit fordert es. Allerdings waren sie dem Recht, dem historischen Rechte nach Beamte, Diener, Un-

terthanen des Kaisers. Allein sie hatten selbsteigene Herrlichkeit, den Herrschertitel und die Herrscherwürde von den Vätern ererbt, hatten die Bestätigung angemaßter Rechte, die Bestätigung ihrer Landeshoheit und der Erblichkeit ihrer Würde durch mehr als einen Kaiser — ob auch oft genug in Folge schändlichen Vaterlandsverraths — erhalten, hatten in der goldenen Bulle ein Reichsgesetz, welches namentlich die Vorrechte der Kurfürsten sanctionirte, und konnten zum Theil die Zeit ihrer Herrschaft bald nach Jahrhunderten berechnen. Können wir es ihnen verdenken, wenn sie die Herrschergewalt als ihr heiliges Recht betrachteten? Können wir ihnen unbedingte Unterwerfung unter den Kaiser zumuthen, dem sie als Ihresgleichen nach freier Wahl wohl einen klingenden Titel und eine schimmernde Würde gegeben, aber jedes Herrscherrecht in ihren Ländern ausdrücklich abgesprochen hatten? Wir können es nicht. Wir können es um so weniger, da sie Fürsten sind, d. h. Menschen, denen Selbstsucht, Dünkel, Ehrgeiz, Herrschsucht angeboren und anerzogen ist. Aber Das können wir von ihnen fordern, daß sie die feierlich übernommene und beschworene, bei den Lehensträgern des Reichs sich ganz von selbst verstehende Pflicht treu erfüllten. Das Reich zu schützen und zu schirmen wider Jedermann, wider den Reichsfeind treu zum Kaiser zu stehen mit ihrer ganzen Macht, das war ihre heilige Pflicht. Daß sie diese nicht erfüllten, daß alle furchtbaren Greuel der Vergangenheit, das namenlose Elend des so oft und so schmählich gemißhandelten Vaterlandes sie nicht zur Erfüllung trieb, daß sie durch schändliche Vernachlässigung derselben wieder und wie-

der zu Vaterlandsverräthern wurden, das ist ihr ungeheurer Frevel, das ist die Sünde, die uns fort und fort die Behauptung abzwingt: Deutschlands Fürsten sind Deutschlands Fluch!

Seit Jahrhunderten, — wir haben es gesehen, — waren die Befehdungen der Fürsten, Ritter und Städte, war das Faustrecht Deutschlands Verderben gewesen. Mehr als irgend ein anderes Land hatte Deutschland gelitten durch solch gräßliches Unwesen, und noch unter der langen Regierung des schwachen, trägen, nichtsnutzigen Kaisers Friedrich III. (1440—1493) hatte es gewüthet mit seltener Unterbrechung. Alle Welt seufzte und jammerte nach Frieden. Alle Welt fühlte die Nothwendigkeit der endlichen Erlösung von dem bluttriefenden Unsinn und forderte seit geraumer Zeit die Abschaffung des Faustrechts. Auch die Fürsten und Ritter sehnten sich nach ruhigerem Genuß, besonders als nach Erfindung des Schießpulvers die „Donnerbüchsen," die „unritterlichen Mordgewehre" ihren Burgen drohten. Auch konnte die frevelhafte Gewalt nicht länger das Regiment führen. Unter dem Geklirr der Schwerter und dem Getöse der Schlachten hatte in der Stille der Klöster und der Studierstuben die Wissenschaft ihr Licht entzündet. Was der Geist schafft in seinen Tiefen, das dringt als heller Gedanke ins Leben hinein und ist gewaltiger als Herrschsucht und frecher Uebermuth. Bildung verbreitete sich. Die Civilisation schritt fort. Die Ideen des Rechts wurden mächtig, und das Gefühl seines Menschenrechts dämmerte selbst in dem gedankenlosen Sclaven. Das Faustrecht war fortan unmöglich geworden. Aber noch hatte sich kaum die Brandung gelegt und der geringste

Sturm der rohen Leidenschaft konnte ihre Wuth erneuern. Wer sollte Ordnung in das Chaos der verworrenen Verhältnisse, wer eine feste Regel in das Dunkel der widerstreitenden Interessen bringen? Wo war die Weisheit und die Kraft, die treue Gesinnung und der beharrliche Eifer zu dem großen Friedenswerk? Einer der edelsten Männer, die je auf einem Thron gesessen, hatte die Weisheit und die Kraft, die treue Gesinnung und den beharrlichen Eifer, Maximilian I., von 1491—1519 Deutschlands Kaiser. Auf seinem ersten Reichstage (zu Worms 1495) gebot er den ewigen Landfrieden mit völliger Zustimmung, ja auf Verlangen aller Fürsten und Stände. Ein ständiges Reichskammergericht wurde neben dem kaiserlichen Hofgerichte zur friedlichen Pflege des Rechts und zur Ausgleichung allen Streits zwischen Fürsten wie zwischen Unterthanen eingesetzt. Wahrlich, dem edlen, treuen, unermüdlichen Maximilian gebührt der Platz vor allen Kriegshelden und Eroberern. Und die Fürsten? Sie hatten das Friedenswerk gewollt und anfänglich gefördert. Als aber die neuen Einrichtungen nicht unbedeutende Geldopfer forderten, als die Herren Fürsten die nöthige Beisteuer zahlen sollten, da verkümmerte ihr Geiz die Früchte des schönen Friedenswerkes. Nicht weniger beschränkte ihr Stolz seine Wirksamkeit. Die Selbstherren fanden ihre Würde verletzt durch die Unterwerfung unter das Gericht des Reichs. Sie wußten zunächst ihre Person, und als das gelungen war, ihre Länder durch das Privilegium de non appellando der Gerichtsbarkeit des Reichsgerichts zu entziehen. Und wo diese anerkannt wurde, da fehlte die Macht, den gerichtlichen Ausspruch zur Gel-

tung zu bringen. Schnell sank das Reichskammergericht herab — zu einem kläglichsten Zeugniß von der inneren Fäulniß des heiligen Reichs. Konnten so die heilsamsten Gesetze, konnte so die Aufstellung eines Reichsregiments oder die Eintheilung des Reichs in sechs und später in zehn Kreise den gehofften Segen bringen? Das Reichskammergericht mag in den kleineren deutschen Ländern, in den Gebieten der freien Städte zumal manchen Streit geschlichtet und Manches beseitigt haben, was früher zum Blutvergießen führte, — doch bleibt die Geschichte der schönen Schöpfung des edlen Maximilian vor Allem eine Geschichte des trotzigen Uebermuthes der deutschen Großen und — der kläglichen Ohnmacht des Reichs. Mehr als einmal ist von den Fürsten der Landfriede gebrochen.

Wir können jetzt über Jahrhunderte mit flüchtigem Blick hineilen. Wesentliches ändert sich nicht mehr. Der Kaiser steht völlig in der Fürsten Hand. Seit Karl V., dem Nachfolger Maximilians, muß jeder Kaiser vor der Wahl eine Wahlcapitulation unterzeichnen, in der ihm die Bedingungen sorgfältig vorgeschrieben werden, unter denen die Herren Fürsten ihn zum Kaiser machen. So konnten diese ohne Frage und Zweifel erhalten, was ihnen an Rechten und Privilegien etwa noch wünschenswerth schien, Alles von Reichs- und Rechtswegen. Ob ihnen auch die Hoheit und Macht Oesterreichs äußerliche Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät abgewannen, — von Herrscherrechten durfte die kaiserliche Majestät sich nichts merken lassen. Auch die Reformation, so herrlich sie ist, so stolz sie von der Macht des Geistes über die brutale Gewalt zeugt, hat auf die politische Gestalt Deutschlands nur verderblichen

Einfluß gehabt. Wohl gab sie Kaiser Karl V. Gelegenheit, die Reichsfürsten an die längstvergessene Machtvollkommenheit des Kaisers, an ihr Unterthanen-Verhältniß gegenüber von Kaiser und Reich zu erinnern. Aber wendet sich nicht das Interesse und der Wunsch des Sieges ab von dem Kaiser, der mit der protestantischen Kirche den erwachten Geist der Freiheit niederdrücken will, und den Fürsten zu, die zwar nicht die Freiheit, aber doch die protestantische Kirche wollen? Kaiser Karl V. war ein mächtiger Herr. Außer der deutschen Krone trug er die der spanischen Reiche. Wie in seinen europäischen Reichen galt seine Herrschaft in den weiten Ländern Amerika's, also daß die Sonne nicht unterging in seinem Reich. Da noch einmal staunte die Welt die Majestät des deutschen Kaisers an, und Karl meinte, die deutschen Fürsten sollten sie auch anstaunen. Er zog aus zum Kriege gegen die protestantischen Fürsten, besiegte ihre Heereshaufen (1547) und nahm den Mächtigsten, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, gefangen. Ein Kriegsgericht verurtheilte den Kurfürsten als Empörer wider die Majestät des Kaisers zum Tode, und auch die übrigen Fürsten mußten sich beugen vor seiner schwellenden Macht. Noch einmal sah das deutsche Reich seinen Kaiser im vollen Glanz der Majestät. Aber der Kaiser mißbrauchte seine Macht. Er wollte Herr auch auf dem Gebiete des Glaubens sein, wollte befehlen, „wie es der Religion halber im deutschen Reich gehalten werden solle." Die Entrüstung über diese Anmaßung, mehr noch der scheußliche Verrath, den der Kurfürst Moritz von Sachsen an dem vertrauenden Kaiser verübte, stürzte diesen von der Höhe seiner Macht

herab, und von Neuem fest begründet für alle Zeiten stand die Herrlichkeit der deutschen Fürsten da! Das Interesse hat sich den Fürsten zugewendet. Protestanten jubeln über Moritzen's Sieg und des Kaisers Fall. Wir können uns jenes Sieges des schlauen Verräthers nicht freuen. Allerdings würde der siegreiche Kaiser für einige Zeit die protestantische Kirche unterdrückt haben. Aber konnte er den protestantischen Geist unterdrücken, wenn er aus Gott war? Konnte er die protestantische Freiheit schmählicher unterdrücken, als sie nach kurzer Frist die protestantischen Fürsten, als sie noch in unseren Tagen Friedrich Wilhelm IV. unterdrückt hat? Die orthodoxe, fürstlich geknebelte protestantische Kirche ist uns verächtlicher, als irgend eine Kirche der Welt, — theurer aber als Alles ist uns das Vaterland! Und das Vaterland, des heiligen Vaterlandes Einheit war gerettet, wenn der Kaiser siegte und den Fuß immer fester auf den Nacken der Fürsten setzte. Er siegte nicht und Deutschlands Schicksal war abermals entschieden! Nur noch mehr zerklüftet war es durch die Reformation, noch größer war die Verwirrung in seinem Inneren, noch unheilvoller die Feindschaft seiner Glieder geworden. Zu den vielen Zündstoffen, die es in seinem Schooße barg, zu dem Neide, der Eifersucht, der Scheelsucht zwischen Kaiser und Fürsten, wie zwischen den einzelnen Ständen, war der Fluch des religiösen Fanatismus, des kirchlichen Hasses gekommen. Lutheraner, Katholiken, Reformirte verfolgten sich wie Todfeinde, und nur mühsam gelang es den besseren Kaisern, den Frieden des zerrissenen Reiches zu handhaben. Nach Außen versank Deutschland immer mehr in Ohnmacht und Schwäche. Wo es auch galt,

seine Ehre zu retten, überall machte sich der Fürsten schmähliche Selbstsucht geltend. Von ihnen verlassen, wurden auch wackere Kaiser, wie jener Maximilian I., wie Ferdinand I. und der zweite Maximilian, dem Auslande gegenüber verächtlich und lächerlich. Auf allen Reichstagen, die des Vaterlandes gemeinsame Interessen verhandelten, wiederholte sich das schmähliche Schauspiel, daß die Kaiser um die Hilfe der Fürsten bettelten und der Herren Fürsten Patriotismus anriefen, die Fürsten dagegen um die pflichtschuldige Beisteuer feilschten und markten, kärgliche Versprechungen gaben, um auch diese — Angesichts der Noth des gesunkenen Vaterlandes — hinterher nicht zu halten. Der Türken wachsende Macht drohte dem Reich. Jahrhunderte lang waren die Türken der Schrecken der Deutschen. Aber die Kaiser vermochten es nicht, mit Nachdruck wider den fürchterlichen Reichsfeind zu streiten. Wie sie baten, ermahnten, flehten, — keine Macht der Welt konnte den Patriotismus der Fürsten wecken. Ferdinand I. (1558 – 1564) hatte auf seinem ersten Reichstage den Fürsten eine kleine Geldhilfe abgedrungen, wie er selbst später laut klagte, kaum hinreichend, 1500 Reiter und ein Regiment Fußknechte ein paar Monate lang zu unterhalten. Auch diese erbärmliche Geldhilfe zahlten sie nicht, und Ferdinand mußte dem Helden Solyman zeitlichen Waffenstillstand durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten abkaufen! Eine Flotte Spaniens und der italischen Staaten vernichtete (1571) unter der Anführung des Helden Don Juan d'Austria in der Schlacht bei Lepanto die türkische Seemacht. Aber auch als so die Macht der Türken geschwächt war, als in Kon-

ſtantinopel verächtliche Schlemmer auf dem Throne Solyman's ſaßen, machten nur Niederlagen der Oeſterreicher ungariſche Felder berühmt! An den anderweiten Hauptbegebenheiten dieſer Zeit nahm Deutſchland keinen Theil. In Spanien, in Frankreich, in England, in den nordiſchen Reichen arbeiteten erſchütternde Ereigniſſe an der Umgeſtaltung Europa's, — Deutſchland, das einſt ſo gefürchtete, weltgebietende Deutſchland hatte keinen Einfluß. Theologiſche Zänkereien waren ſeine Heldenthaten. Europa nahm von Deutſchland keine Notiz, bis es ſich daſſelbe zum bequemen Sündenbock aller möglichen politiſchen Frevel der Welt auserſah. So war Deutſchland. Und die Schuld ſeiner Erbärmlichkeit, die Schuld ſeiner Schmach und Schande trug allein die Herrſchſucht, die Treuloſigkeit, der Vaterlandsverrath ſeiner Fürſten! Sie wollten genießen, wollten herrlich und in Freuden leben, wollten die Götter ſein, denen die Millionen in Demuth alle Herrlichkeit der Welt zum Opfer bringen, — des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit war ihre geringſte Sorge. Verweiſt uns nicht zur Entſchuldigung der Fürſten auf die wenigen ſchwachen Kaiſer. Kein Land der Welt hat ſo viele treffliche Könige gehabt wie Deutſchland. Aber auch in keinem Lande der Welt hat die hohe Ariſtokratie ſo beharrlich, ſo conſequent, mit ſolcher Treuloſigkeit und mit ſolchem Glücke an des Vaterlandes Untergang gearbeitet wie in Deutſchland. Das iſt des Pudels Kern. Das iſt der Fluch, der auf Deutſchland laſtet. Verweiſt uns nicht auf den kraſſen Katholicismus, den Proteſtantenhaß der Kaiſer aus dem Hauſe Oeſterreich. Ferdinand I. und Maximilian II.

achteten den Religionsfrieden und handhabten ihn. Hätten die Fürsten um dieſe Männer ſich geſchaart, hätten ſie mit Muth, mit Ausdauer und Begeiſterung zu ihnen gehalten, wahrlich, die Türken wären zerſchmettert und Deutſchland hätte die Achtung der Welt gerettet. Die Fürſten haben Deutſchland geſchändet, und — -- haben nebenbei allen vernünftigen Menſchen aller vernünftigen Jahrhunderte den unwiderleglichen Beweis geführt, daß ein einiges Vaterland mit einer Schaar von ſelbſtherrlichen Königen und Fürſten ein Unſinn iſt. Haben die Fürſten ihre Frevel wider Kaiſer und Reich gut gemacht durch treue Verwaltung der ihnen anvertrauten Länder? Haben dieſe geblüht durch ihre treue Fürſorge! Müſſige Frage! Iſt unter den Schrecken des Fauſtrechts an Blüthe und Wohlſtand der Länder zu denken? Hat nicht erſt die dämmernde Bildung des ſcheidenden fünfzehnten Jahrhunderts und Maximilians edler Eifer das Fauſtrecht beendet oder doch beſchränkt? Und kennſt Du die Bauernkriege nicht? Sie lehren uns, was für die Maſſen der Völker gethan war, wie wenig es die Fürſten verſtanden hatten, eine vernünftige, menſchliche Ordnung der Dinge herzuſtellen. In Franken, in Schwaben, in Bayern und Tyrol, in Lothringen und am Oberrhein, in Thüringen und Sachſen, alſo faſt in allen Gegenden Deutſchlands erhoben ſich die Bauern zum Kampfe der Verzweiflung. Sie erlagen unter dem fürchterlichen Drucke der Frohnen, Zölle und Steuern. In faſt völliger Leibeigenſchaft ſchmachteten ſie auf den Beſitzungen der Fürſten und anderweiter Edelleute. Schlechter als die Laſtthiere wurden ſie gehalten. Ihre heiligſten Menſchenrechte wurden mit Füßen getreten. Man ſtaunt,

wenn man die Forderungen der empörten, wuthentbrannten Bauern lieſt. Sie ſind mäßig und verſtändig. Sie begehren nur Abſchaffung der übergroßen Laſten, nur die Möglichkeit eines einigermaßen menſchlichen Lebens. Natürlich erlangten die Bauern nichts. Sie konnten nichts erlangen, weil ſie durch Mord und Todtſchlag, durch hirnloſe Grauſamkeit ihre gute Sache ſchändeten. Fürſten und Edle ſtanden auf zum Kampf wider ſie und bald erlagen ihre ungeſchlachten Maſſen der Kriegskunſt der Feinde. Die Städtebewohner erfreuten ſich einer beſſeren Lage. Die Städte zumal, die von der Herrſchaft der Fürſten ſich frei zu erhalten gewußt hatten, die freien Reichsſtädte blühten lange durch Handel und Gewerbe. Im Uebrigen wollen wir die Verdienſte vieler einzelnen Fürſten um Kunſt und Wiſſenſchaft, um Gründung von Schulen und Univerſitäten mit Freuden anerkennen. Wir wollen auch ausdrücklich bemerken, daß es zu allen Zeiten einzelne Fürſten gegeben hat, die es treu meinten mit Kaiſer und Reich, treu auf der Seite der kämpfenden Kaiſer ſtanden. Wir heben auch mit gutem Bedacht hervor, daß unter den zahlloſen fürſtlichen Rebellen wider Kaiſer und Reich, unter denen, die ſich vor dem denkenden Vaterlandsfreunde als treuloſe Verräther gebrandmarkt haben, tapfere, kluge, geiſtreiche Männer geweſen ſind, Männer, die in ihren Privatverhältniſſen achtungswerthe Eigenſchaften an den Tag gelegt haben. Wir preiſen verdientermaßen die edlen Fürſten, die als Beſchützer der Reformation ſich große und bleibende Verdienſte um die Welt erworben haben. Nichts deſtoweniger weiß Jeder, der die Geſchichte nur oberflächlich

by Google

kennt: Deutschlands Fürsten haben Deutschland zerstückelt und sind Deutschlands Fluch!

Dürfen wir auch die Greuel des dreißigjährigen Krieges auf das Sündenregister der Fürsten schreiben?

Der Haß der Katholiken und Protestanten hatte die schwarzen Wetterwolken heraufbeschworen, aus denen die Donner dieses schrecklichen Krieges hervorbrachen. Dieser Haß wurzelte in dem Fanatismus der Völker. Wenn er in den Thaten der Fürsten uns besonders offenbar wird, dürfen wir die Schuld des durch ihn entstandenen Unglückes allein den Fürsten aufbürden? Wir dürfen es nicht! Wohl aber müssen wir es anerkennen, daß die protestantischen Fürsten im heiligsten Interesse ihrer Völker handelten, wenn sie gegen die Kaiser sich auflehnten, die ihre Macht schändlich mißbrauchten. Den Kaisern gefiel die protestantische Kirche nicht, und weil sie ihnen nicht gefiel, sollte das rollende Zeitenrad stille stehen, sollte das große Werk des schaffenden Geistes vernichtet, sollte das Heiligthum zerstört werden, in dem die erwachenden Völker ihr Kleinod erkannten und die künftige Stätte wahrer Freiheit ahnten. Weil sie Kriegsheere aufzurichten und auszurüsten die Macht hatten, sollte die Wissenschaft vor ihrem Dictat sich beugen und der Geist in ihren Machtgeboten die Grenze seines Schaffens finden. — Sollen wir die mächtigen protestantischen Fürsten, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg u. A. verdammen, weil sie nicht mit vereinter Kraft sich erhoben, als Kaiser Ferdinand II. die unglücklichen Böhmen niederschmetterte und ihren König, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, verjagte? Allerdings haben die Fürsten durch ihre Mißgunst

gegen Friedrich, durch ihre Theilnahmlosigkeit bei seiner Niederlage viel Unglück über Deutschland gebracht. Allein — Kurfürst Friedrich gehörte der reformirten Kirche an und die Lutherischen haßten die Reformirten fast mehr als die Katholiken. Lag das allein an den Fürsten? Dürfen wir es den lutherischen Fürsten verargen, wenn sie den Haß theilen, der ihre Völker beseelt und in diesem Hasse den reformirten Kurfürsten im Stich lassen? — Sind wir berechtigt, die lutherischen Fürsten anzuklagen, weil sie den ganzen Krieg so erbärmlich geführt, durch ihre Schwäche, ihre Rathlosigkeit, ihre großartige Erbärmlichkeit unsägliches Unheil über Deutschland gebracht haben? Leser, darfst Du es jemals einem Menschen als Verbrechen anrechnen, daß er kein tüchtiger Feldherr, kein großer Staatsmann, überhaupt keine reich begabte Natur ist? daß er in einer Zeit als schwach erscheint, die eiserne Arme fordert und nur dem großen Manne, dem großen Helden und Staatenlenker es möglich macht, Ordnung in die chaotische Verwirrung zu bringen und den aufbrausenden Kräften die Richtung nach gleichem Ziele zu geben? Allerdings ist es empörend, daß kein deutscher Mann es verstand, Gustav Adolph's Hilfe wider den fanatischen Kaiser zu benutzen, ohne dem Ausländer völlig dienstbar zu werden, daß Gustav Adolph mit seinen 15,000 Schweden stark genug war, sich zum gebietenden Herrn des heiligen Römischen Reichs zu machen. Allerdings ist es schmachvoll, daß die mächtigsten protestantischen Fürsten im Frieden zu Prag (1635) von der gemeinsamen Sache der Protestanten feig sich lossagen und ruhig zusehen, wie Franzosen und Schweden das Vaterland verwüsten.

Allein — Deutschlands Fürsten haben über Deutschlands Unglück geklagt und gejammert und geseufzt und bittere Thränen vergossen. Sie hätten gern Frieden gehabt, hätten gern den Ausländer zum Lande hinausgejagt, gern mit ihrem Kaiser sich ausgesöhnt, gern die furchtbaren Leiden ihrer Unterthanen gemildert. Es war nicht, wie früher, ihr Verrath, ihre Treulosigkeit, ihre Verweigerung pflichtschuldigen Gehorsams gegen den Kaiser, was Deutschlands Unglück verschuldete. Es war das fürchterliche Verhängniß, daß seine Fürsten damals, wie so oft, schwache, ungeschickte Menschen waren, Menschen, die nicht höher, wohl aber tiefer standen, als Viele ihrer Zeitgenossen.

Dürfen wir wünschen, daß der Ausgang des Krieges ein anderer gewesen wäre? daß Kaiser Ferdinand obgesiegt hätte über die Schweden wie über die Fürsten des Reichs? Kaiser Ferdinand hatte es im Laufe des dreißigjährigen Krieges in seiner Macht, die alte Kaiserherrlichkeit zu erneuern. Damals, als die Macht der protestantischen Fürsten gebrochen war, als vor Gustav Adolph's Ankunft Wallenstein mit den siegreichen kaiserlichen Heeren ganz Deutschland überschwemmt hatte und jeden Feind des Kaisers mit leichter Mühe unterdrücken konnte (1626—1630): damals stand es in des Kaisers Hand, die deutschen Fürsten, protestantische wie katholische, „zum Range der spanischen Granden" herabzudrücken. Hätte er Wallensteins ungeheure Uebermacht benutzt, wie er es konnte und wie Wallenstein es beabsichtigte*), anstatt den gewaltigen Feldherrn auf das arglistige Drängen

*) cf. Gfrörrer in seinem Leben Gustav Adolph's.

Maximilians von Bayern seines Amtes zu entsetzen und seine Kriegsvölker zu entlassen; hätte der verdüsterte Pfaffenknecht, der fanatische Jesuitenzögling mehr an die Macht des deutschen Vaterlandes als an den päpstlichen Pantoffel gedacht; hätte er mehr auf die Stimme der Vernunft als auf das heuchlerische Gerede der Pfaffen und Jesuiten, mehr auf Wallenstein als auf Maximilian gehört; hätte er nur zu einiger Billigkeit gegen die Protestanten sich erheben können: wahrlich, der Glanz der kaiserlichen Majestät hätte ihn umstrahlt wie die Mächtigsten seiner Vorfahren! Wollte Gott, daß er mehr Kaiser als Pfaffe gewesen, daß er für ewige Zeiten, gründlich und nachhaltig, mit Wallensteins Schwert der Fürsten Selbstherrlichkeit gebrochen hätte! Allerdings würde mit ihm das böse Princip, das der Knechtschaft, gesiegt haben. Allein haben die selbstherrlichen deutschen Fürsten ein anderes zur Geltung gebracht? Allerdings würde sein Sieg die protestantische Kirche gefährdet haben. Allein haben die protestantischen Fürsten das heilige Recht der Protestanten geachtet? Hat uns nicht noch die Zeit Friedrich Wilhelms IV. den Scandal des Eichhornschen Unsinns gezeigt? Stirbt der lebendige Geist, wenn Fürsten grollen? Ist die Kirche der lutherischen Pfaffen besser, als die der katholischen? Nur die protestantische Kirche, durchweht, belebt, und getragen vom freien protestantischen Geiste, ist ein Gottessegen. Dieser Geist aber weicht, ist seine Zeit gekommen, vor Ferdinand II. so wenig wie vor Friedrich Wilhelm IV. Der Sieg Ferdinands konnte die Einheit Deutschlands retten, konnte Deutschland vor der Schmach, vor dem namenlosen Elende bewahren, wel-

ches wir oben geschildert haben. Jetzt ist Deutschland nach Innen wie nach Außen geschändet, und der Westphälische Friede hat seine Schande besiegelt und reichsgesetzlich bestätigt.

Zwar verordnete der Westphälische Friede, daß die Oberhoheit des Kaisers als Band der Vereinigung für alle Bruchtheile des weiland großen deutschen Reichs fortbestehen und von allen seinen Fürsten und Ständen gebührend respectirt werden soll. Aber derselbe Westphälische Friede verordnet zugleich durch ein Reichsgesetz, daß diese Oberhoheit des Kaisers ein leerer Titel, ein Scheinwesen ohne Fleisch und Bein, ein phantastisches Gebilde ohne Wirklichkeit sein soll. Durch ein Reichsgesetz spricht er den deutschen Ständen das volle, uneingeschränkte Recht der Landeshoheit zu. Einzelne Redensarten und leere Floskeln sollen die kaiserliche Oberhoheit schützen, — aber haben je Redensarten Macht gehabt gegen Schwerter und Kanonen? Reichsgesetzlich zerfällt das Reich in Trümmer. Was der beharrlich und consequent durchgeführte Vaterlandsverrath, was eine durch Jahrhunderte bewährte, beispiellose Herrschgier wider Gesetz und Recht gegründet und gebaut hat, das steht jetzt in stolzer Sicherheit da auf dem festen Grunde eines Reichsgesetzes. Franzosen und Schweden hatten den Kaiser überwunden. Schwedens Heeresmassen hausten in des Kaisers Erblanden. Der Kaiser mußte sich fügen. Die Fürsten triumphirten und mit ihnen — Deutschlands erbittertste Feinde. Als das Vaterland nach dreißigjährigem Kriegselend im Blute schwamm und von Brandtrümmern erfüllt war, da sorgten die Herren Fürsten

mit beharrlichem Eifer für — die Fortdauer des namenlos scheußlichen Zustandes!

So hat sich Deutschlands fürchterliches Geschick vollendet. So, auf diesem Wege, durch diese Mittel haben Deutschlands Fürsten den Thron ihrer Herrlichkeit gebaut. Leser, noch bieten sich zwei Jahrhunderte unserer Betrachtung dar. Sollen wir die Thaten der selbstherrlichen deutschen Fürsten aus diesen zwei Jahrhunderten verzeichnen? Sollen wir die Fürsten schildern? Sollen wir erzählen, wie deutsche Fürsten ihre Macht mißbraucht, sich und die Länder ihrer Herrschaft geschändet haben? Wir haben es nicht nöthig. Wir wollen es nicht. Redet die Geschichte Deutschlands doch laut genug! Ist die Geschichte seiner Schmach, seines Elends, seines immer tieferen und gräulicheren Verfalls doch zugleich die Geschichte und die Schilderung seiner Fürsten! Wir haben die Schmach geschildert, die seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges auf Deutschland gelegen. Seht Ihr in dieser Schilderung nicht deutlich die Gestalt der Fürsten? Zeigt uns nicht Ludwig XIV., nicht Napoleon der deutschen Fürsten ganze, unermeßliche Erbärmlichkeit? Wären ihre Thaten, wären Ludwigs Räuberzüge, der Mordbrenner gräßliche Arbeit, des Vaterlandes unermeßlicher Jammer, wären Napoleons glänzende Siegeszüge, des Helden schnelle, immer erneute Triumphe über das große Deutschland möglich, wären sie denkbar gewesen, wenn Männer, kluge, starke, für das Vaterland begeisterte Männer an der Spitze der deutschen Völker standen? — Leser, wir könnten mit leichter Mühe eine sehr specielle Schilderung der deutschen Fürsten geben. Wir brauchten uns

nicht sonderlich zu bemühen. Wir dürften nur abschreiben. Ein vornehmer Mann, ein scharfblickender Geschichtsschreiber, der Geheimerath und Professor F. C. Schlosser in Heidelberg, hat eine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs geschrieben. Er hat in diesem Werke die deutschen Fürsten ruhig, besonnen, wahrheitsgetreu geschildert. Er ehrt einen Friedrich II., eine Maria Theresia, einen Joseph II., wie sich's gebührt. Er sucht alles Gute hervor, was man möglicher Weise deutschen Fürsten nachsagen kann. Er ist durch und durch gerecht. Leser, lies seine Schilderungen, und die Haare steigen Dir zu Berge vor Entsetzen. Leser, welches sind die Thaten, die Bestrebungen der deutschen Fürsten gewesen!? Ihre Stände um das letzte ihrer Rechte zu betrügen, wie sie die Kaiser um ihr Kaiserrecht betrogen hatten; ihre Unterthanen zu völlig recht- und willenlosen Sclavenbanden herabzudrücken; unumschränkte Herrscher und Gebieter auch über die Geldbeutel ihrer „Lieben und Getreuen" zu werden; ihre Völker auszusaugen wie Vampyre; Gold zu gewinnen auf jegliche Weise; wie Herrgötter dahinzufahren über seufzende, hungernde Völker: das, Leser, das sind die Thaten der deutschen Fürsten gewesen in ihrer übergroßen Mehrzahl. Die Geschichte, die beglaubigte und bewährte Geschichte tritt auf als ihr furchtbarer Ankläger! Leser, Du kennst das Kriegselend der letzten Jahrhunderte. Die Zwischenzeiten des Friedens benutzten die Fürsten. Unter den schändlichsten Titeln, zum Theil auf eine Weise, die jedes Menschengefühl empört, mit Verleugnung jeder Billigkeit und jeder Schonung entpreßten sie ihren Völ-

fern ungeheuere Summen. In äußerer Pracht und Herrlichkeit zu leben, Schlösser zu bauen, Kammerherren und Maitressen zu halten, straflos zu schwelgen, sich zu baden im Schlamme der Lüste, das, o Leser, das betrachteten die Meisten als das wesentlichste der fürstlichen Vorrechte und Privilegien. Den Königen Frankreichs es gleich zu thun in wüster Verschwendung, das war das Ziel ihres Ehrgeizes.

Leser, meinst Du, der bessere und edlere Geist der neueren Zeit habe dem gerügten fürstlichen Unwesen ein Ziel gesteckt? Leser, getraueſt Du Dir dieser Meinung Geltung zu verschaffen? Zählst Du die Zeit der Franzosenherrschaft der neueren Zeit an? Nun, willst Du leugnen, daß in dieser Zeit die deutschen Fürsten sich theils feig und erbärmlich, theils dumm und einfältig, theils verrätherisch und niederträchtig gezeigt haben, so willst Du die Wahrheit nicht sehen. Und als die treuen Völker ihre Fürsten aus der napoleonischen Gefangenschaft befreit, durch freudige Dahingebung, durch ungeheuere Opfer und unerhörte Anstrengungen die Befreiung des Vaterlandes erkämpft hatten, als die Fürsten nach menschlicher Berechnung den Völkern unbezahlbaren Dank schuldeten und überfließen mußten von Gefühlen des Dankes gegen ihre Befreier, — was thaten die Fürsten da? Du weißt es, Leser. Sie betrogen die Völker. Sie brachen ihr Wort. Sie schmiedeten neue, schmachvollere Fesseln. Sie lebten in Herrlichkeit und Freuden, blähten sich in verächtlichem Stolze und gebährdeten sich, als wären sie Götter. Die Völker klagten, seufzten, hungerten.

So ist's gewesen im lieben Vaterlande!!

VII.

Deutschlands Einheit.

Der Sturm brauste. Erstickende, giftige Nebel hatten alles fröhliche Leben gehemmt und den gemißhandelten Völkern selbst das Athmen erschwert. Sie verflogen in einem erschütternden Augenblick. Alles athmete frei auf. Der langen finstern Nacht folgte ein heller Tag, und — dem Sonnenlicht jauchzte die Welt entgegen. Todte wurden lebendig. Michel schüttelte den Schlaf von seinen Riesengliedern, führte kräftige Streiche und — war Sieger zu seinem eigenen Erstaunen! Befreite Völker jubelten, frohlockten in stolzer Hoffnung einer schönern Zukunft entgegen. Die Gewaltherren zitterten auf ihren wankenden Thronen. Sie zitterten und bebten. Sie fürchteten den Zorn der Völker, denn sie wußten, daß sie den Zorn der Völker verdient hatten. Mit Bleigewicht lag das Bewußtsein ihrer Sünden, der Sünden und Frevel langer, langer Jahre auf ihnen. Aber die Völker waren glücklich. Sie dachten nicht an Rache, nicht an Strafe. Sie vertrauten und hofften. Sie stützten die wankenden Throne. Sie ehrten die Fürsten in ihrer Niederlage. Sie waren edel! Der Edle will, wenn der Retter gekommen, — Versöhnung!

Die Revolution war dem besonnenen Deutschen ein heiliger Erlöser aus fürchterlicher Noth, ein Erretter aus tiefem, greulichem Elend. Schmachvoll war die Lage, in der sich dem Deutschen die Welt hin-

geſchleppt hatte ſeit Jahrhunderten. Schmachvoll über jeden Ausdruck war ſie geworden in den letzten Jahrzehnten. Es ſei nicht ſo ſchlimm geweſen? Es ſei Uebertreibung, es ſei Verleumdung in dieſen Worten? Es ſpreche ſich in ihnen ein milzſüchtiges Verkennen vieler guten, erfreulichen Erſcheinungen aus? Meinſt Du, Leſer? Ja, ich höre ſolche Worte. Ich kenne ſie. Ich kenne die Gedanken der Selbſtſüchtigen, die die Welt im freundlichſten Lichte ſehen, wenn es ihnen wohl geht, wenn ihr Acker lohnt, ihr Geſchäft blüht, ihr Tiſch beſetzt iſt, ihr Ehrgeiz durch Orden und Titel reichliche Nahrung findet. Ich kenne ſie. Ich kenne die fürchterliche Macht, welche die Selbſtſucht über die Menſchen übt. Ich kenne auch die Gedanken verblendeter Pietiſten, die Beſtrebungen ehrgeiziger Prieſter und Pfaffen, die keine Ahnung haben von der herrlichen Beſtimmung des Menſchen, und theils aus ſchnöder Selbſtſucht, theils aus Bornirtheit eifrige Helfershelfer treuloſer Gewaltherren werden. Sie wiſſen, daß das nebelhafte Reich ihres Unſinns nur unter der ſchützenden Obhut allergnädigſter Abſolutmonarchen geſichert iſt. Sie wiſſen, daß die Sonnenſtrahlen der Freiheit die Nebel zertheilen und mit unwiderſtehlicher Macht Licht auch in die verdüſterten Geiſter ihrer Pfleglinge tragen. Darum rühmen ſie die Vergangenheit. Aber ich frage Dich, ernſter, prüfender, beſonnener Mann, war dieſe Vergangenheit nicht ſchmachvoll über jeden Ausdruck? War Deutſchland nicht ein Spott des Auslandes, ein Gegenſtand des Mitleids und der Verachtung? War es nicht dem Uebermuthe ſeiner Nachbaren ſchutzlos preisgegeben? Unterlag es nicht dem kleinen Holland wie in unſern

Tagen dem winzigen Dänemark? Lag nicht die Absolutmonarchie mit ihrem fürchterlichen Unsegen auf Deutschlands Völkern? Entwürdigte, schändete sie nicht sonst edle Völker? Erstickte sie nicht die Menschenwürde, das stolze Selbstbewußtsein, den kühnen Mannesmuth? Erzog sie nicht ein elendes, kriechendes, schleichendes Geschlecht von Knechten? Waren nicht Deutschlands Völker rechtlos, völlig rechtlos ihren Gewaltherren gegenüber? Wurde nicht mit feierlichen Versprechungen ein schändliches Spiel getrieben? Wurde nicht systematisch an der Entsittlichung, an der geistigen Niederdrückung der Völker gearbeitet? Und wie, — mußten wir uns nicht schämen vor dem freien und in seiner Freiheit stolzen Ausländer? Wir mußten uns von Polizeispionen gängeln, von Geheimeräthen und Präsidenten wie Knaben behandeln lassen! Wir flehten, jammerten, bettelten um einiges Recht, und man verhöhnte uns. Wir zogen uns zurück auf das Gebiet der Kirche, wollten wenigstens frei denken, forschen, singen und beten, — und man griff mit ruchloser Hand selbst die protestantische Freiheit an. Wir flehten, — so feig, so erbärmlich, so niederträchtig waren wir geworden, — wir flehten um Schonung und Geduld bei diesem greulichen Attentat, — und man versagte uns die Schonung. Unsere Denker hatten mit großen Erfolgen das Feld der Wissenschaft bebaut; wir standen in mehr als einer Hinsicht da als die Lehrer der Welt, und — mußten es erleben, daß bornirte Minister den Männern der Wissenschaft Lehren zu geben wagten über die Gränze der Wissenschaft. Das Alles haben wir erlebt, und wie, unser Zustand wäre nicht ein schmachvoller gewesen? Und kannst Du es leugnen, daß kein

Reichthum des heimathlichen Bodens, kein überreicher Erndteſegen, kein Fleiß, keine Sparſamkeit bei den wahnſinnigen Anforderungen der abſolutmonarchiſchen Regierungen dem hereinbrechenden Elende Schranken ſetzen konnte? daß dem beſſeren Menſchen das Herz bluten mußte, wenn ſein Auge auf die Millionen und aber Millionen verwahrloſter, verkommender, jammernder Menſchen fiel? — wenn er hören mußte, wie die ſentimentale Albernheit vieler Großen, ihre ſcheußliche Frömmigkeit und nichtswürdige Andacht dieſe Hungerleider wie zum Hohne „Brüder in Chriſto“ nannte? Kannſt Du es leugnen, daß viele Fürſten wie Wahnſinnige im Schweiße ihrer Unterthanen ſich badeten? daß ſie in Zeiten fürchterlicher, allgemeiner Noth, in Zeiten, da Tauſende jener „Brüder in Chriſto“ vor Hunger umkamen, herrlich und in Freuden lebten, als wäre Alles gut und ſchön, wenn ſie befriedigt ſind? Kannſt Du es leugnen, daß man in den größten und meiſten Ländern Deutſchlands den Unſinn ſo weit getrieben hatte, das ſchwarze, trockene Brodt des Hungerleiders zu beſteuern? daß man hochbeſoldete Staatsämter in Unmaſſe gründete, um die Söhne der Adeligen und anderer begnadigten Kreaturen auf Koſten des Volkes und mit dem Schweiße des Volkes ſtandesmäßig zu verſorgen? daß man an Miniſter, Präſidenten, Geheimeräthe Hunderttauſende vergeudete, während die Bitten der „kleinen Leute“ aus „Mangel an Fonds“ in Gnaden abgeſchlagen wurden? daß man ſchmachvoll mit dem Gute des Volkes gewirthſchaftet? daß man gegen Vorſtellungen, Bitten, Beſchwerden die Ohren verſchloſſen, und in tauſend Fällen es geradezu unmöglich gemacht hatte, gegen

Höhergeſtellte, gegen Behörden zumal ſein ſonnenklares Recht zu erhalten? Doch wo ſollten wir aufhören, wollten wir die Vergangenheit in ihrer ganzen Scheußlichkeit ſchildern! Uebrigens wiſſen wir ſehr wohl, daß wir Aehnliches ſchon öfter geſagt haben. Wir denken es auch heute nicht zum letztenmal zu ſagen. Kommt nur her mit Eurem: es war nicht ſo ſchlimm! Immer von Neuem will ich Euch entgegendonnern, was kein Menſch, der nicht blind und taub iſt, leugnen kann, was Jeder in der Stille ſeines Herzens zugeſtehen muß, ob er auch in ſchlauer und weltkluger Berechnung öffentlich ſich anders erklärt. Immer von Neuem will ich ans Licht ziehen, was von Manchen ſo gern der Vergeſſenheit übergeben wird. Immer von Neuem, — bis — — der Sieg errungen!!

Die Revolution mußte als Erretter und Heiland, mußte ihrer Opfer ungeachtet als ein unermeßliches Glück, als ein Gottesſegen begrüßt werden. Sie war die Morgenſonne nach ſchwarzer, unheilbrütender Nacht, der reinigende Sturm, der dem Frühling vorangeht. So mußte ſie Jedem erſcheinen, den nicht der Teufel der allernichtswürdigſten Selbſtſucht geblendet hatte. Jeder mußte ſie mit Freuden begrüßen, der nicht zu bornirt, zu dumm war, um den Menſchen und ſeine Beſtimmung zu erkennen. Die Vergangenheit konnte keinem edlen, gebildeten Menſchen gefallen. Selbſt die Beſſeren und Verſtändigeren unter den Bevorzugten mußten ſich unbehaglich fühlen. Selbſt den Fürſten, ſelbſt den hohen regierenden Häuptern mußte es unheimlich werden in einer Welt, die die heiligſten Geſetze der Humanität, die Grundgeſetze des Evangeliums ohne Ausnahme mit Füßen trat. Die Beſſeren unter ihnen mußten ſich

ekeln vor den Schmarotzern und Speichelleckern, von denen sie umgeben waren, vor den Geheimeräthen und Kammerherren, denen der Stempel der Erbärmlichkeit auf die Stirn gedrückt war. Sie mußten fühlen, daß der Boden unter ihren Füßen wanke. Kein denkender Mensch konnte sich behaglich fühlen. Alle, die Kopf und Herz hatten, mußten der Revolution entgegen jubeln. Und was hofften die erlösten Völker? Was suchten sie im Wogendrange der stürmenden Zeit? Deutschlands Völker suchten ihr Vaterland, ihr großes, herrliches, gottgesegnetes Vaterland; das verlorene, verrathene, verkaufte Deutschland suchten sie. Deutschland, das einige Deutschland, das starke, große, unüberwindliche Deutschland, — das war der große, stolze Gedanke, der die Brust schwellte und das Herz erhob, in Süd und Nord in Allen flammte, die ein Herz für die edle Germania hatten, und nicht das bessere Selbst, den edlen Stolz, den Mannesmuth unter dem Fluche der Absolutmonarchie und in der Angst ihrer erbärmlichen Krämerbestrebungen eingebüßt hatten. Deutschland eine Macht, ein Reich, ein großes, fest- und engverbundenes Ganze; Deutschland in seiner alten Glorie, seiner alten Macht; die Kraft seiner Söhne, den Reichthum seines Bodens, die Fülle seiner Hilfsmittel, seine günstige Lage benutzend zum Aufbau seiner Größe; Deutschland erlöst von seiner Heerschaar selbstherrlicher Fürsten, befreit von dem Fluche, unter dem es geseufzt und gejammert seit Jahrhunderten, nicht mehr die elende Versorgungsanstalt für Prinzen und Prinzessinnen, nicht mehr das Land der Fürsten, der Edelleute, der Geheimeräthe, Pfaffen, Soldaten und Bettler, nicht mehr der klassische Sitz der Fürstenver-

götterung, der Heuchelei und Lüge, der Schmeichelei und Kriecherei, nicht mehr der Spott des Auslandes, der Hohn des moskowitischen Czaaren, die Verachtung des übermüthigen England, nein, das alte Deutschland, das Deutschland der Ottone und der Heinriche in neuer, verjüngter Gestalt, das Deutschland, welches sich selbst kennt, seine Macht, seine Größe zur Geltung zu bringen fest entschlossen ist, den flammenden Muth seiner begeisterten, kampfgeschickten Söhne zu benutzen weiß und stolz im Gefühl seiner gewaltigen Kraft sich erhebt, — wahrlich, ein solches Deutschland, — welch' ein großer, mächtiger, stolzer Gedanke!

Wer bist Du, Leser? Hast Du ein Herz, das großen Gedanken Raum gewährt, für das Vaterland, für die Erlösung der Menschheit glüht? Kennst Du Deutschland? Kennst Du das herrliche, gottgesegnete Land und sein fürchterliches Geschick? Leser, so kannst Du nicht gleichgiltig bleiben bei dem großen Gedanken: Deutschland Eins! eine Macht, ein Reich, ein fest- und engverbundenes Ganze! Du kannst nicht gleichgiltig bleiben. Du mußt einsehen, — es ist ein großartiger, überfließender Gewinn auch für Dich, das einige Deutschland! Wie, bist Du ein trauriger, engherziger Philister? Erhebt Dich der Gedanke an die Erhebung des Vaterlandes nicht? Schlägt Dein Herz wirklich nicht rascher, wenn das Vaterland in neuer Herrlichkeit, ein freies Land freier Bürger, die freie Heimath edler, starker Männer, würdiger Söhne der alten, markigen, freiheitstolzen, unbezwungenen Germanen vor Deinem durch die Macht der Hoffnung verklärten Auge steht? Ja so, — Du hast nur Sinn für das, was Dir Vortheil bringt, Deiner Selbstsucht dient und Deine

Habe mehrt? Nun, ich will zu Dir hinabsteigen. Ich will mich hinablassen auf Deinen gemeinen, niedrigen Standpunkt. Du sollst und mußt erkennen, daß des Vaterlandes Einheit Dir unermeßlichen äußeren Vortheil bringt, Deinen Geiz befriedigt, die Opfer des Kampfes mit Wucherzinsen zurückgiebt, in tausendfacher Hinsicht den engherzigsten Interessen des großen Kaufherrn wie des geringsten Arbeiters entgegenkommt. Der Handel muß blühender, großartiger, mächtiger werden, wenn alle Grenzsperren gefallen sind und das ganze Deutschland als ein freies, großes Handelsgebiet dem betriebsamen Kaufherrn sich darbietet. Es kann nicht ohne fördernden Einfluß bleiben, wenn alle kleinliche Bedrückungen engherziger, geldgieriger Regierungen fortfallen, die Ströme frei werden, die Landstraßen in allen Gegenden die Pflege einer mächtigen, über ungeheure Mittel gebietenden Regierung erfahren, die Eisenbahnen von einem Mittelpunkt aus nach einem Plane erbaut und geleitet werden und so als ein zweckmäßig zusammenhängendes, großartiges Netz eine Verbindung herstellen, wie sie für das ganze Vaterland am heilsamsten und dienlichsten ist. Es kann nicht ohne Einfluß bleiben, wenn Deutschland in imponirender Hoheit dem Auslande gegenüber steht, den Dänen Sitte lehrt, des Holländers Uebermuth durch das Runzeln seiner Stirn bricht, dem Engländer als ebenbürtig entgegentritt, und dem Russen sein unanständiges Prahlen durch einen Griff an's mächtige Schwert verleidet. Es kann nicht ohne Einfluß bleiben, wenn das einige, von allen seinen Schmarotzerpflanzen, von seinen Blutsaugern, von seinen Friedensheeren im Kriegerschmucke erlöste Deutsch-

land ohne Umstände, ohne drückende Opfer der Einzelnen Milliarden auf den Bau von Kriegsschiffen und von Häfen verwenden kann. Es kann das Alles nicht ohne den mächtigsten Einfluß bleiben. Der Handel muß einen ungeheuren, nie geahnten Aufschwung nehmen. Deutschland mit seinen betriebsamen, geschickten, kraftvollen Bewohnern, mit seinem Reichthum an geistiger und materieller Kraft, mit seiner Wissenschaft, seinem Kunstsinn, seiner Gewerbthätigkeit, seinem Bodenreichthum, — Deutschland muß ein Marktplatz des gewinnreichsten Handelsverkehrs werden. Und gewinnt dadurch bloß der Kaufmann? Geht der Handwerker, geht der Arbeiter, der Landmann, der Privatmann leer aus? Nein, es geht Keiner leer aus! Blicke hin nach den Ländern des blühenden Handels! Frage Holland zur Zeit seiner Größe, frage die Hansa, die süddeutschen Städte des Mittelalters, die italischen Republiken, — hatte sich nicht der Wohlstand bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitet? Hatte sich nicht ein Handwerkerstand gebildet, der an Reichthum und Bildung mit allen Ständen wetteiferte? Sichert nicht ein großartiger Handelsverkehr Millionen von Arbeitern ausreichenden Verdienst? Es ist kein Stand, auf den sich der Segen des blühenden Handels nicht erstreckte, kein Stand, der arm bleiben könnte, wenn die freien Ströme von Schiffen und die Landstraßen von Lastwagen wimmeln, wenn die Eisenbahnen die Entfernungen aufheben, Städte an Städte, Länder an Länder rücken, und der Schiffer mit dem Bewußtsein den Ocean durcheilt, daß eine mächtige Kriegsflotte der Flagge Ehrfurcht verschafft. Verweiset uns nicht auf England, das Land der Millionaire und der Hungerleider. In England

hat eine geldgierige Aristokratie Jahrhunderte lang Gesetze in Geltung erhalten, welche im Interesse der Reichen den unteren Ständen die Bedürfnisse des Lebens ins Unerschwingliche vertheuerten und dadurch einen Nothstand erzeugten, wie ihn der Handel unter anderen Umständen nicht duldet. England hatte eine constitutionelle Monarchie, eine freie Aristokratie, aber keine Freiheit des Volks, keine Gleichberechtigung Aller, — drei Fünftel der Bewohner Englands waren Knechte. Erbaut das einige Deutschland auf der Grundlage wahrer Volksfreiheit, auf dem Fundament jener Demokratie, die wir im ersten Hefte geschildert haben, und Ihr sollt erleben, wie geschickt, wie sicher der Handel Wohlstand, Behaglichkeit, Lebensgenuß auch in die Hütten der Armuth zu bringen weiß! Und hat das einige Deutschland jene Störungen des Handels und Verkehrs, hat es die Kriege zu fürchten, die seit langen Jahrhunderten mit seltener Unterbrechung das zerstückelte Deutschland geschändet und elend gemacht haben? Leser, ist Deutschland ein Reich, liegt die Kriegsmacht in einer starken Hand: nie wird die Schmach, die Schande, das grauenhafte Elend der vergangenen Jahrhunderte wiederkehren; nie mehr wird Deutschland ein Spielball seiner Nachbaren, die Beute ihres Ehrgeizes, das Opfer ihrer Eroberungssucht, nie mehr wird es von höhnenden Feinden zertreten, verwüstet, beraubt und geschändet werden; nie mehr werden Deutsche sich der Siege rühmen, die sie über Deutsche errungen. Ist Deutschland Eins, liegt die eine Kriegsmacht in einer starken Hand, dann blickt es in ruhiger Hoheit nach Osten und bietet Hand oder Schwert dem befreiten Slaven oder dem geknuteten Russen; dann flößt es Hochachtung dem

befreundeten Westen ein, und keinem Ludwig, keinem Napoleon fällt es ein, sich in Deutschlands Eichenwäldern Lorbeeren zu pflücken. Ja, erhebt sich Deutschland einst wie Ein Mann, nicht für „allerhöchste" Häupter und „allergnädigste" Landesväter, sondern für sich, für seine Ehre, seine Macht, dann kommt jener Rothbart aus seinem Kiffhäuser hervor, und sein Geist legt sich wie Feuerflammen auf die Spitze der Schwerter, und die Schwerter — werden Friedensboten! Leser, wird Deutschland Eins und frei, dann kann der schöne Traum des ewigen Friedens zur schönen Wirklichkeit werden! Leser, der Boden des einigen, freien Deutschland hat gerade die rechten Bestandtheile, die Palme des Friedens zu tragen und dasjenige Holz zu liefern, aus dem man Schlagbäume gegen Uebermuth, Eroberungssucht und alle Teufelskünste der Diplomaten baut! Deutschland wird groß und gefürchtet sein, ohne seine besten Kräfte zur Unterhaltung einer Unmasse von Soldaten vergeuden zu müssen. Wie es jetzt im lieben Deutschland ist, weiß jedes Kind. In den langen Friedensjahren gab es kaum eine ansehnliche Stadt, in der nicht zierliche Lieutenants und geschniegelte Soldaten in Menge und in allen Straßen umherliefen. Wohin man sah und hörte, überall im tiefsten Frieden Trommelgewirbel, militairisches Schaugepränge aller Art. Preußen und Oesterreich zählten zu den sogenannten Großmächten. Aber weder Preußen noch Oesterreich waren den wirklichen Großmächten, Frankreich, England und Rußland, irgendwie gewachsen. Durch Erschöpfung ihrer besten Kräfte mußten sie, um einigermaßen in der Reihe der Großmächte als ebenbürtig zu erscheinen, eine

unverhältnißmäßige Militairmacht unterhalten. Das kostete Geld, verschlang ungeheure Summen, und die Summen kamen aus dem Seckel des Bürgers und des Bauern. Wie ganz anders, wenn sich Deutschland mit dem Auslande zu messen hat! Leser, das einige, das freie Deutschland wird es Narren und Verrückten überlassen, ihre besten Kräfte im Soldatenspiel zu vergeuden. Es wird der Welt das wunderbare Schauspiel eines Staates ohne Friedensheere zeigen und den Beweis für die Wahrheit führen, daß der am besten vertheidigt wird, der sich selbst vertheidigt. Jetzt hat jedes Land und jedes Ländchen Deutschlands seine Minister. Jedes Land und jedes Ländchen hat seine kostspielige Regierungsmaschine. Wird das einige Deutschland diese Unmasse von Ministern und Präsidenten, diese Welt von Regierungsbeamten haben müssen, die jetzt aus der Tasche des Bürgers und des Bauern gar vergnüglich und behaglich lebt? Jetzt halten Preußen, Oesterreich, Sachsen, Bayern u. s. w. u. s. w. ihre zahlreichen und kostspieligen Gesandtschaften an den verschiedenen Höfen Europa's und in Amerika. Diese entziehen jedem einzelnen Lande ungeheure Summen und sind zum größten Theile völlig überflüssig. Millionen über Millionen werden Jahr aus Jahr ein erspart werden, sobald Deutschland die nothwendige Bedingung seiner Wiedergeburt erfüllt haben wird. Leser, wenn diese Millionen in der Tasche des Bürgers und des Bauern bleiben, oder wenn sie zur Hebung des Handels und des Ackerbaues, für Landstraßen, Eisenbahnen, Bildungsanstalten u. s. w. verwendet werden, wird nicht jeder Einzelne am reichen Gewinne seinen Antheil haben? wird nicht Deutschland, wird nicht das Leben

in Deutschland ein ganz anderes werden? Kein Mensch mit gesundem Menschenverstande, auch der engherzigste, beschränkteste Philister nicht, kann den großartigen Gewinn, kann die zahllosen Vortheile, den ungeheuren Segen verkennen, den der Einheitsstaat uns Deutschen bringen muß und bringen wird! Leser, ist Deutschland Eins, so kannst Du ungehindert von Süd nach Nord und von Nord nach Süd reisen, ungehindert die Erzeugnisse Deines Fleißes aus einer Gegend in die andere senden, von Land zu Land Deine Waaren vertreiben, wie Du willst, wie es Dein Vortheil fordert. Wohin Du gehst, wo es Dir wohlgefällt, überall findest Du Dein Vaterland, Deine Heimath, überall hast Du das Heimathsrecht im großen Deutschland. Von dem Schinden und Plagen, von dem Geldzahlen auf den Gränzen, die Deutschland von Deutschland trennen, von dem Visitiren und Inspiciren, dem Durchsuchen und Durchwühlen der Kisten und Kasten, dem Schmuggeln und Contrebandiren mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes, von dem Verjagen deutscher Männer aus deutschen Städten und Staaten, von dem Unsinn der verschiedenen Maaße, Münzen und Gewichte, der wunderlich verschiedenen Gerechtigkeiten hier und dort, von Alledem ist dann keine Spur mehr vorhanden! Väter erzählen dann wohl von Alledem ihren staunenden Kindern, und die Kinder begreifen's und fassen's nicht. Sie forschen, wie es doch möglich gewesen, daß die Altvordern so fürchterlichen Unsinn so lange Jahrhunderte geduldet, so lange Jahrhunderte hindurch die Mißhandlung des großen Vaterlandes getragen haben. Sie fassen es nicht und schütteln die Köpfe und fragen, ob denn früher die deutschen Männer keine Köpfe und

keine Herzen und keine Fäuste, ob sie keine Liebe zu ihrem Vaterlande und keinen Grimm gegen seine Unterdrücker gehabt hätten. Ja, wahrlich, Leser, Tausenderlei ist wie gemacht zum Kinderspott! Haben sich nicht deutsche Länder angefeindet, verlästert, chikanirt, als wären sie Todfeinde, als müßte das eine Land sein Heil in dem Verderben des anderen suchen? Haben sich nicht Norddeutschland und Süddeutschland gebährdet, als sei es absolut unmöglich, ihre verschiedenen Interessen des Freihandels und der Schutzzölle auszugleichen? Hat nicht Oesterreich gehandelt, als wäre unerbittlicher Kampf gegen die geistige Entwickelung, gegen die ersehnte staatliche Umgestaltung, gegen den Wohlstand des übrigen Deutschland die Grundbedingung seines Bestehens und Wohlergehens? Hat nicht Hannover d. h. die hannöversche hochadlige Regierung gehandelt, als wäre ihr das Interesse Englands mehr ans Herz gewachsen, als das Deutschlands? Haben sich nicht Hannoveraner und Braunschweiger, die nächsten Nachbaren, vor wenigen Jahren an der Gränze geschunden und chikanirt, als wäre der Bürger Ruin der Regierungen Wunsch und Wille? Ist's nicht mitunter so toll, so nichtswürdig gewesen, als hätten Lotterbuben die Zügel der Regierung in ihrer Hand gehabt? — Du gehst auf Reisen. Du hast etwa Dein gutes preußisches Geld in der Tasche. Du kommst nach Oesterreich, Bayern u. s. w. Hilf Himmel, da gilt Dein Geld nicht! Verkäufer sehen es an, drehen es um und — nehmen es nicht, als wäre es vom Monde! Endlich wirst Du es los, aber — mit bedeutendem Verluste. Mit dem dortigen Gelde weißt Du nicht Bescheid und — wirst betrogen an allen Ecken und Enden. Und doch bist Du und bleibst

Du im lieben deutschen Vaterlande! Dein Sohn geht auf die Wanderschaft. Er kommt nach Sachsen oder Oesterreich. Da gefällt es ihm unter den gemüthlichen Menschen, in den lieblichen Gegenden. Er findet Arbeit, einen wackern Meister, Freunde und Bekannte, Mittel zu seiner tüchtigen Fortbildung. Er möchte gern bleiben. Aber — er hat seiner Militairpflicht nicht genügt. Er ist zwar ein Deutscher und im deutschen Vaterlande. Das hilft ihm nichts! Nach Preußen muß er zurück, in Preußen muß er den Soldatenrock anziehen, preußischen Behörden muß er sich stellen, will er nicht endlich als Verbrecher behandelt sein. Oder er kommt nach der Soldatenzeit ins Ausland, d. h. ins deutsche Ausland. Die Verhältnisse lassen sich günstig an. Er könnte sein Brod, sein gutes Brod finden. Er hat Kraft und Geschick zu tüchtiger Arbeit. Es zeigt sich ihm die Gelegenheit, den eigenen Heerd zu gründen. Er lernt ein Mädchen kennen, welches ihm die Hand reichen will, die Eltern sind einverstanden, an Kundschaft fehlt es nicht, — ein freundliches Geschick lacht ihm entgegen. Aber — er ist ein Ausländer, mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes ein Ausländer. Er hat das Heimathsrecht nicht, auch keinen anderen Reichthum, als den seiner gediegenen Kraft, seiner Geschicklichkeit, seines frommen deutschen Herzens. Dieser Reichthum hilft ihm nichts vor den Augen vertrockneter, herzloser Actenmenschen, denen der Buchstabe heilloser, verschrobener Gesetze die höchste Regel ihres Handelns und Entscheidens ist. Er ist Ausländer. Er muß fort, und sein ganzes Glück fällt in Trümmer! Oder Du ziehst mit Weib und Kind in ein deutsches Land, welches nicht Deine Heimath ist.

Du ernährst Dich redlich, gewinnst Unterhalt und Freunde. Da sprichst Du ein Wort, welches den Polizeispionen nicht gefällt, offenbarst frei und öffentlich Deine demokratischen Grundsätze, schreibst einen Aufsatz, bringst einen Trinkspruch aus, in dem die Polizeinase Aufruhr wittert, und — ein hohes Rescript Königlicher oder Herzoglicher Regierung genügt, Dich des Landes zu verweisen. Du bist in der größten Verlegenheit, siehst Armuth und Noth vor Augen, Weib und Kinder klagen und jammern. Das schadet nichts. Du mußt fort und ob das Herz Dir bräche. Du mußt fort, denn mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes bist Du ein rechtloser Fremdling!

Leser, so ist es und — so könnte es sein! Leser, präge die Gestalt des einigen Deutschlands, die große, ehrfurchtgebietende, lebenverheißende Gestalt, präge sie tief Deinem Geiste ein. Sie gehört nicht dem Reiche leerer, haltloser Träume an. Von Tage zu Tage gewinnt sie mehr Leben in der Hoffnung, in der Zuversicht der Millionen. Vergiß es nicht, präge es Dir tief ein, — sie ist lebendig und wirklich, sie hat Dasein, Kraft und Leben, sobald der Wille, der rechte Wille fest und unerschütterlich in der Brust der Millionen steht, sobald die Brüder im Soldatenrocke, die Brüder, die das Bayonnet handhaben, zur Erkenntniß der großen Wahrheit kommen, daß Jeder ein Narr ist, der sich selbst zerfleischt!

„Das sind Redensarten! Du hast uns die hohe, schöne Gestalt gezeigt, zeige uns auch deutlich, wie wir ihr Leben geben können! Du hast uns das Paradies gezeigt, zeige uns auch den Weg, der zum Paradiese führt!“ Gemach, lieber Leser! Den Weg will ich

Dir zeigen, ſobald es Zeit iſt. Für jetzt wollen wir uns nach den Feinden umſehen, die uns zu jeder Zeit auf dieſem Wege entgegentreten werden. Im Schlaf giebt uns der liebe Gott das einige Deutſchland nimmer! In behaglicher Ruhe erringt ſich das Große nicht! Es fordert Kampf, ernſten, ſchweren Kampf. Wohlan, laßt uns die Feinde ins Auge faſſen, die uns im Kampfe gegenüberſtehen!

1. Werden jemals die deutſchen Fürſten eifrige Beförderer der deutſchen Einheit ſein? Viele derſelben wollten die Reichsverfaſſung nicht, obgleich ſchwerlich jeder Deutſche in ihr die Garantie einer vollkommenen Einheit finden wird. Viele wollen die Verfaſſung des Sonderbundes nicht, obgleich in ihr nur ſehr leiſe und unſchuldige Anfänge eines einheitlichen Deutſchlands bei ſorgfältiger Betrachtung aufzufinden ſein dürften. Preußen will ein möglichſt großes, in Friedrich Wilhelm einiges Preußen; ein großes, einiges Deutſchland zu wollen, dazu fehlte ihm ſeiner Zeit der genügende Muth und — der ausreichende Verſtand. — Laßt uns billig ſein! Wir können nicht erwarten, daß alle 34 deutſche Fürſten — wie wir denken. Was fordert das einige Deutſchland von den Fürſten? Kann es überhaupt vier und dreißig Fürſten möglicher Weiſe in ihrer amtlichen Stellung belaſſen? Muß es nicht wenigſtens drei und dreißig ihres Amtes entſetzen und ſie energiſch veranlaſſen, eine angemeſſene Penſion im Auslande zu verzehren? Wir nehmen das Gegentheil an. Wir denken uns die vier und dreißig Fürſten im einigen Deutſchland als möglich. Allein muß nicht die Kriegsmacht, Heer wie Flotte, ohne alle Frage ausſchließlich in einer Hand ſtehen? Darf irgend ein

Theil der Kriegsmacht einem Anderen Treue und Gehorsam schwören, denn allein dem Oberhaupte? Muß nicht die Vertretung Deutschlands nach Außen, das Recht der Bündnisse, des Krieges und des Friedens, der Handels- und Schifffahrtsverträge ausschließlich ihm gebühren? Muß nicht die Gesetzgebung über das Gerichtswesen, namentlich soweit sie den Handel, die Presse und das politische Verbrechen betrifft, ebenso die Anordnungen über Kunststraßen und Eisenbahnen, Kanäle und Strombauten, die Bestimmungen über Flußschifffahrt, Münze, Maaß und Gewicht im einigen Reich von einem Centralpunkt ausgehen? Du meinst, das sei nicht Alles nöthig. Was ist nicht nöthig? Etwa, daß nur der Reichsgewalt Einfluß auf die Kriegsmacht gebühre und ihr allein der Eid der Treue geschworen werde? Aber wie, wenn die Fürsten rebellisch sein wollen? Wenn sie ihre Unterthanen gegen das Reich aufwiegeln, Verschwörungen unter sich und mit den Reichsfeinden anzetteln? Du Thor, hast Du vergessen, was die Geschichte lehrt? Traust Du den Narren, die mit ihren trostreichen Versicherungen: das werden die Fürsten nicht thun, das wird ihnen nicht gelingen u. s. w., jede Kluft auszufüllen und jedes Bedenken zu beseitigen wissen? Frage die Geschichte, denke an die Leidenschaften der Menschen, erwäge die Macht fürstlicher Vorspiegelungen und Versprechungen auf die Massen, besonders wenn das erste Feuer der Begeisterung erloschen ist, und Du mußt zugeben: auch keinen Lieutenant, keinen Unterofficier darf ein Anderer anstellen, als die Reichsgewalt. Oder soll etwa das Gerichtswesen den Einzelstaaten überlassen bleiben? Also willst Du die Ungebühr verewigt

wiſſen, daß in Hannover erlaubt iſt, was Bremen verbietet, daß hier dieſes, dort jenes Geſetz, hier dieſes, dort jenes Recht gilt, hier das Schwurgericht, dort die heimliche Inquiſition zu Recht beſteht, hier der hochfürſtliche Oberpräſident, dort das freie Volk die Geſchwornen ernennt? Nun wahrlich, das giebt eine Einheit zum Gotteserbarmen! Oder willſt Du den Einzelregierungen das Recht der Bündniſſe und Verträge geſichert wiſſen, und dafür Sorge tragen, daß etwa die Wittelsbacher ſich wieder, wie oft geſchehen, mit dem Reichsfeinde verbinden dürfen, wenn ihnen die Reichsgewalt nicht behagt? Es geht nicht anders! Soll Deutſchland Eins werden, ſo müſſen wenigſtens die oben angegebenen Rechte bei der Reichsgewalt ſein! Du ſchüttelſt den Kopf? Du meinſt, das ſei der Einheitsſtaat, nicht der Bundesſtaat! Mein Freund, nenne das Ding wie Du willſt, — wir reden vom **einigen** Deutſchland! von dem Deutſchland, dem für die gemeinſamen Zwecke des Vaterlandes die ganze Kraft, die ganze Macht des Reiches zu Gebote ſteht; dem es möglich iſt, die gleiche Ordnung, das gleiche Recht, das übereinſtimmende Geſetz hier wie dort zu handhaben. Oder ſoll der Bewohner des Nordens nie im Süden die Heimath, der des Südens ewig im Norden die Fremde finden? Soll der Deutſche ſich nie als Bürger des einen Deutſchlands fühlen, ob er von Süd nach Nord oder von Nord nach Süd gegangen? Du willſt doch, daß die ſchmähliche Vergangenheit nicht das treue Spiegelbild der Zukunft ſein ſoll, willſt doch Deutſchland als ein Ganzes mit ſtarker, einheitlicher Regierung, der das Inland wie das Ausland Ehrfurcht zollt? Nun wohlan, in einem

solchen Deutschland finden die Fürsten der einzelnen Länder keine andere Stellung, als die der Regierungspräsidenten, der hoch betitelten und besoldeten Beamten der Reichsgewalt zur Verwaltung der Provinzialangelegenheiten auf Grund der Reichsgesetze. Leser, werden die Fürsten jemals freudig mitwirken, sich die in jeder Hinsicht eigenthümliche Stellung erblicher Verwaltungsbeamten zu verschaffen? Leser, unsere Fürsten sind mit den Gedanken ihrer selbstherrlichen Machtvollkommenheit genährt und getränkt. Sie betrachten ihre Selbstherrlichkeit als ein heiliges, unantastbares Recht, und die abgöttischen, kriechenden Völker tragen selbst die Schuld, wenn es den Fürsten im Traum nicht einfällt, ihre Völker als den einzigen Zweck aller staatlichen Einrichtungen und das Volkswohl als den einzigen Rechtstitel ihrer fürstlichen Existenz zu betrachten. Meinst Du, der Rückblick in die nahe und ferne Vergangenheit, der unwiderlegliche Beweis ihrer Gemeinschädlichkeit müsse den Fürsten die Ehrenpflicht der Entsagung auferlegen? Vaterlandsliebe, Menschenliebe, Christensinn müsse sie zwingen, ihre persönlichen Vortheile dem Wohle des Vaterlandes zu opfern? Das läßt sich hören. Aber — wie schwer ist es doch dem Menschen, durch freie That Großes, Theures zu opfern; wie ungeheuer schwer, Dem zu entsagen, was den Begierden volles Genüge gewährt! Leser, die Fürsten sind verwöhnt von Kindesbeinen an. Von Kindesbeinen an haben sie ihre selbstherrliche Stellung als Bedingung ihres Lebens betrachtet. Darfst Du ihnen die Größe zumuthen, die ein solches Opfer fordert? Manche von ihnen haben Alles gewagt, haben ihren Völkern getrotzt, Blut in Strömen vergossen, an ihrem Manneswort

gedeutelt, haben gethan, was wir nicht thun möchten, haben die Ruhe ihres Gewiſſens, den Frieden ihres Herzens, die Ehre ihres Namens aufs Spiel geſetzt, allein um die gefährdete Selbſtherrlichkeit zu retten. Kann ein Vernünftiger aus der Hand der Fürſten das einige Deutſchland erwarten? Müſſen wir nicht unter den Fürſten die gefährlichſten Gegner ſuchen? Der Eine, meinſt Du, dem die Macht des Reichs in die Hand gegeben, des Reiches Krone auf das Haupt geſetzt werden ſoll, er könnte doch ſeine ganze Kraft und Macht dem einigen Vaterlande widmen! Ja, aber auch der Eine bedarf der Größe, des kühnen Muths, der ausdauernden Thatkraft, vor Allem der Liebe zum Volke und der Begeiſterung für die „wahre“ Freiheit! Leſer, überlaſſe es dem Herrn von Gagern, die Hoffnung des einigen Deutſchlands an die Thaten der Fürſten zu knüpfen. Wir wollen billig ſein, wollen den Fürſten nicht zumuthen, wider ſich ſelbſt zu kämpfen!

2. Nicht minder entſchloſſene Feinde dieſer Beſtrebungen ſind die Großmächte Europa's. Blähe Dich nicht auf, mein Lieber! Das einige Deutſchland habe die Großmächte nicht zu fürchten? Ganz recht! Aber das einige Deutſchland iſt noch nicht fertig, und wir thun ſehr wohl, bis es fertig iſt, die Feinde ſcharf ins Auge zu faſſen. England, Rußland, Frankreich ſind unſere Gegner, ſobald wir mit Entſchloſſenheit am einigen Deutſchland bauen. Das einige, aus ſeinem Grabe erſtandene Deutſchland iſt in Europa eine Anomalie, iſt unmöglich, ohne eine europäiſche Revolution hervorzurufen, ohne Verhältniſſe umzuſtoßen, die durch Jahrhunderte geheiligt ſind.

Deutſchland iſt ſeit Jahrhunderten politiſch todt. Schon lange vor dem Weſtphäliſchen Frieden, ja ſchon lange vor der Reformation hatte Deutſchland als Deutſchland auf die politiſchen Geſtaltungen Europa's nur den Einfluß, den es vom Gebiete des Geiſtes aus zur Geltung zu bringen wußte. Oeſterreich und Preußen haben Deutſchland nicht vertreten. Oeſterreich wie Preußen dachten an die Größe des eigenen Hauſes und beide gaben mehr als einmal wetteifernd Deutſchland Preis. Oeſterreich wie Preußen waren zu geringfügige Mächte, waren zu engherzig, großentheils zu philiſterhaft, als daß ſie den Einfluß hätten behaupten können, der Deutſchland im europäiſchen Staatenſyſtem gebührt. In allen wichtigen Friedensſchlüſſen der letzten Jahrhunderte hat Deutſchland lediglich zur Notiz genommen, was die europäiſchen Großmächte zu beſchließen für gut befanden. Der Weſtphäliſche Friede handelt von Frankreich, Schweden, Oeſterreich, Brandenburg u. ſ. w., — Deutſchlands gedenkt er nur, um ſeine Zerſtückelung zu beſiegeln. Die Napoleoniſchen Friedensſchlüſſe zeigen uns Deutſchland als widerſtandloſe Maſſe, bequeme Beute Allen darbietend, die zu kühnen Griffen den Muth, oder zum Kriechen und Schleichen die erforderliche Gemeinheit hatten. Die Wiener Abfindungen nach den Befreiungskriegen ſorgen ſoweit möglich für alle Mächte Europa's; — für das gute Deutſchland wird unter ruſſiſcher, engliſcher, öſterreichiſcher und preußiſcher Inſpiration der Bundestag, unſeligen Andenkens, octroyirt! Deutſchland exiſtirt nicht bei den Verhandlungen europäiſcher Mächte. Deutſchland hält keine Geſandte. Selbſt im Jahre der Erhebung mußten deutſche Abgeordnete bei den Machtha-

bern des revolutionairen Frankreich um Anerkennung betteln, und — sie bettelten vergeblich! Auf den Meeren kennt man Deutschlands Flagge nicht. Die Anfänge einer deutschen Flotte müssen sich in der Wesermündung verkriechen, weil die schwarz-roth-goldene Flagge auf dem Meere kein Bürgerrecht hat, und das große Deutschland nicht einmal einem englischen Schooner Achtung einzuflößen vermag. Deutschland erobert sich in einem Kampfe, der wie ein Stern durch die Nacht der Schmach leuchtet, die Gefion, und — wie es mit der stolzen Siegesbeute werden solle, das wird von einer deutschthümelnden Regierung der Entscheidung des stolzen England anheimgegeben! Wahrlich, das zerfallene Deutschland führt ein Leben kläglicher, jammervoller Ohnmacht. Erhebt es sich einst, wird es seiner Kraft sich bewußt, gedenkt es seiner Größe, seines Reichthums, seiner gerechten Ansprüche, erkennt es die ungeheuren Kräfte, die es in seinem Schooße birgt, dann muß Deutschland zu einer Großmacht werden, welche die Geschicke Europa's trägt. Es muß zu weltgebietendem Einflusse gelangen. Den Jahrhunderten beispielloser Erniedrigung muß nach ewigen Gesetzen die Zeit der Größe folgen. Das sollten die jetzt herrschenden Mächte, Rußland, England und Frankreich nicht wissen? Sie sollten nicht wissen, daß das einige Deutschland die Verhältnisse der Welt umgestalten muß? Englands Staatsmänner sollten nicht wissen, daß das einige Deutschland Englands gewaltigster Rival im Welthandel sein würde? Wahrlich, Englands Staatsmänner sind scharfblickender, als die ehrlichen Deutschen. Sie glauben nicht, daß Deutschlands Ohnmacht zur See im unabänderlichen Rathe des Him-

mels beſchloſſen ſei. Sie glauben nicht an das hohle Gerede von dem Mangel an Häfen und Kolonien, der Deutſchland für immer von der Beherrſchung der Meere ausſchließe. Sie ſprechen es laut und deutlich aus, daß Deutſchlands Zerſtückelung in ihrem Intereſſe liege. Sie haben Rußlands wachſenden Einfluß geſtattet, haben geduldet, daß Rußland das ſiegreiche Ungarn zertrat, damit nicht das ſiegreiche Ungarn die deutſche Revolution ſtärke und den deutſchen Einheitsbeſtrebungen neuen Schwung verleihe. Sie wiſſen recht gut, daß das einige Deutſchland nicht den engliſchen Fabrikaten einen bequemen und vortheilhaften Markt bieten wird, ſo lange ſie den Erzeugniſſen des deutſchen Fleißes die Thür verſchließen. Sie wiſſen recht gut, daß neben dem großen und mächtigen, neben dem freien und glücklichen Deutſchland weder Holland noch Dänemark für die Dauer als abgeſonderte Staaten werden beſtehen können, ja, daß Holland wie Dänemark durch das eigene Intereſſe genöthigt ſein wird, ſich eng mit Deutſchland zu verbinden. Gewiß, — Holland und Dänemark werden ihre Rechnung finden als Stapelplätze des mächtigſten Reiches der Welt, als Hauptmärkte des großartigſten Welthandels, und im Bunde mit Holland und Dänemark wird Deutſchland dem ſtolzen England die Spitze bieten! Die ſicherſte Bürgſchaft der dauernden Herrſchaft Englands iſt Deutſchlands Zerſtückelung. Iſt's nicht ähnlich mit Rußland? Muß nicht Rußland wie England den deutſchen Rieſen fürchten? Iſt der deutſche Rieſe aus ſeinem Schlafe erwacht und zum Bewußtſein gekommen, hat er die Ketten zerbrochen, durch welche ſeine vierunddreißig väterlichen Wohlthäter ihn gebändigt haben, — dann herrſcht Rußland in Polen nicht

mehr und seine stolzen Hoffnungen auf die schönen Donauländer, auf die Donaumündung, auf das heißersehnte Stambul und die Herrschaft über das schwarze Meer zerfallen eine nach der andern. Neben dem freien Deutschland hat nur ein freies Polen Raum, und nach Osten Wissenschaft und Sitte zu tragen, das ist Deutschlands Aufgabe, nicht die des russischen Barbaren. Sein Thron steht fest gegründet in gebietender Hoheit auf — Deutschlands Ohnmacht. Und wir könnten zweifeln, daß er ein Freund und Beschützer Aller sein werde, die Deutschlands Zerstückelung verewigen möchten, wie des österreichischen Kaisers, so des preußischen Königs, wenn er — Buße thut und seinen preußisch-deutschen Träumereien entsagt? Und Frankreich? Frankreich hat in seiner Größe, in seinem Reichthum, in der Kraft und Begeisterung seiner Söhne einen festen und dauernden Grund seiner Macht, seines Einflusses auf die Weltgeschicke. Frankreich ist die einzige Macht Europa's, welche an Deutschlands Wiedergeburt für sich weder Furcht noch Hoffnung zu knüpfen genöthigt ist. Wird Frankreich in nachbarlicher Freundschaft Deutschland die Hand reichen, wenn es nach Freiheit und Einheit ringt? Ja, sobald der Zügel seiner Regierung in der Hand besonnener, verständiger Männer liegt, die sich frei zu halten wissen von der Engherzigkeit politischer Taschenspieler nach der Art des Herrn Thiers. Aber wie, wenn Männer der Thiers'schen Inspiration Frankreichs Geschicke leiten? Wie, wenn die alte Eifersucht der Bourbons gegen das Haus Habsburg unter anderm Namen sich geltend macht, wenn Frankreich für seinen Einfluß in Italien zittert und den Namen der großen Nation als sein

Erbstück betrachtet? Oder wie, wenn Frankreich gerade so regiert wird, wie es heute regiert wird und seit seiner Revolution regiert worden ist? wenn Bonaparte an der Spitze der Verwaltung steht oder auch — Herr General Cavaignac? Dann wird und muß das emporstrebende Deutschland auch in Frankreich seinen Gegner finden.

Zählen wir diese Gegner auf, um zu schrecken? Erinnern wir an die sichere Feindschaft Rußlands und Englands, an die wahrscheinliche Gegnerschaft Frankreichs, um den gesunkenen Muth noch mehr zu brechen? Gewiß nicht! Deutschland hat alle diese Feinde nur dann zu fürchten, wenn es in dem Proceß seiner Erhebung sich gebährdet wie im Sommer 1848, schwach, kleinlich, erbärmlich, ohne Kraft und großartigen Muth. Es hat nichts zu fürchten, wenn es groß und entschlossen dasteht, seines Ziels sich bewußt, fest und sicher die Mittel anwendend, die allein zum Ziele führen können. Für jetzt aber hat Deutschland seine Feinde ins Auge zu fassen, scharf und sicher.

3. Es hat sich selbst ins Auge zu fassen. In Deutschlands Völkern wohnen Deutschlands gefährlichste Feinde! Meinst Du, Leser, ich werde hier wieder meinen Unwillen über Präsidenten und Minister, über Geheimräthe und Generäle, über Junker und Pfaffen ausschütten, über Alle, die in ihrer Selbstsucht um die vier und dreißig Throne sich schaaren, weil sie wissen, daß mit diesen auch das Reich ihrer Herrlichkeit, ihrer Macht und ihres Einflusses zerfällt? Nein, mein Lieber! Ich wende mich an Dich, an Dich, Du Mann des Volks, an Euch, die Ihr am lautesten bra-

marbaſirt habt mit Eurem „Gut und Blut!“ An Euch wende ich mich, denn ich finde in Euch gefährliche Feinde des einigen Vaterlandes. Ihr Bremer habt Euren behaglichen Wohlſtand, Ihr Hannoveraner Euren Stader Zoll, Ihr Preußen Euren Ruhm aus Friedrichs Zeit, Ihr Sachſen die Erinnerung Eurer alten Größe, Ihr Oeſterreicher Eure deutſch-kaiſerlichen Reminiscenzen, Ihr Schwaben und Franken und Bayern Euren Preußenhaß, und Alle — — außerdem noch gar Mancherlei, was Euch ans Herz gewachſen iſt. Das wollt Ihr vor Allem feſthalten? Wenn Deutſchland ſich wieder erhebt, wenn es darauf ankommt, daß Alles glühe für Deutſchlands Einheit und Jeder Alles opfere um der Einheit willen, dann wollt Ihr an Das denken, was Euch in Bremen, in Hannover, in Sachſen, in Preußen u. ſ. w. gerade ans Herz gewachſen iſt? Seht, — dann kann aus dem einigen Deutſchland nichts werden, dann könnet Ihr den Gewinn nicht erjagen, den Euch und Euren Kindeskindern das einige Deutſchland bringen muß. Männer, wenn das einige Deutſchland die Verheißung iſt, dann laßt fahren, was Euch oder Eurer Provinz und Euren Vaterländchen vortheilhaft ſcheint. Gebt es hin dem einigen Vaterlande, — Ihr empfangt es tauſendfältig wieder! Schadet es Euch, Ihr Sachſen, wenn Ihr in der Freude über das einige Vaterland alle vergangene Größe der ganzen Welt verſchmerzen könnt! Schadet es Euch, Ihr Oeſterreicher, wenn Ihr Eure Huldigung nicht mehr einem öſterreichiſchen Kaiſer, ſondern vielleicht einem deutſchen Kaiſer, weß Namens er ſei, — vielleicht Euch ſelbſt darbringen könnt, weil Ihr freie Bürger des großen, freien Deutſchland

ſeid? Schadet es Euch, Ihr Brandenburger, wenn Ihr in Friedrich nicht mehr den Helden ehrt, der Preußen groß gemacht, ſondern den, der den Grund zu Deutſchlands Größe gelegt hat? Und Ihr, Brüder im deutſchen Süden! — könnte ich Euch doch überzeugen, wie ſo ganz thöricht Euer Preußenhaß iſt! Haßt in Gottes Namen jenes Preußen Manteuffels und Brandenburgs, jenes Preußen der Badenſchen Standrechte und des Schleswigſchen Krieges, jenes Preußen der gegebenen Verſprechungen und der gemordeten Freiheit, — aber haßt nicht das Preußen, welches durch ſeine glorreiche Arbeit auf dem Felde der Wiſſenſchaft das Meiſte gethan hat zur geiſtigen Erlöſung des Vaterlandes, welches in ſeiner Größe der einzige feſte Haltpunkt für das ſich erhebende Deutſchland, der lebenskräftige Kern iſt, aus dem der Baum der deutſchen Einheit hervorwachſen wird. Will es Sonderbünde gründen, die durch Namen wie Radowitz, Bodelſchwingh, Canitz u. ſ. w. ſattſam charakteriſirt ſind, will es auf Schleichwegen, dem Buſchritter gleich, ein Stückchen Vergrößerung erlauern und nach den Thaten des Jahres 1849 von unbefleckter Ehre und uneigennützigem Eifer für Deutſchland reden: dann lächelt und zuckt ſchweigend die Achſeln. Will aber der Theil des deutſchen Volks, der unter dem preußiſchen Namen Ruhm und Schande geerndtet hat, einſt offen und ehrlich Deuſchland und nur Deutſchland, reicht es Euch einſt treu und bieder die ſtarke Hand zum gemeinſamen Werke, dann — macht Euch nicht ſelbſt verächtlich, indem Ihr Preußen verachtet. Wo das Aas iſt, verſammeln ſich die Adler, und wo die Kraft iſt, da iſt der Haltpunkt in der Stunde der Gefahr. Und

wie, — — Ihr guten Deutſchen, treffe ich Euch wirklich noch auf Eurem alten Steckenpferde? Ihr haltet noch was auf Eure Fürſten, — Ihr habt ſo lange mit ihnen gelebt, habt Gutes und Böſes mit ihnen getragen, habt ſie lieb aus purer Gewohnheit — — —. Alſo Ihr liebt Eure Fürſten noch? Nun, liebt ſie in Gottes Namen, aber mehr als ſie müßt Ihr das Vaterland lieben. Weiſt einſt das Vaterland Euren Fürſten eine andere Stellung an, als ihre jetzige, dann muß das Vaterland, dann müſſen die Millionen Euch nach göttlichem und menſchlichem Recht höher ſtehen, als die wenigen Menſchen Eures Fürſtenhauſes. Ihr müßt ſtark genug ſein, dem einigen Vaterlande jedes Opfer zu bringen. Du, Alter, liebſt Deinen Großherzog, Deinen Herzog, oder wie er ſonſt betitelt ſein mag. Nun, er iſt vielleicht ein wackerer Herr. Aber ſiehe, das Deutſchland, welches ſeit langen Jahrhunderten nichts weiter geweſen iſt, als eine hochfürſtliche Verſorgungsanſtalt, — es will einmal etwas Beſſeres ſein! Das Deutſchland, welches ſeit langen Jahrhunderten nur für ſeine Fürſten gearbeitet, gekämpft und geblutet hat, — es will einmal für ſich ſelbſt arbeiten, kämpfen und bluten. Das Deutſchland, welches ſeit langen Jahrhunderten unter der Herrſchaft ſeiner zahlreichen Fürſten Elend und Schande ohne alles Maaß geerndtet hat, es will einmal eine würdigere Rolle ſpielen auf dem Schauplatze der Welt. Iſt das unrecht? Iſt das unbillig? Kann dagegen irgend ein vernünftiger Menſch etwas ſagen? Gewiß nicht! Iſt's aber möglich, wenn Jeder für ſeinen Großherzog oder Herzog oder König ſorgen und ihm die vollkommene Selbſtherrlichkeit des Weſtphäliſchen

Friedens ſichern will? Mein Lieber, — ſollte einſt die Stunde ſchlagen, in der das Vaterland Sich Selbſt will, dann iſt's Deine heilige Pflicht vor Gott und Menſchen, für das eine Vaterland einzuſtehen und zu Dir ſelbſt offen und ehrlich zu ſagen, daß ein einiges Deutſchland mit vier und dreißig ſelbſtherrlichen Fürſten eine Abſurdität iſt. Und da wir Beide, Du und ich, die Zeit der Erhebung vielleicht nicht mehr ſehen werden, ſo wollen wir unſern Geiſt auf unſere Söhne und Töchter vererben und ihnen vor Allem mit allem Eifer und heiligem Ernſte einflößen — heiße, glühende Liebe zum deutſchen Vaterlande und zur Freiheit!

Ihr, Bewohner der Reſidenzen, Ihr ſeht auf die fürſtlichen Hofſtaaten, die Eure Seckel füllen? Ihr wollt vom einigen Deutſchland nichts wiſſen, weil es an Karoſſen und Schlöſſern und Delikateſſen und Glacéhandſchuhen weniger Arbeit und Verdienſt geben könnte? Ihr fühlt Euch geſchmeichelt durch der Hofſchranzen gnädiges Lächeln? Schämt Euch, Ihr elenden Menſchen! Habt Ihr Euch ganz und völlig dem Teufel der gemeinſten Selbſtſucht hingegeben? Kann Euch nichts erheben aus Eurer Erbärmlichkeit?

Das einige Deutſchland hat Feinde, und die Feinde ſind ſtark und mächtig, aber ſtärker und mächtiger als Alles iſt — heiße, glühende Liebe zum deutſchen Vaterlande und zur Freiheit!

VIII.

Deutschlands Parlament.

Deutschlands Parlament, — ein stolzer Name! Fürwahr, für jene Versammlung, die in Frankfurt getagt hat, die durch Nichts ihr Dasein zu beurkunden vermocht hat, als durch Niederlagen auf Niederlagen, — für diese Versammlung ohne glühende Liebe zum Vaterlande, ohne Begeisterung, ohne schöpferische Kraft, ohne kühnen, erobernden Muth, für dieses treue Spiegelbild des sehr ehrenwerthen, gemüthlich-vertrauenden, redeseligen und langweiligen Herrn Michel ein viel zu schöner, viel zu stolzer Name. Wir begnügen uns mit dem bescheideneren des „Frankfurter Parlaments."

Wie, gleich zu Anfang der Betrachtung ein so hartes, wegwerfendes Urtheil? Haben nicht in Frankfurt hochbegabte, gelehrte, ausgezeichnete Männer in großer Zahl gesessen, Männer, welche Deutschland mit Stolz zu seinen edelsten Söhnen zählte? Das mag sein. Allein eine Versammlung von Männern, die Deutschland um die schönste Frucht seiner großartigen Erhebung betrogen, die mit einer Blindheit sonder Gleichen alle Zeichen der Zeit übersehen, durch zahllose Verkehrtheiten für eine schwere, unausbleibliche Zukunft eine gräßliche Blutsaat gestreut hat, — eine solche Versammlung fordert selbst das wegwerfende Urtheil heraus und rechtfertigt den schärfsten, einschneidendsten Tadel bei All' und Jedem, der das schlichte, nackte Wort der

Wahrheit den Verdrehungen diplomatiſcher Argliſt vorzieht.

Nie hat ein Parlament eine ſchönere Aufgabe gehabt, als das Frankfurter Parlament, und nie hat ein Parlament ſeine Aufgabe ſchlechter gelöſt, als das Frankfurter.

Nie hat ein Parlament eine größere Macht beſeſſen, und nie hat ein Parlament mit größerer Unklugheit ſeine Macht untergraben.

Nie hat ein Parlament ein ſchwereres Werk zu gründen übernommen, und nie hat ein Parlament größere Ungeſchicklichkeit und Unfähigkeit an den Tag gelegt.

Nie iſt ein Parlament mit größerem Jubel, mit größerem Vertrauen, mit größeren Hoffnungen begrüßt worden, und nie hat ein Parlament ſchneller, entſchiedener, beharrlicher den Jubel in gerechte Anklage, das Vertrauen in gerechtes Mißtrauen, die Hoffnung in begründete Hoffnungsloſigkeit verwandelt.

Wenn eine ſpätere Zeit über Deutſchlands Erbärmlichkeit berichten wird, ſo wird ſie als deutlichſten Ausdruck, als unwiderleglichſten Beweis derſelben das Frankfurter Parlament anführen.

Sind wir ungerecht? Verkennen wir die großartigen Schwierigkeiten, die der Arbeit des Parlaments entgegentraten? Gewiß nicht! Schon damals, als der Ruf nach dem deutſchen Parlament Deutſchland electriſirte, ſtanden ſie in ihrer ganzen Großartigkeit vor unſern Augen. Wir wünſchten das Parlament nicht. Wir konnten kein großes Vertrauen faſſen. Unſer Wunſch war, daß ſich zunächſt in jedem einzelnen deutſchen Lande und Ländchen die Revolution vollenden

und die „Errungenschaften“ ein festes und sicheres Fundament verschaffen möchten. War überall die Volksherrschaft gesichert, dem Unwesen der Minister und Präsidenten aus der Zeit der absoluten Herrlichkeit ein Ende gemacht, die herrlichen Kriegsheere der absoluten Kriegsherren zu wahren Volkswehren unter volksfreundlichen Führern umgebildet, war die Macht der Volksfeinde überall gebrochen, die Reaction vollständig überwältigt, die Krone zur Würde einer Dienerinn des Volkswillens erhoben und mit der Ueberzeugung getränkt, daß das Volk der Herr sei, der Gehorsam gegen das Volksgesetz von dem Ersten wie von dem Letzten fordert, — war der Sieg der Freiheit im deutschen Vaterlande gesichert, dann war es Zeit, dann war es leichte Arbeit, die Einheit fest und dauernd zu gründen. Solche Stimmen konnten damals nicht durchdringen. Alle Welt schrie nach dem einigen Deutschland. Die Altliberalen des Vorparlaments waren fest überzeugt, daß ihre Weisheit dem großen Werke gewachsen sei. Ihr alter Traum von einer Volksvertretung beim Bundestage stand plötzlich wieder vor ihnen. In der Verwirklichung dieses Traumes sahen sie das höchste Ziel ihres Strebens und die Vollendung, die Sicherung des im Sturm des Augenblickes errungenen Siegs. Sie wollten das Parlament und natürlich im Parlamente *sich* mit ihrer ganzen Weisheit. Ihnen vertraute man. In ihnen glaubte man die Zauberer zu sehen, die aus der namenlosen Verworrenheit der Begriffe wie der Verhältnisse mit leichter Arbeit und schöpferischer Kraft das einige Deutschland in schönster Ordnung hervorzaubern würden. So ging der Ruf „das Parlament! das Parlament!“ durch alle Gauen Deutschlands. Alle Welt redete und

ſprach und träumte vom Parlament und vom einigen Deutſchland. Aus allen Winkeln ſuchte man deutſche Größen hervor, um ſie nach Frankfurt zu ſchicken und zu feſten Säulen des einigen Deutſchland zu ernennen. Wie das einige Deutſchland möglicher Weiſe zu Stande zu bringen, wie es überall möglich und denkbar ſei, nachdem man ſämmtliche vierunddreißig Fürſten auf ihren Thronen gelaſſen, wie aus vierunddreißig mit ſelbſtherrlichen Fürſten verſehenen Staaten ein einiges Deutſchland zurecht gezimmert werden könne, — darüber war ſich kein Menſch klar. Eine unglaubliche Unklarheit, eine grenzenloſe Begriffsverwirrung hatte die Herrſchaft. Deutſchland ſollte einig werden, aber die Rechte der Herren Fürſten ſollten ungekränkt bleiben! Derartigen Unſinn hörte man damals wie in unſern Tagen. Es war, als ob die Jahrhunderte nicht ſprächen; als ob man keine Ohren hätte für das unwiderlegliche Zeugniß, daß eben dieſe Rechte der Herren Fürſten Deutſchlands Unglück geweſen; als ob man nicht begreifen könne, daß die Beſeitigung dieſer gemeinſchädlichen, aus dem klarſten Unrecht hervorgegangenen „Rechte" das erſte Werk der Gründer des neuen Deutſchlands ſein müſſe. Und doch zeigte der Dahlmannſche Entwurf deutlich die wunderliche Mißgeſtalt des einigen Deutſchland mit einem Kaiſer und vierunddreißig anderweiten Fürſten, die nicht bloß dem Titel nach, ſondern in der That und Wahrheit, nach althergebrachten Begriffen, Fürſten bleiben ſollten!

Es war unvermeidlich, daß tauſendfach verſchiedene Anſichten in Frankfurt auftauchten. Auch die redlichſten und einſichtsvollſten Beförderer der deutſchen Einheitsbeſtrebungen konnten und mußten über Lebens-

fragen abweichend urtheilen. Bei Allen jedoch, welche den Menschen, den Deutschen besonders, die Geschichte und ihre Zeit kannten, standen einige Stücke unerschütterlich und unwiderleglich fest. Sie konnten im Sturm der Meinungen und Ansichten, der Wünsche und Vorschläge einen festen Haltpunkt gewähren. Hier sind sie:

1. Die revolutionaire Begeisterung, die revolutionaire Kraft, welche der Frankfurter Versammlung das Dasein gegeben, mußte benutzt, gefördert, auf alle Weise unterhalten und genährt werden. Man durfte nicht hören auf Die, welche Ruhe um jeden Preis schon damals forderten und in der großen Zeit der herrlichen Verheißung an Nichts dachten, als an ihren Tabacks-, Kaffee- und Rosinenhandel. Es schadete Nichts, wenn hier und dort eine Unordnung vorfiel. Es schadete Nichts, wenn hier und dort die Anarchie ihre Schrecken zeigte. Das Höchste und Herrlichste stand auf dem Spiel. Was dauernden Frieden und wahre Ordnung für Jahrhunderte gründen, was ein vernünftiges Recht schaffen, Millionen und aber Millionen die höchsten Güter des Lebens sichern, für das ganze Vaterland, für ganz Europa eine neue Zeit des Glückes, des Friedens, des heiteren Lebensgenusses herbeiführen konnte und sollte, Das wurde erstrebt, Das stand als Ziel vor uns. Es schadete Nichts, wenn beim Einsturz des Alten Geschrei und Gelärm an allen Ecken und Enden entstand! Es schadete Nichts! Deutschlands Völker hatten sich bewährt. Sie hatten Zeugniß abgelegt von dem veredelnden Eindruck, den die Begeisterung der großen Zeit auf sie gemacht hatte. Als alle Regierungen gelähmt waren, als kein Gensd'arm, kein Constabler, überhaupt kein Knecht der Gewalt Auctorität

hatte, und die Befehle der Fürsten den Seifenblasen glichen, da hatten die revolutionirenden Völker in sich selbst den Hüter der Ordnung und die Wächter des gelähmten Gesetzes gefunden. Sie hatten sich groß und edel bewiesen. Man konnte ihnen vertrauen. Es that nicht Noth, daß die Frankfurter als Ruheprediger auftraten.

Groß und schwer war das zu schaffende Werk. Mächtig und zahlreich, klug, gewandt und schlau waren die Feinde. Sie zeigten sich überall. Sie waren nicht bloß an den Höfen der zitternden Fürsten, nicht bloß auf den Schlössern und Rittergütern, nicht bloß in den Ministerien, Regierungen, Magistraten und Gemeindevorständen. Sie waren verbreitet durch alle Schichten der Gesellschaft. Sie hatten, das wußte man, in Frankfurt selbst in nicht geringer Anzahl Sitz und Stimme. Bei diesen Feinden war Klugheit, geistige Bildung, Entschlossenheit, Muth, Bosheit, Hinterlist, Treulosigkeit, Alles, was im Augenblicke des entscheidenden Kampfes den Gegner furchtbar machen kann. Von diesen Feinden umringt auf allen Seiten, bekämpft mit allen möglichen Waffen, belauert, getäuscht, gehemmt — sollte man in Frankfurt das ungeheure Werk vollenden. Die schwersten Opfer mußten gebracht, tausend Vorurtheile beseitigt, tausend versiegelte und verbriefte Rechte vernichtet werden. Was die Gewohnheit seit Jahrhunderten geheiligt hatte, sollte beseitigt, was wenige Monate vorher kaum irgend Jemand als möglich gedacht, sollte zur Wirklichkeit werden. Völker, in denen noch kaum das Bewußtsein der Angehörigkeit lebte, sollten ihren Haß, ihre Abneigung, ihre Mißgunst aufgeben, um Eins zu werden in dem

Streben nach einem Ziele. Gegen Fürsten und Edelleute, gegen die Gemeinheit selbstsüchtiger Menschen, gegen die Dummheit gedankenloser Schaaren, gegen Gewohnheit, gegen angestammtes Vorurtheil, ererbte Neigung, verjährtes Unrecht, unter Jammern und Klagen über die Noth des Augenblicks, unter Thränen und Seufzern über Verluste, über Gefahren und drohende Gespenster galt es einen Kampf zu kämpfen, wie er größer, gewaltiger nie von Menschen gekämpft, eine Aufgabe zu lösen, wie sie schwerer, verwickelter nie von Menschen gelöst worden ist. Ist das möglich in der Stimmung des ruhigen Alltagslebens? Ist das möglich, wenn das Herz wie gewöhnlich schlägt und das Blut träg durch die Adern rinnt? Kann man in behaglicher Ruhe, in sanfter Gemüthlichkeit das Große, Welterschütternde vollbringen? Macht die Bedenklichkeit des Philisters, die sorgliche Aengstlichkeit des Hausvaters stark genug, die Welt aus den Angeln zu heben? Seht den Einzelnen an und fragt, was er vermag in alltäglicher Ruhe und was in der Stunde der Begeisterung! Seht die Völker an und fragt, was sie gethan haben, wenn sie träg und ruhig und friedlich dahin lebten, und was, wenn ein großer Gedanke wie ein Blitzstrahl sie durchzuckte. Der Geist, der den Sturm erweckt, die Kraft, die die Throne erschüttert, die Begeisterung, welche die waffenlose Faust gegen Bayonnete und Kanonen erhoben hatte, das Verlangen, das Bedürfniß der Revolution, die Erbitterung gegen das Alte, das Mißtrauen gegen die Männer der gestürzten Gewalt, der Haß gegen die schändlichen Handlungen einer bodenlosen Tyrannei mußte genährt, unterhalten, befördert werden auf alle mögliche Weise. Nur so war es

möglich, das Ziel zu erreichen. Nur so konnte das Werk gelingen. Es ist nicht wahr, daß dadurch die Anarchie zur Herrschaft gekommen wäre und alles Gute und Edle erstickt und getödtet hätte. Allein, ganz allein der Verrath der Reactionsmänner, die kolossale Unklugheit der Camphausen, Hansemann und Gagern, der große Volksbetrug, der am hellen Tage lag, — das allein hat hier und dort die Wuth der Massen entfesselt. Wer mit offenen Augen die große Zeit durchlebt hat, wer kein Narr und kein Verräther ist, der weiß das.

2. Durch Thaten mußte Frankfurt das Vertrauen der harrenden Völker befestigen. Thaten, Thaten waren das unbedingt Nothwendige in einer Zeit, in der sich das Zeitenrad mit Sturmeseile drehte und an der Stunde, an der Minute die Geschicke der Welt hingen. Thaten waren erforderlich und möglich. Sofort, nicht erst nach vier, sechs Wochen, mußte eine Regierungs-Commission ernannt werden, welche den Willen und den Verstand hatte, die Gunst der Zeit in vollem Maaße zu benutzen. Sofort mußte eine Parlamentswehr gegründet werden, welche allein und unbedingt in der Hand der Reichsgewalt stand und sie mit den Schrecken der Gewalt umgab gegen alle Volksfeinde. Sofort mußte Hand gelegt werden an die Umbildung des Heerwesens im ganzen Reich. Im ganzen Reich mußte das Heer an Gehorsam gegen die Reichsgewalt gewöhnt, mußte das Kriegsmaterial aller einzelnen Länder für die Reichsgewalt in Anspruch genommen werden. Verordnungen, Befehle, Gesetze mußten ohne Unterbrechung in die Völker hineindringen, ohne Unterbrechung von dem Dasein, der Kraft, der

energiſchen Arbeit der Reichsgewalt Zeugniß geben. Sie mußten das ganze Deutſchland in Bewegung ſetzen, Völker und Regierungen in ununterbrochener Spannung erhalten, durch den Ernſt, mit dem ſie auftraten, durch die Strenge, mit der ſie gehandhabt wurden, ſelbſt den Gedanken des Ungehorſams erſticken. Würdige, an die Größe der Zeit, an den ungeheuren Segen des gelingenden Werkes erinnernde Anſprachen, große, begeiſternde, durchſchlagende Worte der Mahnung, Warnung, Belehrung mußten fort und fort von Frankfurt nach allen Seiten des Vaterlandes hineilen, um einen lebendigen Verkehr zwiſchen dem Volk und ſeinem Parlament zu erhalten. Das Volk mußte in ſeinem Parlament den Retter aus fürchterlicher Noth, den Schöpfer einer neuen, großen Zeit erkennen, mußte immer feſteres Vertrauen gewinnen, mit immer größerer Liebe und Begeiſterung nach Frankfurt blicken. Das Parlament mußte Eins ſein mit dem Volk. Das Parlament mußte die öffentliche Meinung für ſich gewinnen. Das Parlament durfte die Volksſtimmung nicht verachten. Es war Verrücktheit, das Werk, welches nur der Begeiſterung gelingen konnte, mit einem unwilligen, zürnenden Volke vollbringen zu wollen. Schnell mußte eine Verfaſſung geſchaffen ſein. Mochte ſie Fehler haben, mochte ſie nicht alle Volksrechte gehörig verklauſulirt aufs Papier bringen, mochte ſie zahlloſer Geſetze zu ihrer Vervollſtändigung bedürfen, — ſchnell, ſchnell mußte ſie fertig ſein, mußte ſie ſagen, wer Koch und wer Kellner ſein ſollte im deutſchen Reich. Thaten, Thaten waren Noth, ſo lange die Schwingungen der Märztage durch alle Herzen gingen, die Völker ſich als Sieger, die Fürſten ſich

als Beſiegte fühlten; ſo lange hier die Furcht, dort die kühne Begeiſterung vorherrſchte, und keine Hoffnung eines nahen Sieges die Reactionsmänner aus ihren Schlupfwinkeln hervorrief. Thaten mußten hier einſchüchtern, dort begeiſtern, hier die Furcht erhöhen, dort die Zuverſicht ſtärken. Thaten, entſchloſſene Thaten mußten in Fürſten und Miniſtern, in Junkern und Pfaffen jede Hoffnung der Wiederkehr des geſtürzten Regiments vernichten. Wahrlich, der Thaten bedurfte es, der ellenlangen Reden nicht!

3. Als das Parlament ſein Werk begann, war die Form der Republik, d. h. die Beſeitigung der Fürſten, für Deutſchland unmöglich. Kannſt Du den Völkern die Republik aufzwingen, wenn ſie ſie nicht haben wollen? Kannſt Du die Republik gründen, wenn ſie neun Zehntheilen im Volk als Schreckgeſpenſt und Vogelſcheuche, als Symbol alles Schrecklichen und Entſetzlichen erſcheint, und alle Welt in dem Titel eines Republikaners den ſchmählichſten Schimpfnamen von der Welt findet? Deutſchlands Völker wollten die Republik nicht. Nirgend hatten ſie in den Tagen des Revolutionsſturmes an das Fortjagen der Fürſten gedacht. Nirgend war der Entſchluß, kaum hier und dort der Gedanke der Republik aufgetaucht. In Berlin, in Wien, in München u. ſ. w. baute man Häuſer auf die Verheißungen. Kaum war der Kanonendonner verhallt, mit dem die fürſtliche Sorgfalt für das Wohl des Vaterlandes (d. h. der Fürſten) die Völker regalirt hatte, ſo ſchaarte man ſich um die Fürſten und faſelte ſo viel von den fürſtlichen Rechten, wie man andererſeits von der Freiheit der Völker ſprach. Man hat es den Berlinern zum Vorwurf gemacht, daß

sie in der berühmten Märznacht den König nicht fortgejagt haben. Wahrlich, hätten die Berliner ihn fortgejagt, halb Preußen hätte am folgenden Tage sich aufgemacht, ihn wiederzuholen, und zwar unter dem Beifallgeklatsch des größeren Theils der anderen Hälfte. Hätten die Berliner den König mit allen Prinzen seines Hauses ermordet, die Preußen hätten im Nothfalle einen Klotz zum Könige gemacht. In Wien so oft Erneuerung des Revolutionsspectakels, auf dem Throne eine so überaus miserable Figur als Kaiser, dennoch nicht ein einziges Mal der Ruf nach Republik, kaum der Gedanke, daß die Republik im Bereich der denkbaren Dinge liege! Constitutionelle Monarchie, rief es hier wie dort! Constitutionelle Monarchie auf breitester, demokratischer Grundlage war das Nonplusultra aller Gedanken, Hoffnungen und Wünsche. Die Deutschen liebten ihre Fürsten. Sie liebten sie ungeachtet der maßlosen Unbilden, über die sie zu klagen hatten. Sie liebten sie ungeachtet des Aergers über ihre Willkührlichkeiten. Sie liebten sie aus Gewohnheit, aus Langerweile und Dummheit. Ihr Bewußtsein war ein durchaus monarchisches. Von Kindesbeinen an hatten sie einen König gehabt. Ihre Väter und Großväter hatten auch einen König gehabt. Alle Welt hatte einen König. Die Franzosen hatten es mit der Republik nicht weit gebracht. Die Engländer auch nicht. In der Schweiz war ewiger Zank und Streit. Amerika, ja, Amerika war eine ganz andere Welt. Hier war Europa, hier war Deutschland, und in Europa, in Deutschland mußte man Könige haben, wenigstens Herzöge und dergl. An Republiken knüpfte sich ohne Weiteres die Vorstellung von Zank und Streit,

Raub und Mord. Der Geist Robespierre's und die Geister aller Erschlagenen aus der Schreckenszeit standen neben dem Wort Republik. Mit den Königen verband sich der Begriff einer gewissen Ordnung, einer behaglichen Ruhe, sicheren Handels, schöner Titel, blinkender Orden u. s. w. So mußte man Könige haben um jeden Preis! — Du mochtest Völker beklagen, die Dir taub und blind schienen, wo es galt, ihre Feinde zu erkennen, Völker, denen es an politischer Bildung so gänzlich fehlte. Du mochtest Menschen beklagen, die da liebten, wo Dir nach der Sachlage Verachtung und Abneigung das allein Berechtigte schien. Aber kein Mensch konnte die Thatsache verkennen: die Völker wollten zu Neunzehntheilen ihre Könige. Zu neun Zehntheilen hatten sie entschiedene Abneigung gegen die Republik, d. h. gegen die Form und den Namen der Republik. Wahnsinn aber ist es, bei solchen Völkern an die sofortige Einführung der Republik zu denken. Man konnte einen Kaiser wählen und dem Kaiser nach allen Regeln der Demokratie gebührend die Gränze anweisen. Man konnte die übrigen Fürsten zum Range der Regierungspräsidenten herabdrücken und sie zum Gehorsam gegen die Reichsgewalt zwingen. Man konnte in der Zeit der Begeisterung eine Verfassung schaffen, welche die Regierung zur Vollziehungscommission des Volkswillens machte und dem Wesen nach durchaus republikanisch war. Das Alles war möglich. Die Beseitigung der Fürsten war unmöglich. Man mußte sie an Ort und Stelle belassen und ihnen für den Augenblick großartige Dotationen, klingende Titel und anderweiten Flitterstaat gönnen.

4. Unter keiner Bedingung durfte die Macht der Fürsten hergestellt werden. Wie, Ihr Herren von Frankfurt, Ihr wolltet erst den Fürsten das Schwert in die Hand geben und dann das einige Deutschland bauen? Wie dieser Wahnsinn möglich gewesen, — wer begreift es?! Was jedes Kind wissen konnte, wußten die Frankfurter nicht! Nur so lange die Fürsten, ihrer Macht beraubt, die unbedingte Nothwendigkeit erkannten, dem Verhängniß sich zu beugen und den Dictaten der Frankfurter sich zu fügen, nur so lange war an ein einiges Deutschland zu denken. Jedes Kind mußte das wissen, — nur Ihr, edle Herren von Frankfurt, Ihr wußtet es nicht! Und doch, — Ihr kanntet die Geschichte. Ihr kanntet das unabläßige Bestreben der deutschen Fürsten seit Jahrhunderten. Ihr kanntet das Leben und die Thaten der gegenwärtigen Fürsten und ihrer Vorfahren. Ihr kanntet den Menschen. Ihr wußtet, daß sich Liebe für die Freiheit der Völker, Begeisterung für Deutschlands Einheit nicht im Umsehen erwecken läßt, daß man von engherzigen und selbstsüchtigen Menschen keine großartigen Thaten der Selbstentsagung, keine Thaten der Liebe und der Aufopferung erwarten darf! So mußtet Ihr Eure Macht auf jede Weise zu stärken suchen und in der Schwäche, in der Ohnmacht der Fürsten die einzig sichere Gewähr Eures Sieges, des endlichen Gelingens Eures Werkes erkennen. Ihr mußtet jeden Fürsten schonungslos als Rebellen behandeln, der sich Euch zu widersetzen wagte. War das Volk mit Euch, so war Euer Sieg entschieden. War es wider Euch, so lag nichts daran, wenn Ihr einige Monate früher, als jetzt geschehen, Euren Sitz in der Paulskirche verlassen

und Eure Sache verloren geben mußtet. Der Versuch mußte gewagt sein. Der Fürsten wiederkehrende Macht untergrub die Eurige. Zeigtet Ihr Muth, Thatkraft, unerschütterliche Festigkeit, so konntet Ihr das Größte vollbringen, was je von Menschen vollbracht ist. Eure Feigheit, Eure Schwachheit ist der Fluch des unglücklichen Vaterlands geworden.

5. Die Fürsten waren damals nicht zu beseitigen. So mußte Einer von ihnen als demokratischer Kaiser an Deutschlands Spitze treten. Wer sollte der Eine sein? Die Wahl konnte vielleicht schwanken. Man konnte vielleicht zweifeln, ob Oesterreich, ob Preußen. Man konnte zweifeln, — aber schnell, schnell mußte die Entscheidung kommen. So lange die Volkskraft ungeschwächt den Gründern Deutschlands zu Gebote stand, so lange man wußte, daß der Gewählte die dargebotene Krone im brausenden Volkssturm mit Dank und Freude ergreifen, daß er in dem entschiedenen Willen begeisterter Völker die Waffen gegen etwaige fürstliche Aufwiegler finden würde, — so lange, aber keinen Augenblick länger, hatte man Zeit zur Wahl. Und konnte die Wahl wirklich schwanken? Was sprach für Oesterreich? Etwa die kaiserlichen Reminiscenzen aus vier Jahrhunderten? Etwa die Herrschaft über Böhmen, Ungarn, Italien u. s. w.? Etwa die Liebe der Oesterreicher zu ihren Habsburgern oder die Verdienste der Habsburger um Deutschland? Wir leugnen nicht, daß in Alledem Beachtenswerthes liegt. Aber es war Thatsache, daß Oesterreichs Macht zertrümmert war, daß das Reich der Habsburger einem zerfallenden Körper glich. Es war Thatsache, daß Ungarn und Italien, im vollen Aufstande gegen die

wahnsinnige Herrschaft, ohne Liebe für das Erzhaus, den Habsburgern keine Waffe, wohl aber der deutschen Reichsgewalt eine mächtige Hilfe gegen Oesterreichs rebellischen Uebermuth boten. Es war ferner Thatsache, daß sich Oesterreich seit Jahrhunderten nicht um Deutschlands Größe bekümmert, daß es durch seinen wahnsinnigen Fanatismus namenloses Elend über Deutschland gebracht, mehr als einmal das Vaterland im Dienste Oesterreichs verrathen und geschändet und bis zu allerletzt mit beharrlichem Eifer und eiserner Consequenz gegen die heiligsten Rechte Deutschlands gekämpft hatte. Es war endlich Thatsache, daß Oesterreich für die geistige Erlösung der Völker so gut wie Nichts gethan, daß es sich gegen die Gedanken der Zeit, gegen die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte mit großem Vorbedacht und — großem Erfolge abgeschlossen hatte. Eine unglaubliche Beschränktheit, ein großartiger Mangel an geistiger Bildung, eine staunenswerthe Armuth an Früchten der Kunst und der Wissenschaft characterisirte Oesterreich. Kein Volk Deutschlands war in solchem Grade hinter seiner Zeit zurückgeblieben, als das österreichische. Für die Volksschule war wenig oder nichts gethan. Die Gymnasien waren geisttödtende Abrichtungsanstalten geblieben. Die Universitäten hatten Wissenschaft nach Metternichschem Zuschnitt und auf Metternichsches Dictat docirt. Die Metternichsche Gewaltsherrschaft hatte in edlen Volksstämmen das geistige Leben gemordet. Wahrlich, wir verkennen die Biederkeit, die Treue, den Heldenmuth der österreichischen Volksstämme nicht. Wir haben nicht vergessen, was sie in besseren Tagen Großes geleistet, wie oft sie der Hort deutscher Gesittigung gegen die

muſelmänniſche Barbarei geweſen. Wir wiſſen ſehr wohl, welche koſtbare Perle Deutſchlands die öſterreichiſchen Lande ſind, wie Deutſchlands Adler gelähmt iſt, ſo lange ihm das ſchöne Oeſterreich fehlt. Aber bot die zerfallende Macht des öſterreichiſchen Erzhauſes dem in den Wehen ſeiner Wiedergeburt liegenden Deutſchland den nöthigen Haltpunkt dar? War ſie ausreichend, um den Preußenkönig zum Gehorſam gegen das Reichsgeſetz zu zwingen? Konnte jenes Erzhaus auf den deutſchen Kaiſerthron gerufen werden, das ſeit Jahrhunderten mit einem Fanatismus ohne Gleichen gegen geiſtige wie gegen bürgerliche Freiheit angekämpft und die Bedeutungsloſigkeit ſeiner Völker auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens als Ziel ſeines Strebens betrachtet hatte? So hohe Verdienſte Oeſterreichs Völker ſich um den Sieg der Revolution erworben hatten, — das öſterreichiſche Erzhaus konnte die Kaiſerkrone nicht tragen! — Wie war es mit Preußen und den preußiſchen Hohenzollern? An den Hohenzollern liegt uns nichts, liegt Deutſchland nichts. Die letzten Sproſſen des hohenzollernſchen Hauſes waren ſchwache Männer, und die Regierung Preußens war ſeit Jahren ſo ſchlecht, ſo verächtlich geweſen wie die öſterreichiſche. Aber Preußen hatte früher weiſe, erleuchtete Regenten gehabt und ganz verdunkelt iſt die Idee „des Staates der Intelligenz“ in Preußen nie. Preußen hatte eine ungeheure Menge geiſtiger und materieller Kräfte geſammelt. Preußen hatte einen freien, ſelbſtbewußten Bauernſtand geſchaffen und durch ſeine Städteordnung zu den Anfängen politiſcher Bildung den Grund gelegt. Preußen hatte für die Volksſchule Bedeutendes geleiſtet und durch dieſelbe der Revolution den Weg gebahnt. In

Preußen hatte die Wiſſenſchaft ihren großen Läuterungs- und Befreiungsproceß vollendet und das Hereinbrechen einer neuen Zeit zur unbedingten Nothwendigkeit gemacht. In Preußen war mit den Waffen der Kritik der Kampf gegen den geiſtloſen Regierungsmechanismus, gegen das engherzige Bevormundungsſyſtem, gegen die alberne Beamtenweisheit, gegen die „chriſtliche“ Zwangsglaubensanſtalt wiſſenſchaftlich zum ſiegreichen Ende geführt. Preußen ſtand da als der Lehrer Deutſchlands, als Gegenſtand ſeiner Bewunderung und ſeines Neides. Preußen hatte ungeachtet der wahnſinnigen Verſchwendung der letzten Jahre im Gegenſatz zur öſterreichiſchen Schuldenlaſt ein geordnetes Finanzweſen und eine mit einer gewiſſen Energie geregelte Verwaltung. Es hatte eine großartige, trefflich disciplinirte und organiſirte Militairmacht, die, befreit von den albernſten und frechſten ſeiner junkerlichen Officiere, unter volksthümlicher Oberleitung auf das große Ziel gerichtet, eine ſtarke Stütze des einigen Deutſchland werden konnte. Preußen hielt zuſammen, war Eins, ungeachtet der Revolution eine compacte, geſchloſſene und geordnete Maſſe von fünfzehn Millionen. Wahrlich, es konnte nicht verkannt werden, daß auf Preußen die Hoffnung Deutſchlands beruhte. Zwar trug Preußen ſchwer am wohlverdienten Haſſe Süddeutſchlands. Aber wem galt der Haß? Nicht dem preußiſchen Volke, nicht ſeiner Wiſſenſchaft, ſeiner Größe, ſeiner Kraft. Er galt ſeinem heilloſen Regierungsſyſtem, den geiſtloſen Staatsauctoritäten, die mit gränzenloſer Blindheit die eigenſte Aufgabe des preußiſchen Staates verkannten. Er galt jenem abſolutiſtiſch-patriarchaliſchen Königthum, welches ohne eigene Kraft und Einſicht im Solde Metternichs

ſtand, bald mit den ernſten Anforderungen einer durch die Wiſſenſchaft getragenen Zeit, bald mit dem alten, mittelalterlichen Despotismus liebäugelte, jedoch zu ungeſchickt und zu feig für das Eine wie für das Andere war. Er galt jenen gottverlaſſenen Geheimeräthen, die ſeit Jahren die geiſtige Kraft des Landes mit tödtlichem Haſſe verfolgt und mit einer Bornirtheit ſonder Gleichen unter preußiſcher Auctorität gegen Preußens Größe gewüthet hatten. Dem Allen galt der Haß Süddeutſchlands. Aber hatte dieſer Haß nicht zum großen Theile ſeit der Revolution ſeinen Gegenſtand verloren? War nicht jenes Königthum, jenes Beamtenthum untergraben, geſtürzt? Zwar die Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. ſchreckte den Süddeutſchen noch. Aber Deutſchland bedurfte zu ſeiner Wiedergeburt der Macht, welche Preußen darbot. Konnte es nicht um den Preis dieſer Macht eine nicht zuſagende Perſönlichkeit mit in den Kauf nehmen, ſo lange dieſe Perſönlichkeit durch den heilſamen Schrecken vor der Volkskraft genügend gedemüthigt war? Reichte des Süddeutſchen Patriotismus nicht ſo weit, der Wiedergeburt des Vaterlandes die Abneigung gegen Friedrich Wilhelm IV. zum Opfer zu bringen? Gewiß! Hätten die Frankfurter Parlamentshelden ſchnell ihren Plan gemacht, hätten ſie ihre Auctorität ſchnell und kräftig benutzt, Süddeutſchland für das Kaiſerthum der Hohenzollern zu gewinnen, — ſie würden Preußen für Deutſchland erobert und ihre Aufgabe gelöſt haben. Aber ſchnell, ſo ſchnell als möglich mußte die Entſcheidung kommen. Die Kaiſerkrone mußte nicht dem ſiegreichen, mit Stolz auf ſein „herrliches Kriegsheer" ſich ſtützenden Friedrich Wilhelm IV., — ſie mußte

dem Gebeugten, Gedemüthigten, durch Volkskraft von seiner Höhe Heruntergestürzten geboten werden. Dieser hätte begierig zugegriffen. Das Geschick, sein begeistertes Volk hätte ihn auf die Bahn der kühnen Gestaltung und der Eroberung getrieben. Das Geschick hätte den geistreichen zum verständigen Manne machen und das Edle wecken können, was auch in Friedrich Wilhelm IV. schlummern mag.

Sollen wir noch eine Nr. 6 hinzufügen? Jeder Besonnene mußte sich selbst sagen, daß eine durchaus friedliche Lösung aller obschwebenden Fragen, eine Wiederherstellung Deutschlands ohne Krieg und Schlachten kaum im Bereich der Möglichkeit lag. Kennst Du die Geschichte? Wo ist eine so große, so kühne Gestaltung, wie die des einigen Deutschland, in heiterer Ruhe ins Leben gerufen worden? Wo ist die Umgestaltung der eingreifendsten Verhältnisse eines ganzen Welttheils bei gemüthlichem Geplauder vollbracht worden? Wo hat man die schroffsten Gegensätze, die sich denken lassen, Gegensätze, die hier wie dort mit der vollkommensten Ueberzeugung ihrer Berechtigung ins Leben treten, ohne Gewalt, mit sanften Worten und freundlichen Redensarten auszugleichen und zu beseitigen vermocht? Nicht das Christenthum, nicht die Reformation ist ohne Blutvergießen erstarkt. Jedes Neue, welches eine neue Welt schaffen will, fordert nach dem Zeugnisse der Geschichte seine Bluttaufe. Und beim Aufbau des einigen Deutschland sollte Alles fein ruhig und friedlich abgehen? Könige sollten ihrer Selbstherrlichkeit beraubt, die einflußreichsten Stände um ihren Einfluß gebracht, die Geschicke der Welt in ganz neuen, bis dahin kaum der Beachtung gewürdigten Kreisen bestimmt und ge-

ordnet werden; was seit Jahrhunderten Ständen und Völkern als Grundpfeiler aller gesellschaftlichen Ordnung erschienen, das wollte man antasten, erschüttern, umstürzen, — und die ganze Welt sollte dazu in die Hände klatschen? Die kriegserfahrene, mit Waffen und Kriegsgeräth überschwemmte Welt sollte sich in christlicher Demuth und Geduld den sanften Bitten der Neuerer fügen? Man erwartete die Geburt eines Riesen, und — die Geburt sollte ohne fürchterliche Wehen, ohne krampfhafte Erschütterung des ganzen Körpers vor sich gehen? Wo war vor Geschichtskundigen irgend ein vernünftiger Grund, irgend eine Berechtigung zu diesem Wahne von kolossaler Albernheit?! Wahrlich, die Männer, welche sich für Frankfurt hatten wählen lassen, mußten doch eine Ahnung von der ungeheuren Größe ihrer Aufgabe, eine Vorstellung von dem ungeheuren Einflusse ihres Werkes auf die Gestaltung aller Weltverhältnisse haben. Sie mußten die Geschichte und den Menschen kennen. So mußten sie der Voraussetzung des Krieges, des fürchterlichsten von allen, des Bürgerkrieges, ihr durch die Erfahrung der Jahrtausende verbürgtes Recht zugestehen. Sie konnten, so weit es ohne Gefährdung des begonnenen Werkes möglich war, für Aufrechthaltung des Friedens wirken. Aber sie mußten als verständige Männer das Verlangen des Friedens um jeden Preis den Weibern und den sentimentalen Redehelden überlassen. Sie mußten von Anbeginn auf den Krieg sich rüsten, um zur rechten Zeit dem Blutvergießen durch Blutvergießen Einhalt thun zu können. Oder war es besser, in der großen Stunde der allerletzten Entscheidung die Welt durch — Gagernsche Sentimentaliät zu ärgern?

Was wir unter 1 — 6 gesagt haben, haben nicht wir gesagt. Es ist der Ausdruck dessen, was jeder urtheilsfähige Mensch von Anbeginn sich selber sagen mußte.

Was thaten die Herren vom deutschen Reichsparlament?

Sie thaten von Allem, was erwartet werden mußte, das Gegentheil. Die Majorität, die sich an die Person des Herrn Heinrich von Gagern lehnte, setzte Alles durch, was sie beabsichtigte. Sie, diese Majorität, war es, die von Allem, was vernünftiger Weise erwartet werden mußte, das Gegentheil that.

Was that sie?

Ihr allererstes und eifrigstes Bestreben war, die Revolution zu beseitigen. Sie wollte nicht die Revolution beherrschen, nicht den Kräften der Revolution die gemeinsame Richtung nach dem einen Ziele geben. Sie wollte die Revolution vernichten. Der riesenstarken Mutter, die ihr das Dasein gegeben, deren Riesenkraft allein die Möglichkeit der Neubelebung des geschändeten Vaterlandes verbürgte, brachte sie schlau und listig einen Schlaftrunk nach dem andern bei. So schnell als möglich lenkte sie auf den sogenannten gesetzlichen Weg ein, auf den Weg, dessen Schlechtigkeit, dessen Unbrauchbarkeit Jedem einleuchtete, der Augen hatte. Sie duldete neben sich den Bundestag! Vom Bundestage ließ sie sich ihre Aufgabe vorschreiben! Der Bundestag mußte sie legalisiren! Wie Camphausen in Berlin den vereinigten Landtag aus seinem Grabe hervorcitirte, um ihn als Waffe gegen die Revolution zu benutzen, so benutzte der Club Gagern in Frankfurt den Bundestag! Der Bundestag war vom

Tage seines Entstehens an ein Scandal für Deutschland, ein laut in alle Welt hineinschreiendes Zeugniß für die Indolenz, die Trost-, Rath-, Kraft- und Muthlosigkeit des sehr ehrenwerthen Herrn Michel gewesen. Er war so schlecht, daß bis heute selbst seine früheren Gönner nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen gewagt haben. Selbst die vollkommen siegreiche Reaction wagt noch heute kaum, seinen Namen auszusprechen. Dieser Bundestag, Geschöpf und Stütze der Fürstenwillkühr, hatte durch die Revolution seine rechtliche Basis verloren. Er mußte ohne Umstände beseitigt werden. Hatten die Vorläufer der Herren Frankfurter, das Vorparlament und der Fünfziger-Ausschuß, das versäumt, so mußten sie es um so schneller thun. Von dem Bundestage der Revolution das Gesetz geben zu lassen, war Unsinn. Und wie lautete das Gesetz? „Ihr habt zwischen den deutschen Fürsten und Völkern die Verfassung zu Stande zu bringen!" So lautete das Gesetz, und — die Herren Frankfurter waren bescheidene, demüthige Leute. Sie wollten „zu Stande bringen." Der Ausdruck war klar und verständlich genug für ehrliche, offene Menschen, die einsehen und zugeben wollten, daß er unter den gegebenen Verhältnissen überall nur eine Bedeutung haben konnte. Aber wußte man nicht, daß man es mit Fürsten zu thun hatte? daß der Ausdruck den Fürsten zum Drehen und Deuteln bequeme Gelegenheit gab? Konnte man einen Augenblick zweifeln, daß die Fürsten so bald als möglich von dieser Gelegenheit den ausgedehntesten Gebrauch machen, daß sie den Ausdruck interpretiren würden: Ihr sollt zu Stande bringen, aber nur durch Verständigung, durch Vereinbarung mit uns!

d. h. Ihr ſollt zu Stande bringen auf einem Wege, der das Zuſtandebringen zur Unmöglichkeit macht? Konnte man einen Augenblick an dem feindlichen Willen der Fürſten zweifeln? Wahrlich, die Frankfurter hatten ſofort die dringendſte Veranlaſſung zu einer That, die Deutſchland mit Jubel erfüllt hätte. Sie mußten den Auftrag des Bundestages ſcharf ins Auge faſſen, mußten ihn aus eigener Kraft erweitern, der Volksſouverainetät ihr volles Recht verſchaffen, ſich mit Nachdruck laut und eindringlich als die höchſte geſetzgebende Auctorität Deutſchlands geltend machen und Jeden als Rebellen brandmarken, der ſich gegen ihr Dictat, gegen die von ihnen zu beſchließende Verfaſſung aufzulehnen wagen würde. Das mußte das erſte Geſetz ſein, welches ſie gaben. Sie mußten alle Einzelregierungen Deutſchlands zwingen, dieſes Geſetz ausdrücklich und feierlich anzuerkennen, und durch die Volkskraft die Widerſpenſtigen zum Zittern bringen. Sie mußten Alles an Alles ſetzen, um Alles zu gewinnen. So wurden ſie eine Macht, vor der die Fürſten ſich beugten, eine Macht, auf die Deutſchlands Völker mit Vertrauen blickten. Die beſcheidenen Herren wollten indeſſen „zu Stande bringen.“ Was thaten ſie, um „zu Stande zu bringen?“ Sie hielten Reden, ellenlange Reden, und wieder und immer wieder Reden. Um das deutſche Volk bekümmerten ſie ſich nicht. Vom deutſchen Volke nahmen ſie keine Notiz. Kein Wort ſprachen ſie zum deutſchen Volke. Das deutſche Volk ſah und hörte nichts von ihnen, als ihre Reden über die Grundrechte. Es war, als ob ſie Grundrechte für die Mondbewohner feſtſtellen wollten. Es war, als hätten ſie keine Ahnung von der ungeheuren Bedeutung der Tage und Stunden,

die sie vergeudeten. Kühne Thaten forderte die Zeit, die Welterschütterndes, Niedageweſenes gebären ſollte. Die Frankfurter waren unerſchütterlich in ihrer Ruhe. Jeder kühne, kräftige Gedanke erſchreckte ſie. Jede Aufforderung zu dem, was die große Zeit forderte, wieſen ſie als Verſuchung zum Uebermuth in chriſtlicher Beſcheidenheit von ſich. Sie glichen einer ungeſchickten Maſſe, die zu Nichts zu gebrauchen war, als zum Damm gegen den brauſenden Strom der Revolution. Arnold Ruge wirkte für die ungeſäumte Bildung einer Regierungs-Commiſſion aus der Mitte des Parlaments. Venedey hatte ſchon früher die Aufrichtung einer Parlamentswehr verlangt. Beides ſprach für ſich ſelbſt. Beides ſchloß den Widerſpruch aus. Der Club Gagern wollte Beides nicht. Er wies Alles zurück, was einen kräftigen Entſchluß forderte. Er ſcheute den Schein der Anmaßung, wollte kein Mißtrauen zeigen, wollte jede Aufregung vermeiden, wollte alles Mögliche, nur — Nichts von Allem, was den Sieg verbürgte. Die vereinzelten Aufſtände entſetzten die gelehrten Herren. Das Geſpenſt der Anarchie trat vor ihre zagenden Seelen. Sie wußten nicht, daß jene Aufſtände das nothwendige Erzeugniß ihrer Rath- und Thatloſigkeit waren, und ſo halfen ſie den Einzelregierungen kräftig, den Volksgeiſt zu bannen, den Geiſt, der Deutſchland gründen ſollte!

Endlich, endlich ermannte ſich die Reichsverſammlung zu einer That! Nachdem ſie fünf Wochen, fünf koſtbare Wochen lang Reden gehalten hatte, verordnete ſie eine Reichs-Centralgewalt, wählte zum Reichsverweſer den alten Erzherzog Johann von Oeſterreich, und that mit dieſem kühnen Gagernſchen Griff

das Allerverkehrteste, das Allerungeschickteste, was sie in der Welt Gottes möglicher Weise hätte thun können.

Der König von Preußen mußte endlich an die Spitze Deutschlands treten. War es möglich, ihn sofort zum Reichsverweser zu bestellen? Die allgemeine Mißachtung, in welcher dieser Fürst im südlichen und in den meisten Kreisen des nördlichen Deutschland stand, war ein leider schwer zu beseitigendes Hinderniß. Hätte indeß die Reichsversammlung Vertrauen zu ihrer Thatkraft, zu ihrem schöpferischen Genius zu erwecken, hätte sie Deutschland für den Gedanken der Freiheit zu begeistern gewußt: auch der Süden würde sich ihr unterworfen und in die Wahl Friedrich Wilhelms IV. gefügt haben. Konnte oder wollte man den Berliner Herrn damals nicht wählen, — einen österreichischen Prinzen, einen Prinzen des auseinandergefallenen Oesterreich durfte man unter keiner Bedingung zum Reichsverweser bestellen. Der Krieg mit den Habsburgern, mochte er durch Gesetze oder durch's Schwert zu Ende geführt werden, war unvermeidlich. Oesterreich oder Preußen, Habsburg oder Hohenzollern, das konnte allein der Wahlspruch sein. Für Habsburg konnte man sich nicht entscheiden. Hohenzollern allein bot in seiner Hausmacht dem auflebenden Deutschland den festen Haltpunkt dar. So war es Unsinn, einen österreichischen Prinzen an die Spitze Deutschlands zu stellen. Die Habsburger mußten entweder aus Deutschland vertrieben oder zur Anerkennung der Hohenzollernschen Oberhoheit, zum Gehorsam gegen das Reichsgesetz gezwungen werden. Konnte man dazu von einem österreichischen Prinzen energische Mitwirkung erwarten? War es vernünftig,

tonk in Wort in Lehrbuch aufgehoben haben, um in diesem Gewande Aufnahme in Schule, Haus, ... vor 6 verschiedenen Jahren, ... Ausgaben ... Auflage ... Jahre ... Jahr ... Jahr ... Jahr

beenden, und, bis sie beendet war, eine Commission des Parlaments mit der Reichsregierung zu beauftragen. Für den Augenblick hätte sich Deutschland diese republikanische Spitze gefallen lassen, weil ihre Nothwendigkeit auf der Hand lag. Den Erzherzog Johann, einen Greis, hoch an Jahren, einen Fürsten, einen österreichischen Prinzen, einen Mann ohne Macht und Einfluß zu wählen, war eine drei-, eine vierfache Verkehrtheit. Es war das Verkehrteste, was möglicher Weise geschehen konnte. Die Krone setzte die Reichsversammlung ihren Verkehrtheiten durch den feierlichen Beschluß auf: die Reichsgewalt sei nicht verpflichtet, die Beschlüsse der souverainen Versammlung auszuführen! Man traute den eigenen Ohren nicht! Man hielt solche Thorheiten für absolut unmöglich! Von einem alten, hochbetagten Fürsten hing es ab, ob etwa nöthig werdende kräftige Beschlüsse gegen rebellische Fürsten schnell und energisch vollzogen werden sollten oder nicht! Dazu ließ die souveraine Versammlung von dem alten, abgelebten Bundestage dem Reichsverweser die Macht übertragen, und dankbarlichst nahm sie die feierliche Anerkennung ihrer Wahl durch die Einzelregierungen entgegen! In der That, eine merkwürdige Souverainetät, die der souverainen Versammlung! Als eine andere Majorität es für angemessen fand, den Erzherzog seines Verweseramtes zu entsetzen, — konnte er da nicht mit Recht antworten: ich habe von Euch wohl das Amt, aber die Macht habe ich von den Fürsten!?

Der Erzherzog war indessen wohlbestallter deutscher Reichsverweser geworden. Er machte den Herrn von Schmerling zum Präsidenten des Reichsministe-

riums, und zwar zur großen Zufriedenheit der Herren Frankfurter. Wer war dieser Herr von Schmerling? Schmerling war Präsident des Bundestags gewesen, war ein Oesterreicher, war ein alter Bureaukrat, ein alter Diplomat aus der Metternich'schen Schule, ein Mann jener alten staatskünstlerischen Weisheit, die seit Jahrhunderten Deutschlands Verderben gewesen war. Der Schmerling dieser Weisheit, dieser Schule wurde Präsident des Reichsministeriums, — und das Parlament war sehr zufrieden! Ehrliches Parlament!

Von jetzt an verliert die Betrachtung der Thaten des Parlaments das Interesse. Das Parlament hat seine Ungeschicktheit, seine Unfähigkeit bewiesen. Seine Majorität ist nicht durchdrungen von den schönen Ideen, welche die Zeit bewegen. Die Gedanken der deutschen Einheit und Freiheit haben nicht ihr Innerstes ergriffen, sind nicht das Idol, vor dem sie sich niederwirft im Fluge der Begeisterung, dem sie Alles, dem sie sich selbst zum Opfer zu bringen im Stande ist. Seine Majorität besteht aus sehr gelehrten, sehr besonnenen, sehr geschäftskundigen, sehr achtungswerthen, klug berechnenden — — Philistern, die in Zeiten des Schlafrockes und der Pantoffel viel Heilsames zu wirken vermögen, in Zeiten der Erhebung aber eben nur — den Club Gagern bilden können. Ein glücklicher Erfolg der deutschen Einheitsbestrebungen liegt kaum noch im Bereich der Möglichkeit.

Zwar — die Fürsten sind noch nicht wieder im Besitz der Macht. Wohl ist die Intrigue in vollem Gange in Berlin wie in Wien. Wohl arbeiten die Camerillen und die entschlossenen Reactionsmänner mit großer Umsicht und überraschenden Erfolgen. Wohl

ist der erste panische Schrecken vorüber und die Hoffnung sendet helle Strahlen in die Herzen der Fürsten. Aber noch zittern sie. Noch sehen sie die Bayonnete nur in der Ferne. Die Macht haben sie noch nicht wieder. Wird das Parlament sich ermannen? Wird es wenigstens einsehen, daß die fürstlichen Bayonnete unter keiner Bedingung zur Herrschaft kommen dürfen? Wird es den großen Einfluß benutzen, den es noch immer hat, den es mit leichter Mühe verdreifachen, verzehnfachen kann? Wird es die Minister zum energischen Auftreten oder zum schleunigen Abtreten zwingen? Wir werden sehen.

Für den sechsten August hatte der Reichskriegsminister verordnet, daß alle deutschen Heere dem neugewählten Oberhaupte ihre Huldigung darbringen sollen. Die Verordnung war bestimmt und klar. Sie war der erste, über das ganze Land sich erstreckende obrigkeitliche Act der neuen Reichsregierung. Sie war der Prüfstein des Gehorsams auf der einen, der Auctorität auf der andern Seite. Sie war aus diesem Grunde von entscheidender Wichtigkeit. Gehorchten die Einzelregierungen? Die kleineren Regierungen gehorchten. Preußen und Oesterreich gehorchten nicht! Unter dem Vorwande erbärmlicher Gründe gehorchten sie nicht! Und die Reichsregierung? Sie duldete den Ungehorsam! Und die Reichsversammlung? Sie duldete es, daß die Reichsregierung den Ungehorsam duldete! Das entschied. Die Regierungen hatten getrotzt. Sie wußten, daß sie trotzen durften. Sie wußten, daß sie muthiger waren, als die Herren in Frankfurt, daß diese ihnen keine Gefahr mehr drohten, sobald nur daheim das Spiel gewonnen war. Die Frankfurter mußten Alles daran

setzen, dem ersten Befehl Gehorsam zu verschaffen, Alles, selbst den Frieden des Vaterlandes. Was konnten sie ausrichten, wenn die Fürsten ihnen trotzten? Wie konnten sie Gehorsam gegen ein endliches, nothwendig mißliebiges Gesetz über die Reichsverfassung erwarten, wenn die Fürsten zum Ungehorsam die Macht hatten? Sie mußten Alles daran setzen, denn noch war Alles zu gewinnen! Doch das Geschick der Reichsversammlung sollte sich erfüllen. Deutschland führte Krieg wider Dänemark, großentheils mit preußischen Truppen im Dienste des Reichs. Der bekannte Malmöer Waffenstillstand beendete den ruhmlosen Krieg. Und wer schloß den Waffenstillstand mit Dänemark? Der König von Preußen schloß ihn. In wessen Namen? In seinem Namen und in dem des deutschen Bundes. Deutschland hatte den Krieg geführt und im Waffenstillstandsbeschluß wird — der deutschen Reichsregierung mit keiner Sylbe gedacht! Die deutsche Reichsregierung wird völlig ignorirt! Dänemark habe die Reichsregierung nicht anerkannt, so sagte man, und dieses dumme Gerede täuschte wirklich Manchen über die offenbare Verhöhnung der Reichsgewalt. Und die Herren in Frankfurt? Straften sie die Anmaßung des Preußenkönigs? Verwarfen sie den Waffenstillstand, um ihn, wie sich's gebührte, im Namen der Reichsgewalt zu schließen? Nicht also! Sie traten ihm bei — und — sanctionirten die Verhöhnung der Regierung Deutschlands! Leser, jetzt war der Stab gebrochen über die Reichsversammlung. Jetzt konnte nur noch die Frage sein, nicht ob, sondern wie sie ihrem Untergange entgegeneilen würde.

Zwar das Schicksal ist unerschöpflich in seiner

Gunst für die Herren Frankfurter. Immer von Neuem wird ihnen die Gelegenheit geboten, ihre groben Fehler wieder gut zu machen. Allein — sie gleichen den bis zum Wahnsinn Verblendeten. Sie können nichts, als Deutschland verderben!

In Wien war der Octobersturm losgebrochen. Die Volksmacht hatte ihren letzten Sieg über Ministerverrath und Adelsintriguen errungen. Der wankende Thron der Habsburger war dem Zusammensturz nah. Noch ein kräftiger Stoß und er lag in Trümmern! Wien war entschlossen zum Aeußersten, war begeistert zum Kampf bis auf den letzten Mann. Voll Sehnsucht, in krampfhafter Spannung sah es sich um nach Rettung gegen die drohenden Feinde unter Habsburgs Fahnen. Brachte Deutschland diese Hilfe, rettete Deutschland das edle Wien vor den slavischen Horden, so war Oesterreich für Deutschland gewonnen und von Habsburg war nicht mehr die Zersplitterung der deutschen Kraft zu fürchten. Und konnte Deutschland zögern mit der Hilfe? Mußten nicht die Frankfurter die Verhältnisse überschauen und die Leichtigkeit des Sieges wie die Großartigkeit seiner ungeheuren Folgen erkennen? Wahrlich, kein Vernünftiger konnte zweifelhaft sein! Habsburg konnte und durfte nicht mächtig, nicht selbstherrlich bleiben neben den Hohenzollern im einigen Deutschland. Man konnte und durfte den nichtswürdigen, hochverrätherischen Gedanken nicht fassen, das schöne Oesterreich dem deutschen Vaterlande zu entfremden und die sieben Millionen österreichischer Deutschen an die dreißig Millionen Slaven zu verkaufen. Deutschland mußte in Habsburgs Feinden seine Freunde, seine Bundesgenossen

ſehen. Es mußte mit Wien, mit den Ungarn, mit dem Sardenkönige ſich verbinden. Ihr Sieg über Habsburg war Deutſchlands Sieg über ſeine Feinde! Wie, das wäre Verrath? Es wäre Verrath, dem großen Vaterlande, dem lange und furchtbar gemißhandelten, dem endlich, endlich ſich erhebenden Vaterlande die Herrlichkeit einer Familie zu opfern, eines Regentenhauſes, welches furchtbares Unheil über Deutſchland gebracht hatte und jetzt in der Stunde der Vergeltung von ſeinen niedergedrückten, zertretenen Völkern verlaſſen war? Es wäre Verrath, den Ungarn und Italienern den Sieg über Oeſterreich zu wünſchen, weil dieſer Sieg die Herrſchaft der Deutſchen über Ungarn und Italien beenden mußte? Es wäre Verrath, die Macht Habsburgs zu zerſplittern, weil Oeſterreich in ſeinem gegenwärtigen Beſtande ein deutſches, ein europäiſches Bedürfniß ſei? Herr von Gagern hat das behauptet. Arnold Ruge's richtige Behauptung, Deutſchland müſſe die Niederlage des öſterreichiſchen Feldherrn Radetzky und den Sieg Karl Alberts wünſchen, nannte er — einen halben (?) Vaterlandsverrath und gab dadurch von ſeiner Kurzſichtigkeit einen ganzen, völlig ausreichenden Beweis. Ob das in ſeinem Innern ſich umgeſtaltende Deutſchland verpflichtet ſei, ſeine früheren Eroberungen herauszugeben, ob es neben ſeiner Freiheit die Knechtſchaft ſeiner Nachbarn wollen dürfe, das kann hier völlig unerörtert bleiben. Deutſchland kämpfte für ſeine Freiheit. Deutſchland kämpfte gegen den alten Fluch der Fürſtenwillkühr. Deutſchland kämpfte für ſeine Einheit und ſah in den Habsburgern das größte Hinderniß ſeiner Erſtarkung. Der Kampf war ſchwer.

Mächtige Feinde standen ihm gegenüber. Ungeheuer groß war die Gefahr der endlichen Niederlage. Es bedurfte für den Augenblick — Dank der Unbehilflichkeit und Trägheit der Frankfurter — der Bundesgenossen. Ungarn und Italien kämpften wie Deutschland für die Freiheit, gegen die Fürstenwillkühr und — gegen Habsburg. Somit waren Ungarn und Italien Deutschlands natürliche Bundesgenossen und Radetzky's Sieg war eine Niederlage für das nach Einheit strebende Deutschland! Und das gegenwärtige Oesterreich soll nach Gagernscher Weisheit ein deutsches, ein europäisches Bedürfniß sein? Etwa weil es den Beruf hat, nach Osten deutsche Bildung zu tragen? im Osten die Wacht zu halten gegen Rußlands Uebermacht? die Donauländer und die Donaumündung dem Interesse Deutschlands dienstbar zu machen? Leser, wenn das große, mächtige Deutschland auferstanden ist, und mit seinen Riesenarmen Oesterreich und Preußen und Alles, was deutsch ist, umschlingt, wenn das große, mächtige Deutschland der Schirm und Hort „wahrer" Freiheit geworden ist und durch die glorreichen Waffen seiner freien Wissenschaft nach Ost und West, nach Süd und Nord edle Bildung trägt, dann hat Deutschland die Aufgabe, die Herr von Gagern Oesterreich zugedacht, und wahrlich, Deutschland löst die Aufgabe, Oesterreich nimmer! — Für Deutschlands Einheitsbestrebungen, für den Frieden in Deutschland konnte nichts erwünschter sein, als der siegreiche Octoberaufstand der edlen Wiener. Freiwillig, das wußte jeder Denkende, unterwarf sich Habsburg einem deutschen Kaiser nicht. Am wenigsten beugte es sich vor einem Hohenzollern. Schon in den ersten Tagen

der siegreichen deutschen Revolution war seine Eifersucht gegen Preußen schroff hervorgetreten. Es konnte später möglicher Weise bei seinen Völkern kräftigen Beistand finden. Dann war der Kampf schwer, des Kampfes Ausgang zweifelhaft, die Gefahr der Einmischung auswärtiger Mächte groß. Dann wurde Deutschland wieder im Bruderkampfe mit Blut gedüngt, und wahrlich, es bedurfte des Blutdüngers nicht mehr! Jetzt war der Kampf entschieden, noch ehe er begonnen. Ungarn, Italien im Kampf gegen Habsburg! Wien siegreich gegen die Habsburger! Der Kaiser flüchtig! Die Heeresmassen zerstreut! Ein schneller, großer, kühner Entschluß von Frankfurt und — Alles war gerettet, Alles gewonnen, Deutschlands Einheit, Deutschlands Freiheit gesichert, ganz Deutschland zu den Füßen seiner Erretter. Aber — an der Stunde hing die Entscheidung. Die Stunde trug das Geschick der Welt. Kein Zögern, um Gottes Willen kein Zagen und Zweifeln! Schnelle Schritte, kräftige Entschlüsse, kühne Thaten! Der Erzherzog und Schmerling mußten beseitigt, ganz Deutschland mußte zum entscheidenden Kampfe aufgerufen werden für Wien, gegen Windischgrätz. Wollten die „Kriegsherren" ihre Truppen nicht stellen, so mußte der Volksgeist heraufbeschworen, mußten Freischaaren gebildet, alle Waffenfähige gerufen, Alle begeistert und — die „Kriegsherren" wider ihren Willen fortgerissen werden von dem brausenden Strome der Volkserhebung. Es war eine große, entscheidungsschwere Stunde! Noch war Preußens Kriegsmacht zu gewinnen. Noch war der König voll Angst und Sorge, die Reaction ihres Sieges nicht gewiß, die Militairdespotie nicht gegründet, in der

Nationalverſammlung ein kräftigerer Geiſt im Anzuge, in Berlin, in ganz Preußen furchtbare Spannung. Alles ſah, Alles fühlte das Gewicht der Stunde. Alles ſah und fühlte, daß Wiens Untergang der Untergang Deutſchlands war. Wien, des heldenmüthigen Wiens Befreiung war die Looſung. Den König konnte man gewinnen durch das Verſprechen der Kaiſerkrone, durch die ſofortige Ernennung zum Reichsoberhaupt. Die Leichtigkeit des Sieges mußte auch ihm einleuchten. Und zögerte er, konnte in dem Manne kein großer Gedanke, kein ſtarker Entſchluß erweckt werden, ſo mußte die Volksbrandung über ihn dahinſtürmen, und dann, dann war ſelbſt die Republik möglich! In Frankfurt, in der Partei Gagern, unter den Baſſermann's, Welcker's, Matthy's, Dahlmann's, Gervinus' u. ſ. w. u. ſ. w. nur einige Kraft, nur etwas Größe, nur etwas Scharfblick, etwas Begeiſterung, — in der Stunde der Entſcheidung ein feſter Anſchluß an die beſonnene und ſtarke Linke und — der Sieg war unvermeidlich! Freilich — wären ſolche Thaten des welterobernden Muthes in Frankfurt überhaupt möglich geweſen, — es wäre von Anfang Alles anders gekommen. Wir haben nur nachweiſen wollen, daß das Schickſal nicht müde geworden iſt, der Frankfurter Majorität das Beharren in ihrer Unklugheit und Feigheit zu erſchweren. Was thaten die Herren Frankfurter? Sie ſchickten zwei „Reichs-Commiſſäre" auf weiten Umwegen nach Olmütz. Sie nöthigten zwei im Uebrigen achtungswerthe Männer, ſich vor der ganzen Welt lächerlich zu machen und ihre Namen mit einer der dummſten Thaten der Weltgeſchichte in Verbindung zu ſetzen. Sie ſtellten gefliſſentlich das ganze, von ihnen repräſ-

ſentirte Deutſchland an den Pranger und verkündeten der ganzen Welt ihre unermeßliche Erbärmlichkeit. Sie triumphirten, als die Habsburger geſiegt hatten und in Oeſterreich die allergründlichſte Militairdespotie feſtgegründet war. Die edlen Herren! — in kindlichem Vertrauen hofften ſie von den Gewaltherren ein freundliches Entgegenkommen für ihre beſcheidenen, deutſcheinheitlichen Wünſche!! Doch es war ihnen nicht genug, daß in Wien die Bayonnete regierten, die Bayonnete mußten auch in Berlin regieren. Um Berlin waren die nöthigen Truppen aufgehäuft. Wiens Fall hatte den Muth, die Siegeszuverſicht der Reaction geſtärkt. Alles war vorbereitet zum entſcheidenden Schritt. Nicht lange ließ die Entſcheidung auf ſich warten. Die Nationalverſammlung wurde vertagt, Brandenburg, Manteuffel waren Miniſter und — Preußen lag zu den Füßen Seiner Majeſtät von Gottes Gnaden! Die Reichsverſammlung hätte retten können. Sie mußte ſich feſt und entſchloſſen auf die Seite des Rechts, der Willkühr gegenüber ſtellen. Sie mußte für die Nationalverſammlung auftreten, den Beſchluß der Steuerverweigerer ſanctioniren, ganz Preußen zum Kampf gegen die Willkühr aufrufen und dem Militair im Namen des Reichs den Gehorſam gegen die rechtverachtende Regierung verbieten. Sie mußte das. Sie hatte oft genug entſchiedenen Kampf gegen die Anarchie von Oben wie von Unten gelobt. In Preußen ſaß die Anarchie auf dem Throne. Geſetz und Recht und conſtitutioneller Gebrauch wurden verhöhnt. Ganz Preußen ſchwamm in einem Meere von Rechtloſigkeit. Die Reichsverſammlung mußte dagegen auftreten. Sie mußte einſehen, daß der Sieg der Reaction ein Sieg über die Freiheit, ein Sieg

über Deutschlands Einheitsbestrebungen war, daß der Sieg der Reaction mit der Herstellung der Absolutmonarchie, mit der gänzlichen Niederlage der Revolution, mit der Vernichtung aller Hoffnungen völlig identisch war. Die Reichsversammlung trat auf die Seite des Königs von Preußen. Die Reichsversammlung anullirte den Beschluß der Steuerverweigerung. Die Reichsversammlung bestärkte die preußische Regierung in ihrer Rechtsverachtung. Die Reichsversammlung sprach der Revolution das Todesurtheil. Das ist ein Frevel, ein Verbrechen gegen Deutschland, welches ihr nie vergeben werden kann. Das ist eine Dummheit, größer, als ein denkender Mensch sie zu begreifen und zu fassen vermag.

Mit der völligen Besiegung der Revolution, mit der Herstellung der Absolutmonarchien in Wien und Berlin endet die Geschichte des „deutschen Reichsparlaments." Kann der Leichnam eines Selbstmörders eine Geschichte haben? Was in Frankfurt sich weiter zutrug, war — eine lächerliche Komödie. —

Hätten jetzt, hätten nach Berlin's Fall nicht die Männer der Linken Frankfurt verlassen sollen? Noch war die Brandung groß. Ihr Austritt in Masse konnte möglicher Weise einen neuen Sturm heraufbeschwören, der die Welt von der Gagern'schen Stickluft befreite. Oder hofften sie noch? Ahnten sie, daß das Schicksal sich noch einmal der Majorität erbarmen, ihr noch einmal seine Gunst schenken werde? Erwarteten sie, daß die nächsten Wochen das alberne Gagern'sche Vertrauen erschüttern, daß die letzte, höchste Noth, die Gewißheit des fürstlichen Hochverraths Feuerflammen in dem sanft- und demüthigen Club Gagern entzünden, — den modernden Leichnam von den Todten auferwecken

werde? — — Deutſchland hoffte nicht mehr, und Deutſchland hatte Recht! Es läßt jetzt dem Scharfſinn Arnold Ruge's Gerechtigkeit widerfahren, der es zur rechten Zeit einſah, daß etwaige Hoffnungen nicht an Frankfurt, ſondern an Berlin zu knüpfen ſeien.

IX.

Kleindeutschland.

War wirklich Alles verloren? War keine Hoffnung mehr, aus dem fürchterlichen Schiffbruch Etwas zu retten?

Aus dem Schiffbruch ward Manches, ward Vieles gerettet. Der Geist hatte nicht geschlafen und — die Völker schliefen nicht mehr. Aber Frankfurt konnte Nichts retten, Nichts! — Der Leichnam fiel aus einander und den Staub verweheten die Winde.

Zwar hatte Deutschland den Herrn von Gagern noch. Aber — der Herr von Gagern hatte Deutschland nicht!

Heinrich von Gagern hat der Zorn des Himmels nach Frankfurt geführt. Zur Züchtigung Deutschlands hat er ihm die stattliche, imponirende Gestalt, das edle, markige, zutrauenerweckende Wesen gegeben. Daß man Gagern Vertrauen schenkte, war Deutschlands Unglück; daß man fest, unerschütterlich festhielt an diesem Vertrauen, Deutschlands Schande. Gagern ist ein edler, redlicher Mann, ein Mann, der das Gute will, der in kleineren Verhältnissen, in ruhigen Zeiten, in beschränkteren Sphären viel Treffliches geleistet haben würde. Daß ihm jeder politische Scharfblick, jede schöpferische Kraft, jede Innigkeit und Idealität des Gemüthes abging, daß er weder das Volk noch die Fürsten kannte, von jeder glatten Außenseite sich bestechen, durch jede rauhe sich schrecken ließ, daß er das Maß seiner Kraft nicht kannte und sich durch gränzenlose

Lobhudeleien in eine Selbstüberschätzung hineinreden ließ, die durch Nichts gerechtfertigt war, daß er blind und kurzsichtig genug war, Menschen wie Schmerling, Bassermann u. s. w. Vertrauen zu schenken und sich bald von Fürsten, bald von ihren Creaturen düpiren zu lassen: — das Alles wurde Deutschlands Unglück. Gagern's Schicksal ist hart. Er hat in Frankfurt seinen Ruhm, in Gotha seine Ehre gelassen. Er trägt die Ueberzeugung mit sich herum, daß sein Wirken zum Verderben, zum Fluch des Vaterlandes geworden ist! Gagern's Schicksal ist hart. Härter als das seiner flüchtigen, darbenden, durch Pulver und Blei begnadigten Gegner. Aber — es ist gerecht!

Gagern wurde Präsident des Reichsministeriums. Am 18. December legte er der Reichsversammlung sein Programm vor. In demselben bezeichnete er Kleindeutschland als das Ziel seines Strebens, als das einzige Mittel, unter den greulichen Wirrnissen der Gegenwart ein lebensfähiges, einiges und freies Deutschland ans Licht der Welt zu bringen. Oesterreich sollte sich mit allen ihm zugehörigen Ländern unabhängig als Großmacht neu consolidiren; neben Oesterreich das übrige, nicht österreichische Deutschland zu einem „engeren deutschen Bundesstaate" sich gestalten, und beide in brüderlicher Einigkeit, in sanftmüthigem Geiste als gute, getreue Nachbarn und verständige Freunde neben einander leben und sich gegenseitig in aller geistigen und leiblichen Nothdurft fördern und berathen. Der engere Bundesstaat sollte preußisch werden und der König von Preußen den klingenden Titel eines deutschen Kaisers führen. Es schien ihm eine Art Compagniegeschäft unter der Firma Ho-

henzollern und Habsburg vorzuschweben. Dieser Gedanke war nicht neu. Er war bereits von der österreichischen Regierung angedeutet, und Herr von Schmerling hatte ihn schon im November ausgesprochen. Das Wunderbarste an diesem Gedanken war, daß Herr Gagern im vollen Ernste an die Möglichkeit seiner Realisirung glaubte. Er scherzte nicht. Auch war sein Vorschlag kein Ergebniß der Verzweiflung an Deutschlands Möglichkeit. Er ließ sich in vollem Ernst und gutem Glauben von der Reichsversammlung die Vollmacht geben, „auf dem Wege der gesandtschaftlichen Verhandlung das Unionsverhältniß Oesterreichs zu Deutschland einzuleiten und herbeizuführen." Die Majorität stimmte ihm bei, überglücklich, irgend einen Ausweg gefunden zu haben.

Leser, soll ich Dir alle die Lamentationen wiederholen, die man über das zerstückelte Deutschland angestellt hat? Die Linke in Frankfurt hat das Unselige des Gagern'schen Planes ins hellste Licht gestellt, und der Unbefangene muß ihr Recht geben in allen Hauptpunkten. Eben hat man durch eine Trägheit und Feigheit ohne Beispiel die Gelegenheit aus den Händen gegeben, ganz Deutschland zu erobern. Ist es nicht schamlos, jetzt mit diesem Plane der Zerstückelung vor das Vaterland, vor die Welt zu treten? Und sieben Millionen Deutsche auf einen Wurf! Sieben Millionen Deutsche sollten den Slaven preisgegeben werden, jenen Slaven, die ihres Hasses gegen das Germanenthum kein Hehl hatten und es offen aussprachen, daß Wien die Hauptstadt und der Centralpunkt eines slavischen Oesterreich werden müsse. Als die Slaven unter Windischgrätz nach Wien zogen, als

Jellachichs Horden in Schönbrunn die deutsche Fahne mit Füßen traten, als Prager Studenten die Kanonen bekränzten, welche Wien niederdonnern sollten, da hörte es außer Herrn Gagern alle Welt, daß die Slaven Oesterreich für ein Slavenreich erobern wollten. Und mußten nicht im einigen Oesterreich die sieben Millionen Deutscher den dreißig Millionen Nichtdeutscher unterliegen? Oder wie, die Deutschen sollten durch ihre Bildung das „einflußreichste Element" im Gesammtstaat bleiben? Herr Gagern meinte es. Aber mit welchem Rechte? Wußte er nicht, daß „gerade die Männer, die am tiefsten aus dem Borne der deutschen Wissenschaft getrunken hatten, der Idee des Panslavismus am meisten angehangen und am heftigsten gegen das Germanenthum geeifert hatten?" Wußte er nicht, daß man von einem Volke lernen und doch das Volk hassen und unterwerfen kann? Es war Blindheit, den Slaven, deren Macht furchtbar werden kann, ein köstliches Stück von Deutschland ohne Noth hinzugeben. Und zwischen dem neu emporstrebenden einigen Slavenreiche und dem neuen, drei und dreißigfach befürsteten Deutschland ein ewiger Friede! Wahrlich, es gehört die ganze Gutmüthigkeit des ehrlichen Gagern, es gehört eine Geschichtsunkunde ohne Gleichen dazu, um nach den Proben, welche die Slaven bereits gegeben, an die Ewigkeit dieses Friedens zu glauben! War nicht Krieg, ein Krieg auf Leben und Tod das Unvermeidliche zwischen beiden Reichen? „Oesterreich wird den Einfluß, den es bisher auf Deutschland gehabt hat und den es jetzt aufgeben soll, zu erhalten suchen. Es wird die Mißstimmung benutzen, die in vielen Theilen Deutschlands gegen die neue Gestaltung der Dinge

vorhanden sein wird, es wird auf die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands speculiren. Deutschland dagegen wird mit den abgerissenen österreichischen Provinzen, deren Verlust es nicht verschmerzen kann, beständig liebäugeln; es wird die abgetrennten deutschen Länder wieder zu sich herüberzuziehen suchen, es wird auf den Zerfall des österreichischen Kaiserstaates hinarbeiten. Oesterreich wird Deutschland und Deutschland wird Oesterreich zu erobern suchen, und beide werden unter dem Hohn und Jubel des gemeinsamen Feindes sich verbluten*)."

Doch wir wollen schweigen von den vermuthlichen Folgen des Gagernschen Planes. Wie stand es um seine Durchführung? War sie zu erwarten? Die Hauptstimme hatten die Regierungen, die sich in ihrer neubegründeten Macht sehr behaglich fühlten, die Regierungen von Oesterreich und von Preußen. Wie stand es mit Oesterreich? War es geneigt, sich seines Einflusses auf Deutschland zu begeben? Es hatte sich mächtig aufgerafft. Es fühlte sich stärker, als je, in seiner Siegesfreude, in seiner Idee des einheitlichen Gesammtstaates. Wird es Deutschland freie Hand lassen? Die österreichischen Minister hatten einige Hoffnung erweckt. In Kremsier hatten sie am 29. November versichert, ihre große Aufgabe sei die Begründung eines neuen Bandes für alle Länder und Stämme der Monarchie, und erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt, werde es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis

*) Worte v. Würth's. Verhandlungen der N.-V. 6, 4611.

dahin werde Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen." Das ließ sich hören. Die Erinnerung an den seligen Bundestag mit seinen Bundespflichten war zwar störend. Allein möglicher Weise ließ sich die Drohung, die sie enthielt, übersehen. Da erschien aber am 16. Decbr. im „österreichischen Correspondenten" ein Artikel, der, wie weltbekannt, aus dem Kabinet kam. Ein böser Artikel! Er behauptet, die Bundesacte von 1815 sei nicht aufgehoben, bestehe vielmehr in voller Kraft und sichere allen einzelnen Bundesstaaten die volle Souverainetät. Von der Bewegung Deutschlands dürfe kein anderes Ergebniß erwartet werden, als eine Umbildung des alten Staatenbundes, in welchem nur einem österreichischen Prinzen der einfluß- und ehrenreiche Posten des obersten Obmanns gebühre. Mußte diese Sprache Herrn Gagern nicht bedenklich machen? nicht um so bedenklicher, je entschiedener es war, daß vor der Reichsgewalt keine Regierung Respect und kein besonnener Mensch mehr Achtung hatte? Jedoch — er mochte sich trösten. Der Artikel eines Zeitungsblattes war kein officielles Actenstück! Leider ließ das officielle Actenstück nicht lange auf sich warten. Unter dem 28. December antwortete Oesterreich auf das Gagernsche Programm. Und wie lautet die Antwort? Oesterreich ist und bleibt eine deutsche Bundesmacht und wird die Stellung einer solchen niemals aufgeben. Gelingt es, eine innigere Verschmelzung der verschiedenen Bestandtheile Deutschlands zu Stande zu bringen, so wird Oesterreich in diesem Staatskörper seine Stelle zu behaupten wissen. Die Regelung der deutschen Verhältnisse muß der „Vereinbarung" mit allen Regierun-

gen vorbehalten bleiben, unter welchen Regierungen Oesterreich den ersten Platz einnimmt. So sprach Oesterreich. So machte es mit einem kernigen Wort die ganze Gagernsche Weisheit zu Schanden. So schickte es alle fürstlichen Interessen, alle Vorrechte der Dynastien ins Feld, um die Frankfurter Herren rechtzeitig an ihre Nichtigkeit, an ihre ganze Bedeutungslosigkeit zu erinnern! Die Herren schrien und lärmten, klagten über Undank und nochmals über Undank. Gagern gab „gehalten und würdig, eine stolze und ebenbürtige" Antwort. Indeß — die edlen Herren Frankfurter! — wußten sie nicht längst, daß Könige, wenn sie nicht zittern, sondern Andere zittern sehen, nur zu befehlen pflegen und nicht — sich befehlen zu lassen? Wir wissen nicht, ob die Minister Oesterreichs „gehalten und würdig, stolz und ebenbürtig" antworteten. Aber das wissen wir: sie sprachen klar, kräftig und entschieden: wir wollen nicht, wie Ihr wollt, wir dulden die Verwirklichung Eurer Nebelbilder unter keiner Bedingung! In ihrer Note vom 4. Februar sagt die österreichische Regierung zwar, „sie theile mit den deutschen Volksstämmen diesseit und jenseit der österreichischen Gränzen das tiefgefühlte Bedürfniß der Wiedergeburt Deutschlands in vollem Maße und erkenne mit ihnen in einem engern Verbande der einzelnen Staaten die erste Bedingung dazu, sei auch weit entfernt, davon sich auszuschließen, vielmehr zu ernstlicher und aufrichtiger Mitwirkung bereit." Allein sie fügt sehr bestimmt hinzu, daß es sich für Deutschland „um Einigung handele, nicht um gänzliche Verschmelzung der bestehenden Verhältnisse, um Wahrung der verschiedenen lebenskräftigen organischen Glieder Deutschlands,

nicht um deren Aufhebung und Vernichtung.“ Sie verwirft das Gagernſche Programm direct, — daſſelbe würde den „einheitlichen Staat“ begründen, durch welchen „den einzelnen Gliedmaßen, der Geſchichte und den Bedürfniſſen der Gegenwart entgegen, jedes ſelbſtſtändige Leben entzogen und nach einem künſtlich geſchaffenen Brennpunkte übertragen würde.“ Sie greift jeder Verletzung des Beſtehenden vor, will nirgend in Deutſchland „die Mannigfaltigkeit der Bedürfniſſe, die Ueberlieferungen der Vergangenheit und die Anſprüche an die Zukunft“ verletzt wiſſen und beruft ſich ſogar auf die europäiſchen Verträge, die es ihr zur Pflicht machen, ſich jeder „einſeitigen Aufhebung des deutſchen Bundesverhältniſſes“ zuwiderſetzen. Im Uebrigen verwahrt ſie ſich „auf das Feierlichſte gegen eine Unterordnung Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich unter die von einem andern deutſchen Fürſten gehandhabte Centralgewalt.“ Deutlicher konnte kein Menſch ſprechen, deutlicher, entſchiedener am wenigſten eine Regierung, die mit der Organiſation der innern Verhältniſſe ihrer Staaten alle Hände voll zu thun hatte und von Gefahren und Kämpfen umgeben war. Oeſterreich ſcheidet nicht aus dem Verbande der deutſchen Staaten, duldet die Aufhebung alter Rechte, die Beſeitigung der Ueberlieferungen einer ſchmählichen Vergangenheit nicht, ſchützt das beſtehende Verhältniß der einzelnen Bundesglieder, und verweigert unbedingt die Unterordnung unter eine Centralgewalt. Es bezeichnet zwar (in der „Preſſe,“ dem Organ des Miniſters Stadion) das Princip großer Staatenſyſteme als das mächtigſte Triebwerk der jetzigen Bewegung in Europa, die Einigung als das ſicherſte Mittel zur Entfaltung

großer noch unentwickelter Kräfte und arbeitet mit aller Macht an seiner Umbildung zum Einheitsstaate; — dem übrigen Deutschland aber versagt es die Erlaubniß zu seiner Wiedergeburt, zur Ergreifung des sichersten Mittels, um große Kräfte zu entwickeln, zur Bildung eines großartigen Staatensystemes. Eine Revision der alten Bundesverhältnisse will es wohl gestatten, aber nicht eine durchgreifende Umwandlung derselben, — die Stärkung des Bundestages, aber nicht dessen Sturz, — die höhere Kräftigung des Staatenbundes, aber nicht die Verwandlung in einen Bundesstaat. Kurz, — im Wesentlichen soll Alles im lieben Deutschland beim Alten bleiben, und — das gute Frankfurt soll einsehen, daß es Oesterreich gegenüber ein Nichts, ein Phantom, ein Gebilde trügerischer Illusionen ist. So stand Oesterreich zum Gagern'schen Programm.

Was war von Preußen zu erwarten, von der letzten Zuflucht der armen, rathlosen Frankfurter?

Preußen hatte schon längst die Frankfurter schmählich behandelt. Preußen hatte zum Ungehorsam das Signal gegeben. Es hatte die Reichsgewalt, als sie in voller Herrlichkeit dastand und den kleinen Staaten gegenüber, in Thüringen, in den Reußischen Landen u. s. w., auch bei Aufständen in kleineren Städten eine ungeheure Tapferkeit entwickelte, — ignorirt, verachtet, verhöhnt. Es hatte sich im October, noch ehe die Herstellung der Königsmacht gesichert war, die Absendung eines Reichscommissairs alles Ernstes verbeten, „in einem Tone, der die schärfste Erwiderung nöthig machte." Es hatte unter den Gefahren der Novembereignisse jede Ein-

mischung der Frankfurter abgelehnt. Um innere Angelegenheiten Preußens habe sich Frankfurt nicht zu kümmern!! Den Beschlüssen der Nationalversammlung vom 20. und des Reichsverwesers vom 21. November zum Trotz entließ es das Ministerium Brandenburg nicht, und Herrn Gagern, der selbst nach Berlin gekommen war, leuchtete es mit zierlichen Redensarten nach Hause! Nicht einmal seinen großartigen Verdiensten um den Sieg der Reaction, um die Vernichtung Deutschlands, ließ es Gerechtigkeit widerfahren! Als Bassermann in den ersten Decembertagen in Berlin seine unheimlichen Gestalten sah und von dem Verlangen geplagt wurde, den bedeutenden Mann zu spielen, erfolgte das Schmählichste! Im Namen der Reichsgewalt macht der Mannheimer Buchhändler dem Grafen Brandenburg Vorstellungen gegen das Verbleiben des bisherigen Ministeriums, gegen die Auflösung der Nationalversammlung, wie gegen die Octroyirung der Verfassung. Die preußische Excellenz läßt den Commissair der deutschen Reichsgewalt ruhig reden, hört ihm freundlich zu und — würdigt ihn kaum eines Wortes. Der Commissair der deutschen Reichsgewalt, überglücklich, mit dem Grafen Brandenburg „stolz und ebenbürtig" gesprochen zu haben, nicht zum Hause hinausgeworfen zu sein, geht nach Hause und — und — — findet den Staatsanzeiger, der die königliche, vom Herrn Brandenburg gegengezeichnete Verordnung über die Auflösung der Nationalversammlung und das Gesetz der octroyirten Verfassung enthält! — Leser, das waren böse, böse Anzeichen! Sie hätten die Augen öffnen können, wenn — die Herren Frankfurter Augen zum Sehen gehabt hätten. Indeß — man wollte ja eine Kaiserkrone anbieten,

eine Kaiserkrone einem Manne, der auf theatralischen Pomp außerordentlich viel gab. Sollte der Glanz der Kaiserkrone nicht locken? Sollte die Gewißheit, Oesterreich zu überflügeln und aus ganz Deutschland mit Lobgedichten und Ehrenkränzen überfluthet, von ganz Deutschland (d. h. Kleindeutschland) als Retter gepriesen zu werden, nicht reizen? Sollte nicht Etwas vom Geiste Friedrichs lebendig werden und das Große erkennen lassen, was auch die Krone von Kleindeutschland dem Manne verbürgte? Sollte nicht der Drang der Hohenzollern nach europäischer Geltung erwachen, und die Gefahr, ohne die Kräfte Deutschlands die Stellung als Großmacht zu verlieren, das Ihrige thun? Lieber Leser, — man kannte Friedrich Wilhelm IV. Er haßte die Revolution wie seinen Todfeind. Er mußte sie hassen. Er hatte Alles auf's Spiel gesetzt, ein gefährliches, kühnes, großartiges Spiel mit anerkennungswerthem Muthe gewagt, um die Revolution zu vernichten, die angemaßten Rechte eines rebellischen Volkes aufzuheben und sich von den Männern zu befreien, die ihn zwingen wollten, „nach Majoritäten" zu regieren. Einen Augenblick hatte er sich gebeugt. Er hatte sich gedemüthigt vor den Leichen der Erschlagenen. Er hatte vor der Welt sich schwach gezeigt, als die Bayonnete geschlagen, seine Stütze zerbrochen war. Jetzt war er der Alte! Jetzt der König von Gottes Gnaden, der kein Blatt Papier zwischen sich und seinem Volke sehen wollte! Jetzt, nach Entwicklung großer Kraft, nach Anwendung jedes möglichen Mittels, das zum Ziele führte, der absolute, machtvollkommene Herr und König seines großen Landes! Und jetzt, in dem stolzen Gefühle seines Triumphes über die

Revolution, in dem bittern Gedanken an seine Demüthigung durch die Revolution, in seiner gründlichen Verachtung der Massen, denen die Revolution Macht gegeben, — jetzt sollte er eine Kaiserkrone annehmen, die ein Kind der Revolution war? von *den* Männern annehmen, die sich um Ehre und guten Namen gebracht hatten und bettelnd zu ihm kamen? Er sollte *diesen* Männern zu Liebe, einer demokratischen Kaiserkrone zu Liebe mit allen seinen Gesinnungsgenossen sich verfeinden, mit seinen Bundesgenossen, mit den Herren von Gottes Gnaden für immer brechen, um mit dem Volke sich zu verbinden? Er sollte sich in einen gefahrvollen, unsicheren Krieg stürzen, um der Volksherrschaft einen festen Grund zu geben? sollte sein „herrliches Kriegsheer" gegen Kaiser und Könige schicken, um den Träumereien der Frankfurter Buchhändler, Professoren und Krämer Wirklichkeit zu verschaffen? Er sollte aufs Neue jene verhaßten Volksrechte, freie Wahl, freie Vereinigung u. s. w. u. s. w., jene Rechte, mit denen nach seiner Ueberzeugung kein Mensch regieren konnte, er sollte sie aufs Neue auch für sein Volk sanctioniren, *jetzt*, wo er in Preußen der absolute Herr und König sein konnte? Wahrlich, nur den Frankfurtern, nur den von *Gagern* Electrisirten war es möglich, den Glauben *nicht* zu verlieren! Freilich — klar und bestimmt *ausgesprochen* hatte sich der König noch nicht. Man wußte nicht bestimmt, wie man mit ihm daran war und — hoffte. Am 23. Januar sprach sich die preußische Regierung aus. Nicht bestimmt, fest, männlich, wie die österreichische, aber doch — deutlich genug. Die Note vom 23. Januar wurde mit Jubel begrüßt. Nicht wenige Zeitungen waren außer sich vor Freude

und votirten der preußischen Regierung den Dank des Vaterlandes für — ihre Note! Und was enthielt diese Note? Viele Worte, viele geschraubte Redensarten! Ueber das, was eben die Frage, des Pudels Kern war, über Kleindeutschland nach Gagerns Idee, enthielt sie folgende, sehr deutliche Sätze:

1) „Der österreichische Staat ist mit allen Banden an Deutschland gekettet, und auch das übrige Deutschland kann seinerseits auf die alte Verbindung mit Oesterreich nicht verzichten. Mit hoher Befriedigung sieht die königliche Regierung festgestellt, daß Oesterreich mit ihr den deutschen Bund als fortbestehend betrachte, in demselben beharre und an dessen kräftiger Entwicklung Theil nehmen werde." Also — der deutsche Bund dauert fort, — Oesterreich beharrt — hohe Befriedigung — — armer, armer Gagern!!

2) „Der König und höchst dessen Regierung sind nicht der Ansicht, daß die Aufrichtung einer neuen Kaiserwürde zu der Erlangung einer wirklichen (?) und umfassenden (?) deutschen (?) Einigung (?) nothwendig sei, — — das ausschließliche Anstreben gerade dieser Form des an und für sich nothwendigen Einheitspunktes werde der wirklichen Erreichung jenes Ziels der Einigung wesentliche und schwer zu beseitigende Hindernisse in den Weg legen. Es dürfte wohl eine andere Form gefunden werden können, unter welcher das dringende und höchst gerechtfertigte Verlangen des deutschen Volks nach wahrhafter Einigung vollständig befriedigt werden könnte." Also — die Kaiserwürde eine Form! Geht das bloß auf den Titel oder auch auf die Macht des Oberhauptes, auf die reelle und wirkliche Unterordnung aller anderen Fürsten unter den

Kaiser? Mußte nicht die Majorität diese Frage scharf auffassen, diese Ungewißheit beseitigen?

3) „Preußen werde keine ihm angebotene Stellung annehmen, als mit freier Zustimmung aller verbündeten Regierungen!" Also — Oesterreich soll freiwillig zustimmen, daß es zum Lande hinausgeworfen wird; Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, — d. h. die Könige dieser Länder, — sollen freiwillig zustimmen, daß man sie zu — Regierungspräsidenten Sr. Majestät von Preußen ernennt!! Armer Gagern, — war das noch nicht deutlich genug?

4) „Preußen strebt nach keiner Machtvergrößerung oder Würde für sich selbst; es begehrt, wie auch die Verfassung sich gestalte, keinen andern Antheil an der obersten Leitung der Bundesgewalt, als denjenigen, welchen seine Stellung in Deutschland und die Bedeutung der geistigen und materiellen Kräfte, die es dem gemeinsamen Vaterlande zur Verfügung stellen kann, der Natur der Dinge nach ihm anweis't." Also — einen Antheil an der Oberleitung! einen Antheil, wo andere, Oesterreich u. s. w., auch Antheil haben müssen. Läßt sich da auch nur möglicher Weise die Idee des Gagernschen Kaiserthums herausfühlen?

5) „Zur Zeit des Zusammentrittes der Nationalversammlung war die begonnene Revision der Bundesverfassung nicht so weit gediehen, daß es den deutschen Regierungen möglich gewesen wäre, einen gemeinsam verabredeten Verfassungsentwurf der Versammlung vorzulegen und vor derselben zu vertreten." — „Die greifbare Schwierigkeit der Vereinbarung mit 37 verschiedenen und unabhängigen Regierungen mochte dazu mit-

wirken, die Vorstellungen über den Umfang der staatsrechtlichen Befugnisse der Versammlung hochzusteigern." — — „Die Versammlung hat sich beinahe acht Monate hindurch in freier Bewegung ihrer Verfassungsarbeit widmen dürfen," — seiner Zeit werden sich die Regierungen „über das Resultat der Arbeiten der Versammlung auszusprechen haben." Also — die Regierungen hatten es einmal erlaubt, daß ein Anderer als sie sich um die Verfassungsarbeit bekümmere; — die Versammlung hat acht Monate fleißig gearbeitet, — die Regierungen werden sagen, was sie von der Arbeit gebrauchen können!!

Außer diesen Hauptsätzen enthielt die Note manche nicht wenig bedenkliche Andeutungen. Sie ist beruhigt, wenn im Fall des engeren Bundes Deutschland nur nicht „ausschließlich" zu den wesentlichen Grundlagen des Staatenbundes zurückkehrt, wenn der mit Begeisterung erfaßte Plan einer bundesstaatlichen Verbindung nur nicht „gänzlich" verlassen werde, wenn nur etwas dem Zollverein Aehnliches zu Stande komme. Also — man kann zu den Grundlagen des alten Bundes zurückkehren, wenn nur „nicht ausschließlich!" Man kann den Bundesstaat aufgeben, wenn nur „nicht gänzlich!" Man will das deutsche Volk „vollständig befriedigen," wenn nur die 37 Regierungen, jede einzeln, ihre Erlaubniß dazu geben. Armes Deutschland! Greulich ist die Verwirrung, die der ehrliche Gagern angerichtet hat. Längst war sie ihm, war sie dem ganzen Parlamente über den Kopf gewachsen! Gedachte er bei dieser Note wohl seiner großprahlerischen Worte, die er bald nach dem 18. December gesprochen? „So wenig überall

der Weg der Verständigung zu vernachlässigen sein wird, wo er zum Ziele führen kann, so entschieden wird das mit der von der constituirenden Nationalversammlung genommenen Stellung unverträgliche allgemeine Vereinbarungsprincip bezüglich des Verfassungswerks zurückgewiesen werden müssen. Die Hoffnung, wo sie auch auftauchen möchte, daß die Zeit gekommen sei, den starken Bundesstaat mit dauerhafter, einheitlicher oberster Gewalt in der Geburt zu ersticken und durch ein Surrogat zu ersetzen, das dem alten Bunde mehr oder weniger ähnelt, diese Hoffnung wird zu Schanden werden!" Nun, wie ist es jetzt? Die Nationalversammlung muß vereinbaren! Oesterreich will es; Preußen will es, und sie — ist eine Null! Der Bundesstaat mit dauerhafter Obergewalt wird in der Geburt erstickt, der alte Bund wird hergestellt, jede andere Hoffnung wird zu Schanden, denn Oesterreich und Preußen wollen es und — der Club Gagern hat mit aller Macht Oesterreich und Preußen in die Hände gearbeitet.

Die Note Oesterreichs vom 4. Februar rief am 16. Februar eine zweite Note Preußens hervor. Der Kühnheit Oesterreichs gegenüber tritt diese Note mit einer Bescheidenheit, einer Unsicherheit auf, die selbst die Freunde Preußens „schmerzlich bedauerten." Selbst sie klagten, „daß Preußen seine hergebrachten Kreise nicht zu überschreiten, den großen Moment nicht zu fassen, der harrenden Nation so gar nichts Verständliches, Starkes, Aufrichtendes zu sagen wußte!" Die Note zeigt, daß Preußen Oesterreich fürchtete, daß es weder den Willen, noch den Muth, noch den Verstand hatte, fest und kühn einen großen Entschluß zu fassen.

Es hätte gern größere Bedeutung gewonnen. Es hätte gern ganz Deutschland zu seinen Füßen gesehen. Aber wagen, kämpfen um den hohen Preis, Das war nicht seine Sache. Was die Freunde der Gagernschen Kaiseridee auch Tröstliches aufzufinden suchten in dem kläglichen Schriftwerk, — deutlich sagt es, daß eine Umgestaltung des Verfassungswerkes in **wesentlichen** Punkten nothwendig werden könne; daß die letzte Entschließung des Königs von den Vorschlägen Oesterreichs und von den Erklärungen der anderen mitverbündeten Regierungen abhängig sei! Ist das nicht deutlich genug? Ist mit der ganzen Note nicht offen ausgesprochen, daß Preußen nöthigen Falls jeder Veränderung zustimmen, und wenn der Lauf der Dinge den Bundesstaat nicht mit sich bringen sollte, selbstbewußt in die Glorie seiner eigenen Größe sich hüllen werde? „Preußen," so heißt es, „bedarf des Bundesstaates nicht um seiner selbst willen. Seine Größe, seine staatliche Consistenz, seine Traditionen geben ihm mehr als den anderen Staatskörpern Deutschlands die Fähigkeit, sich selbst zu genügen, nöthigenfalls für sich beharren zu können. Preußen will den Bundesstaat nicht seinetwillen, sondern um Deutschlands willen; die Opfer, die es demselben bringt, die Lasten, die es übernimmt, trägt es um der Gesammtheit willen." Versteht Ihr diese Sprache? Erkennt Ihr sie? Erkennt Ihr die erbärmliche Schwäche, die mit den Zeugnissen ihrer Hochherzigkeit prahlt und ihre „edlen Absichten" als den Schild benutzen will, an dem einst der Vorwurf der Feigheit, der Halbheit, der Ungeschicklichkeit zerschellen soll? — Wahrlich, die preußischen Noten geben Zeugniß von den Machthabern in Berlin wie von den

Frankfurter Helden; von Brandenburg, Manteuffel, Gagern u. ſ. w., wie von der fürchterlichen Erſchlaffung, von der gränzenloſen Feigheit, die im ganzen lieben Deutſchland der Zeit der Erhebung gefolgt war. Der Preußenkönig bietet dem großen Deutſchland ſeine gnädige Protection an! Von Mitleid getrieben iſt er großmüthig zu Opfern, Laſten u. dgl. m. bereit! Ob aber dieſe Gnade, dieſes Mitleid dem großen Deutſchland zu Gute kommen ſoll, das — hängt von der Erlaubniß der Fürſten ab! — Es war weit gekommen! Das große Deutſchland abhängig von der Gnade — Friedrich Wilhelms IV., ſeine Neugeſtaltung abhängig von der hohen Erlaubniß — ſeiner Herren Fürſten!! — —

So ſtand es mit Oeſterreich, ſo mit Preußen. War von den anderen deutſchen Fürſten und Staaten ein Eingehen auf den Gagern'ſchen Plan zu erwarten? Von den kleinen gewiß! Sie erkannten bald, daß das Preußiſche Kaiſerthum auf Grund der Frankfurter Verfaſſung in ihrem Intereſſe, ja, ihre einzige Rettung war. Erkannte Preußen die Geſammtſouveränetät der deutſchen Nation an, wie ſie in Frankfurt vertreten war, erkannte es die dort beliebte Einheit Deutſchlands an, ſo hatten ſie eine Garantie ihrer ferneren Exiſtenz. Auch konnte es ihnen nicht allzuſchwer werden, ſich mit dem Range kaiſerlicher Regierungspräſidenten zu begnügen. Mußten ſie ſich doch ſelbſt ſagen, daß ihre kleinen Staaten überall kein Recht einer ſtaatlichen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit hatten. Aber wie war es mit Bayern, mit Würtemberg, mit Sachſen und Hannover, d. h. mit den Königen dieſer Länder? War zu erwarten, daß ſie ſich

gern ihrem preußischen Herrn Collegen unterwerfen, daß sie aus liebenswürdigem Patriotismus dem deutschen Vaterlande das schwere Opfer bringen würden? Kannte man die Herren nicht? Wußte man nicht, daß der bayersche Gesandte schon am 22. December an Lord Palmerston geschrieben hatte, sein König weise im Vertrauen auf das Recht, welches die Wiener Verträge ihm gegeben und alle Großmächte garantirt hätten, jedes Einverständniß mit dem Gagernschen Project von sich? Wußte man also nicht, daß ein deutscher König, um dem Gagernschen Projecte zu entgehen, es über sich vermocht hatte, an das Ausland zu appelliren, das Ausland auf die Verwirrung Deutschlands recht ausdrücklich hinzuweisen und indirect zur Einmischung aufzufordern? Hatte man einen Grund zu der Annahme, daß die Könige von Würtemberg, Sachsen und Hannover bereitwilliger sein würden? daß sie ihre Unabhängigkeit von Preußen nicht als die Krone ihrer Kronen betrachten, nicht Alles wagen würden, um dieser Abhängigkeit zu entgehen? Und ob Preußen die Krone annahm, ob entschlossene Völker die anderen Könige zur Unterwerfung zwangen: hatte nicht Oesterreich für seine Intriguen, das Ausland für seine Unterwerfungspläne immer an der Unzufriedenheit der mißgestimmten Könige einen Haltpunkt? Diese Könige behielten einen bedeutenden Einfluß. Sie zählten ihre Anhänger, die Diener ihrer Herrschsucht, nach Hunderttausenden. Sie konnten dem Preußenkönige, wenn er ohne ihre Einwilligung annahm, mit Recht seine Wortbrüchigkeit vorwerfen. Und machte er die Annahme der Krone wirklich, wie er feierlich verheißen, von der freien Zu-

ſtimmung der Könige abhängig, dann mußte der ganze Plan ohne Weiteres zerfallen! Nirgend hatte Gagern, nirgend hatte die Majorität, hatten die hoffenden deutſchen Kaufherren einen Halt für das preußiſche Kaiſerthum. Daß es ſpäter doch noch einen Augenblick möglich geworden wäre, wenn Friedrich Wilhelm IV. nicht Friedrich Wilhelm IV. war, ja, daß ſpäter noch ein Augenblick kam, der alle Frevel der Gagernmänner hätte gut machen können, — das haben die Herren Frankfurter nicht verſchuldet. Es war die letzte Gunſt, welche das Schickſal den Unverbeſſerlichen erwies durch — Koſſuth und ſeine Helden.

Je größer indeß die allgemeine Hoffnungsloſigkeit im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation geworden war, je unabweisbarer ſich den Frankfurter Geſetzgebern ſelbſt die Ueberzeugung von der völligen Nutzloſigkeit ihrer glanzvollen und hochtrabenden Reden aufdrängte: deſto vielſeitiger wurden die Verſuche, dem armen Michel auf die Beine zu helfen. Preußen und Oeſterreich erſchöpften ſich in Rathſchlägen. Aber alle liefen auf jenes „Surrogat" hinaus, welches Herr Gagern zu Schanden machen wollte. Preußen kam am 24. Februar mit 27 anderen Staaten und forderte die Conſtituirung einer Reichsgewalt, die dem ſeligen Bundestage ähnelte wie ein Ei dem andern. Am 27. Februar ſprach Oeſterreich. Es wollte ſieben Reichskreiſe mit ſieben Reichsfürſten. Dieſe Sieben ſollten ein Directorium bilden, an deſſen Spitze ein Reichsſtatthalter, von Jahr zu Jahr abwechſelnd der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen, das Heil des ehr- und tugendreichen Michel wahrnehmen durfte. Aus dem fernen Oſten herüber ſorgte liebreich der ruſſiſche

Czaar. „Die Einsetzung der Centralgewalt entschuldige ich mit der Noth des Augenblickes, aber jetzt keine Aenderung an der Bundesverfassung! keine Aenderung an den Verfassungen der Einzelstaaten ohne meine Zustimmung!" So sprach er. So sorgte er treu und väterlich für die lieben kleinen deutschen Fürsten, seine besonders guten Freunde und Gönner. Den armen Frankfurter Gesetzgebern wurde es sonderbar zu Muthe. Sie wußten nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Sehr natürlich, — hatten sie ihn doch längst schon verloren! Das gute Einvernehmen Oesterreichs mit Rußland lag klar am Tage. So setzten sie ihre Hoffnung immer von Neuem auf Preußen. Preußen sollte mit aller Gewalt Deutschland retten. Preußen sollte das thun, was sie in ihrer Ungeschicklichkeit nicht vermocht hatten. Und doch mußte jeder unbefangene, ruhig prüfende Blick in die öffentlichen Erklärungen dieser Macht sie aus ihrem Traume wecken. Jede neue Note, das ganze Gebahren Preußens bewies es unwiderleglich, daß die Berliner Machthaber viel zu viel tugendreiche Bescheidenheit und viel zu wenig Muth hatten, als daß von ihnen Selbstständigkeit und kühne Entschlossenheit Oesterreich und Rußland gegenüber zu hoffen gewesen wäre. Jeder Unbefangene sah deutlich, aus welchen Gründen sich Preußen dem Bündniß Rußlands und Oesterreichs nicht vollständig und rücksichtslos anschloß. Es dachte im Stillen, auf Schleichwegen, durch diplomatische Kunststücke der allererbärmlichsten Art aus dem greulichen Bankerutt Deutschlands für sich einen kleinen Gewinn, eine kleine Machtvergrößerung zu erschleichen. Was jeder Unbefangene sah, sahen die Frankfurter und ihre geldbesitzenden

Freunde in ganz Deutschland nicht. Die albernen Rodomontaden von „edlen Absichten, großmüthigen Opfern, unbefleckter Ehre" u. dgl. m. täuschten sie völlig. Sie hofften auf Preußen und entschuldigten Preußen und wollten Preußen durch einen „großen Entschluß" zur Selbstständigkeit zwingen. Wahrscheinlich hätten sie sich indeß noch lange das unschuldige Vergnügen ihrer Reden gegönnt und noch einige Jahrzehnte an der Reichsverfassung herumgefeilt, wenn — es möglich gewesen wäre.

Die Nachrichten von fremder Einsprache gegen die zu beschließende Verfassung mehrten sich. Die Befürchtung, daß eine Octroyirung sie der ferneren Mühe überheben werde, trat immer näher und näher an die Gesetzgeber heran. Der Absolutismus der Großmächte zeigte sich immer deutlicher und entschiedener. Oesterreich löste den Reichstag zu Kremsier auf, gab die Verfassung vom 4. März und zeigte, was Anerkennung verdient, seinen Absolutismus der ganzen Welt.

Die Frankfurter waren außer sich. Herr Welcker empfahl einen feierlichen Protest! Ausdruck der Entrüstung, des Abscheues u. s. w.!! — als ob durch Proteste die Weltgeschicke entschieden und durch Ausrufe die Macht der Kanonen gebrochen würde! Die Frankfurter wütheten gegen Oesterreich. Sein nackter Absolutismus nahm ihnen die Besinnung. „Aber," so fragte in würdiger Ruhe eine Stimme aus Prag, „wer unterstützte diese absolutistische Regierung, die endlich die constitutionelle Maske abwirft? Wer gab ihr die Kraft wieder, über die Völker Oesterreichs zu gebieten? Wer drückte dieser Regierung das Schwert in die

Hände und duldete in träger Ruhe, daß die deutschen Sympathien in Oesterreich gemordet wurden? Wer versagte die Hand, als Deutsch-Oesterreich bei Deutschland, bei der Reichsversammlung um Hilfe schrie? War es nicht dieselbe Majorität, die Gagern und Schmerling stützte und Welcker nach Olmütz schickte?" Diese Majorität raffte sich jetzt empor mit wundersamer Anstrengung. Sie schwatzte sich in eine Begeisterung hinein, die dem Fernstehenden possirlich vorkam. Sie sprach von einer großen That, von einer verwegenen That, von einem großen, kühnen Acte! Herr Riesser aus Hamburg bramarbasirte: „Krönen Sie Ihr Werk, erfüllen Sie den alten, edeln Traum des deutschen Volks von seiner Einheit, Macht und Größe, fassen Sie einen großen, rettenden, weltgeschichtlichen Entschluß!" Wie war das? Die Frankfurter, die Herren vom Club Gagern — und — eine verwegene That, ein kühner Act, ein weltgeschichtlicher Entschluß? Träumten die Herren? Waren sie blind? Redeten sie wirklich irre, wie die Vermuthung ausgesprochen ist? Jetzt, wo die Bayonnete das Gesetz schrieben und die Kanonen Recht sprachen, jetzt von den sanft- und demüthigen Herren Frankfurtern eine verwegene That, ein weltgeschichtlicher Entschluß!! Welches war denn diese That, dieser Entschluß? Herr Welcker hatte den Antrag gestellt, schleunigst die ganze Reichsverfassung in Bausch und Bogen anzunehmen und den König von Preußen zum deutschen Kaiser zu wählen. Das war die ganze Sache! Herr Welcker hatte sie mit seinen besten Redensarten ausstaffirt und in der That — sehr große Worte gemacht. Und der rathlose Rath

deutſcher Nation, — was ſollte er anders thun, als auf die Sache eingehn! Es war ein Verſuch. Vielleicht überrumpelte man den König. Vielleicht meinte man, den König von Preußen eben ſo leicht zum großen Manne wie zum deutſchen Kaiſer ernennen zu können. Der Welcker'ſche Antrag wurde zwar am 21. März „Anſtands halber" abgelehnt. Am 28. März jedoch wurde die Verfaſſung des Reichs für vollendet erklärt und — der König von Preußen zum Kaiſer der Deutſchen erklärt. Die Kaiſerdeputation machte ſich auf den Weg nach Berlin.

Leſer, wollen wir uns gegenſeitig unſere Sünden bekennen? Wir waren Beide, Du und ich, längſt feſt überzeugt, daß aus Frankfurt nichts Geſcheutes kommen konnte. Wir ſahen nur zuweilen noch nach Frankfurt mit der Frage der Neugierde: wie werden es die Herren anfangen, um endlich mit leidlichem Anſtande nach Hauſe zu Weib und Kind zu gelangen? Und doch — als die Männer der Kaiſerdeputation nach Berlin eilten, — unter ihnen ſo achtungswerthe, tüchtige Männer, — erwachte mit voller Kraft unſere ganze Liebe zum deutſchen Vaterlande, unſere heiße, heiße Sehnſucht nach ſeiner würdigeren Geſtaltung. Iſt's nicht doch möglich? Können nicht doch dieſe Tage Großes bringen? Kann nicht der große Augenblick der Entſcheidung, der Augenblick, in dem Deutſchland hoffend an ſeinem Munde hängt, begeiſternd auf Friedrich Wilhelm IV. wirken und ſelbſt dieſen Mann zu einem kühnen Entſchluß erheben? Wie, wenn er Mann würde? Wie, wenn der Geiſt Friedrichs ihn ergriffe und fortriſſe?! So fragten wir uns und — wir hofften einen Augenblick. Mit fieberhafter Span-

nung sahen wir der Entscheidung entgegen; — einen Augenblick, — länger nicht! Wir sahen auf dem Throne Preußens — — Friedrich Wilhelm IV., keinen Andern. Wir kannten Friedrich Wilhelm IV. Wir besannen uns und — hofften nicht mehr!

Möglich nach der Weltlage war Deutschlands Rettung. Die Großthaten der Ungarn begründeten diese Möglichkeit. Sie waren die letzte Gunst des zürnenden Schicksals an die Frankfurter. Ein entschlossener, muthiger, für große Gedanken empfänglicher, von edlem Ehrgeiz, nicht von elender Herrschgier erfüllter Mann auf Preußens Throne, — und die Kaiserkrone fand das würdige Haupt. Ein solcher Mann nahm sie. Aber die Krone von Kleindeutschland — nur mit der Vollmacht für Deutschland, das ganze Deutschland. Er entflammte sein Kriegsheer, entflammte das deutsche Volk, zog bewaffnete Haufen herbei aus Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen, stürzte sich mit ungeheurer Wucht auf Bayern, brach den Uebermuth der Wittelsbacher, jagte sie zum Lande hinaus, begeisterte Bayerns Volk für die deutsche Sache, reichte Ungarn, reichte Italien die Hand, rief Wien auf für das Vaterland, das deutsche Vaterland, zermalmte die Heere Habsburgs, schob den Kaiserknaben auf die Seite, zertrümmerte die russischen Horden mit gewaltigen Schlägen und stand da als ein Sieger ohne Gleichen! In Sturmeseile flog er von Sieg zu Sieg. Alle Herzen flammten für ihn auf, und alle Fäuste griffen für ihn zum Schwert. Für alle Jahrtausende grub er sich ein in das Buch der Geschichte, und — das große, schöne Deutschland lag jubelnd zu seinen Füßen! Er fürchtete die Welt nicht. Er fürchtete nicht Ruß-

land, nicht Frankreich. Der ſonſt ſo dumme Frankfurter Michel war erwacht, begeiſtert, entflammt, hingeriſſen, und wahrlich, ſo hat er eine fürchterliche Fauſt! — Doch wozu die müßige Träumerei! Auf dem Throne an der Spree ſaß von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm der IV.; — es war eine Lächerlichkeit, von der Kaiſerkomödie Etwas zu hoffen! Friedrich Wilhelm dem Vierten iſt der Finger eines Wittelsbacher und ein Haar vom erlauchten Haupte eines Habsburgers ehrfurchtgebietender, als das ganze deutſche Volk, ja, als alle Völker der Welt! Dieſer Friedrich Wilhelm that Recht, die Krone nicht anzunehmen. Er war klüger als alle Frankfurter à la Gagern zuſammengenommen. Er fühlte und wußte, daß er der Mann der „verwegenen That", der „kühnen Acte" nicht war. Was hätte werden ſollen, wenn Er die Krone angenommen? Ja wohl, der gute Michel wäre außer ſich geweſen vor Freuden. Alle preußiſchen Bürgerwehrcompagnien hätten ſich noch einmal betrunken, wie an den Tagen der reſpectiven Fahnenweihen. In Süd und Nord hätte es Feſteſſen, Tiſchreden, Lobgedichte und anderweiten Unſinn gegeben. Aber was weiter? Konnte ſelbſt Friedrich Wilhelm IV. ſchon nach vier Wochen ſein feierlich gegebenes Wort brechen? „Nicht ohne freie Einwilligung!" ſo hatte er immer von Neuem verſichert, und daß die Frankfurter zu taub geweſen waren, ſein Wort zu hören, oder zu dumm, es zu verſtehen, dafür konnte er nicht. Er hätte unterhandeln müſſen mit den deutſchen Königen, namentlich mit dem Herrn in München. Die Diplomaten hätten ihr Heil verſucht. Man hätte Bedingungen geſtellt, geheime Verſprechungen gemacht,

Zeit vertrödelt, alle möglichen Mittel der Liebe und der Freundschaft erschöpft u. s. w. Endlich hätten Oesterreich und Rußland freie Hand bekommen, hätten an den deutschen Königen treue Verbündete gehabt und das arme, zerrissene und zerstückelte Deutschland in einen Krieg verwickelt, dessen Wechselfälle, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen konnte. Doch wozu diese Erwägungen? Friedrich Wilhelm IV., der stolze Sieger über die Revolution, der stolze Herr von Gottes Gnaden, dem das Herrscherrecht der Könige das höchste und heiligste ist, — er konnte die Krone, er konnte die Reichs-Verfassung nicht annehmen. Sollte er ein Sohn der Revolution, ein Führer der Demokraten werden? Eitelkeit konnte ein Schwancken, ein Zweifeln hervorrufen. Aber die Eitelkeit war befriedigt — durch das Ablehnen einer Kaiserkrone!

Der Aerger war groß im lieben Deutschland, als Herr Brandenburg endlich das „Niemals, niemals, niemals!“ hervorgebracht hatte. Alle Gagernmänner, alle liberale Kaufherren, alle hoffnungsreiche „Besonene,“ alle gemäßigte Geheimeräthe, der ganze Troß der Altliberalen — Alles war sehr, sehr ärgerlich. Was schlimmer war, — es regte sich wirklich im Volke ein gewaltiger Zorn. Der Märzgeist wachte noch einmal auf. Gut und Blut für die Reichsverfassung! So hieß es in weiten Kreisen, und einen Augenblick war es kein leeres Wort. In Franken, in Würtemberg, in Baden, in der Pfalz, in Thüringen, in Sachsen, in den meisten preußischen Provinzen war die Erbitterung groß. Es grollte. Es war, als ob ein Wetter heraufzog. Ungeheure Kräfte waren bereit. Nur das Wort fehlte, das Wort, welches die Kräfte entfesselte

und lenkte nach festem Plan. Man blickte nach Frankfurt, noch einmal, obgleich es Thorheit war, hoffend nach Frankfurt. Noch galt Gagern's Name. Trotz aller Verkehrtheiten seines Trägers, trotz der namenlosen Verwirrung, die er angerichtet, — noch galt Gagern's Name. Zu Schanden sollten sie werden, die nichts wollten, als ein Surrogat, das dem Bundestage ähnelt, — so hatte Gagern gesprochen! Zu Schanden sollten sie werden! Jetzt, jetzt war es Zeit, das Wort zu lösen. Du, Mann eines beispiellosen Vertrauens, ermanne, erhebe Dich endlich! Besinne Dich, werde endlich, endlich ein Mann! Sprich ein Wort, ein einziges, großes Wort, und alle Deine Sünden, alle Deine Frevel sollen Dir vergeben sein! So rief's durch Deutschland. So mahnte, so bat, so flehte im letzten Moment der möglichen Rettung das Vaterland! Es mahnte, es bat, es flehte vergeblich! — Rettung wäre damals nicht möglich gewesen? oder möglich gewesen nur durch den passiven Widerstand, durch gesetzliche Agitation für die Reichsverfassung? Letzteres hat man behauptet. Das böse Gewissen, die Begierde, die frühere Blindheit und das unbegründete Vertrauen zu rechtfertigen, hat diese lächerliche Behauptung Vielen in den Mund gelegt. Die Gagernmänner haben in ihr einigen Trost gesucht, in ihr eine Waffe gegen den quälenden Selbstvorwurf gefunden. Wie, gesetzlicher Widerstand? Wie war er möglich? Die Könige wollten die Reichsverfassung nicht. Die Könige hatten die Militairmacht in ihrer Hand. Die Könige schickten die „gesetzgebenden" Kammern nach Hause, wenn sie nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollten. Die Könige erklärten nach Belieben den Belagerungszustand. Die

Könige lösten die Bürgerwehren auf und nahmen ihnen die Waffen. Das Alles auf Grund geschriebener Gesetze. Zu Alledem waren sie befugt, und die Reichsversammlung hatte kräftig mitgewirkt, ihre Befugnisse zu erweitern. Wo war die Möglichkeit des gesetzlichen Widerstandes? Wo war irgend ein Gesetz, welches einen Widerstand gegen die Regierung gesetzlich machte? Steuerverweigerung? Aber ohne die Kammern war sie ungesetzlich, selbst unmöglich, da der Belagerungszustand mit Pulver und Blei drohte. Die Kammern hatte man vorsorglich nach Hause geschickt. Großartige Volksversammlungen und Monstrepetitionen? Aber das Vereinsrecht war beschränkt und dann — — der Belagerungszustand, die preußischen Kanonen! Widerstand bei der Auflösung der Bürgerwehren? Gesetzlich war dieser Widerstand unzulässig, und vereinzelt konnte er nur zum Verderben führen. Adressen von Ortsvorständen und Magistraten, Proteste von constitutionellen Vereinen, demokratischen Clubs? Aber was sollen dergleichen Albernheiten einer entschlossenen Regierung gegenüber, die nach festem, wohlüberdachtem Plane handelt und an alle Eventualitäten gebührend gedacht hat? Es ist Thorheit, es ist — Heuchelei, von einem gesetzlichen Widerstande zu reden, wo der gesetzliche Widerstand unmöglich ist. Wollt Ihr Euch auf Würtemberg berufen? In Würtemberg war Römer Minister und der wollte die Reichsverfassung, der machte den Widerstand des Königs unmöglich. Die preußischen Minister, die bayerschen Minister, die hannoverschen Minister wollten die Reichsverfassung nicht und waren die willfährigen Werkzeuge ihrer Könige. Darum war hier die Forderung eines gesetzlichen Widerstandes

eine Absurdität. „Das Volk hat uns im Stiche gelassen!“ so seufzte Gagern, aber er fühlte und wußte, daß der Seufzer eine Lüge war! Habt Ihr nicht mit aller erdenklichen Mühe den Volksgeist niedergedrückt? Habt Ihr nicht mit Euren Ruhegeboten Alles betäubt, die Völker mit den Geboten Eurer Angst geknebelt und ihren Gegnern ausgeliefert? Habt Ihr es nicht als Eure Aufgabe, als Euer wichtigstes Geschäft betrachtet, das Vertrauen des Volks zu sich und zu Euch zu untergraben, den erbärmlichen Spießbürgersinn zu nähren und zu kräftigen, der nichts Höheres kennt, als Profit im Handel und Wandel? Und nun wollt Ihr sagen, das Volk habe Euch im Stich gelassen? Besinnt Euch, — Ihr habt das Volk im Stich gelassen! In der letzten, der allererſten Stunde der möglichen Rettung, damals, als die Absichten der Könige, als der Verrath der königlichen Regierungen, von dem Ihr selbst gesprochen, am hellen Tage lag, noch damals, als Ihr fortliefst von Frankfurt, konnte ein Wort von Euch Wunder thun! „Auf, Deutsche, auf, zu den Waffen! Wir haben Alles gethan, die Fürsten zu gewinnen, Alles, den Frieden zu erhalten! Die Fürsten wollen die Einheit, wollen die Freiheit nicht! Auf denn für Euer gutes Recht, für das Vaterland! Soll Alles vergeblich sein, soll die Zeit der Schmach mit allen ihren Greueln wiederkehren? Nein, das wollt Ihr nicht, das könnt Ihr nicht wollen! Darum auf, auf zu den Waffen! Krieger, deutsche Krieger, gehorcht Euren Fürsten, wenn sie Euch rufen zum Kampf für das Vaterland, jetzt steht fest gegen sie, nöthigt sie, zwingt sie, sich dem Reichsgesetz zu unterwerfen, steht fest für das Vaterland!“ — Ein solches

Wort, damals, zur rechten Zeit, in den ersten Tagen der auflodernden Begeisterung für die Reichsverfassung, von Frankfurt und von Gagern kühn und gottgetrost ins deutsche Volk hineingerufen, ein solches Wort konnte Wunder thun! Wenn der Volkssturm im Süden hervorbrach, dahinbrauste durch Baden, die Pfalz, das Rheinland, Hannover, Thüringen; mit Macht sich erhob in den preußischen Provinzen und hier wie dort an die kaum wieder zurecht gezimmerten Throne schlug, wenn die Bewegung einen Mittelpunkt fand, einen Haltpunkt, an den sie sich lehnen konnte, wenn die Fürsten den Ernst, den bitteren, rücksichtslosen Ernst der Völker sahen: — dann kam es nicht zum Kriege! Die Könige gaben nach! Noch schreckte Ungarn. Noch hatten sie keinen Halt in der Brandung. Und gaben sie nicht nach, kam es zum Kriege, dann zerbrach der Völkersturm die wurmstichigen Throne und — wir erlangten mehr, als die Reichsverfassung! Doch wiederum fragen wir: wozu die müssigen Träumereien! Wäre Frankfurt eines solchen Wortes fähig gewesen, so lange die Gagernsche Majorität herrschte, — nimmer wären die Fürsten gefragt um ihre Meinung. Die Gagernsche Partei vermochte Nichts, als die Völker ins Unglück zu stürzen!

Dem ruhigen, sicheren und stolzen Gange der Regierungen gegenüber behalf sich die Versammlung mit Redensarten und Beschlüssen. Am 11. April gelobte sie mit großer Majorität „feierlich vor der deutschen Nation, an der Reichsverfassung festzuhalten", und war entschlossen, sich auf den „Volkswillen" zu stützen. Am 4. Mai stützte sie sich auf den Volkswillen. Sie forderte „die Regie-

rungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reichs zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Die Unglücklichen, die dieses Wort der elenden Versammlung ernst nahmen! Sie haben es schwer gebüßt! Die Gemeinden, das gesammte Volk sollte die Verfassung zur Anerkennung bringen! War das nicht ein Ruf zu den Waffen? Wie anders als durch die Waffen kann die Verfassung den trotzenden Regierungen gegenüber zur Geltung gebracht werden? Wo ist ein anderer Weg, wo eine andere Möglichkeit? Wehe den Unglücklichen! Die ehrbare Versammlung konnte nur friedliche Gedanken haben! Nur gesetzlichen Widerstand hatte sie im Auge, nur einen friedlichen Kampf. Nur was unmöglich, was widersinnig war, was keinem Menschen ohne Gagernsche Weisheit in den Sinn kommen konnte, nur das und allein das wollte sie. Herr Gagern erbat sich am 16. Mai die Befugniß, „mit allen gesetzlichen und friedlichen (also nutzlosen und vergeblichen) Mitteln und durch das Gewicht der moralischen Macht der Centralgewalt (die weit unter Null stand) die Durchführung der Reichsverfassung in den deutschen Staaten zu unterstützen." Als er diese Befugniß nicht erhielt, hört er auf Reichsministerpräsident zu sein, was er streng genommen nie gewesen war, da es nie ein Reich gegeben hatte. Vorher hatte er sich am 10. Mai durch die Versicherung, der König von Preußen habe sich durch das Einschreiten in Sachsen eines schweren Bruches des Reichsfriedens schuldig gemacht, vor aller Welt noch einmal gründlich lächerlich gemacht.

Am 20. Mai schied Herr von Gagern mit dem Kreise seiner nächsten Anhänger aus der Reichsversammlung. Andere folgten bald massenweis nach. „Die Verfassung ist ein heiliges Panier! Wir haben sie jetzt zu vertheidigen. Wir werden stehen und fallen mit dieser Verfassung. Sie wird das Heiligthum sein, die Oriflamme, um die Alle, denen die Ehre des Vaterlandes am Herzen liegt, sich versammeln und unüberwindlich kämpfen werden." So hatte Einer von ihnen am 23. April gesprochen, Einer im Geiste der Meisten. Ihnen lag die Ehre des Vaterlandes also nicht am Herzen. Ihr unüberwindlicher Kampf war — feige Flucht. Ihre Beschlüsse vom 11. April und vom 4. Mai hatten Völker in den Kampf gejagt. Als der Kampf ausbrach, als die Gewalt ihr schreckliches Angesicht zeigte, da entsetzten sie sich und liefen nach Haus zu Weib und Kind. Sie konnten es nicht über das Herz bringen, den Bürgerkrieg hinein zu schleudern in das Vaterland! Herr Gagern wollte sich lieber (natürlich wehrlos und mit entblößter Brust) zwischen die Bayonnete der Kämpfenden stürzen, — was in der That äußerst unklug gewesen wäre.

Mit der That der Spartaner bei Thermopylä unter Leonidas können wir die Flucht der Frankfurter unter Gagern nicht vergleichen. Das versteht sich von selbst. Sollen wir sie eine Niederträchtigkeit, eine Perfidie nennen? Ebensowenig! Sie war einfach eine Folge theils der schlechten Luft, die sich seit einem Jahre über Frankfurt gelagert hatte, theils der Langenweile, die Viele der Herren empfinden, theils des vollständigsten Bankerutts an Rath

von Minna, in welcher mehr Gefühl, Glück und Liebe enthalten waren, als in allen Briefen, welche Minna seinem Bräutigam, in der mit sich Friedhart getheilt hatte, geschrieben hatte. Er las sie wieder und wieder, und Thränen traten in seine Augen. Er schrieb vom Morgen des Tages, an welchem er Minna sah, bis zu dem, wo sie Friedhart's Braut wurde, Alles nieder. Er hatte ihn angeredet, Minna's Geliebten, und ihm Alles gesagt, was er ihr gesagt hatte, und Alles, was sie ihm darauf geantwortet hatte; in seinen Briefen redete er Minna an, wie sie ihn, und Alles, was sie ihm geschrieben hatte, war in diesen Briefen enthalten. Er schrieb, bis er nicht mehr konnte, bis er nicht mehr sah, bis er nicht mehr denken konnte, bis er nicht mehr wußte, was er schrieb. Und dann schrieb er noch Alles nieder, was er dachte, wenn er nicht mehr schrieb, bis er wieder zu sich kam, und Alles, was er fühlte. Er schrieb Minna's Namen, und Friedhart's Namen, und Minna's Namen, und Friedhart's Namen, und Minna's Namen, und Friedhart's Namen, bis er endlich, bis er nicht mehr konnte, bis er nicht mehr wußte, was er that, bis er nicht mehr sah, was er schrieb, bis er nicht mehr dachte, was er that, bis er nicht mehr fühlte, was er dachte, bis er nicht mehr wußte, was er fühlte, bis er nicht mehr fühlte, was er that, bis er nicht mehr that, was er that, bis er nicht mehr that, was er that, bis er nicht mehr that

zu bringen fähig waren. Wer dieſe Männer, von denen heute Einige unter den Standrechtsgräbern ſchlafen, Manche in Kerkern ſchmachten, die Meiſten in der Fremde umherirren, für ſich, für Weib und Kind ein Obdach zu ſuchen, wer dieſe Männer ſchmähen kann, der ſchmäht und ſchändet ſich ſelbſt. Wer das Edle und Große nicht anerkennt, was aus dieſen Männern ſpricht, der muß über ſich ſelbſt erröthen! Daß ſie auch Fehler begangen haben, — wer leugnet es? Aber wer will bei der Treue, die ſie erwieſen, ihrer Fehler gedenken? Und wer will heute leugnen, daß ſie oft, oft das Rechte erkannt, das Rechte gewollt, unermüdlich für das Recht gekämpft haben? Sei dem, wie ihm wolle! Sie ſind treu geweſen. Ihnen iſt die Reichsverfaſſung das Heiligthum, die Oriflamme geweſen, für die ſie gekämpft haben, ſo lange es möglich war. Ehre, Ehre den deutſchen Männern!

Sie verlegten den Sitz der Reichsverſammlung nach Stuttgart, entſetzten den Reichsverweſer ſeines Amtes und erwählten eine Reichsregentſchaft. War noch Rettung, ſo war dieſer Weg der einzige. In Baden und der Pfalz loderte der Aufruhr in hellen Flammen. Im Rheinland, in Hannover, Thüringen, Sachſen, den preußiſchen Provinzen noch viel Aufregung. Gelang es, ganz Würtemberg in die Bewegung hineinzureißen, ſo wurde die Aufſtellung bedeutender Truppenmaſſen gegen die heranrückenden Preußen, Heſſen u. ſ. w. möglich. Ein Sieg, ein bedeutender Sieg über dieſe konnte die Bewegung fortpflanzen in Sturmeseile, konnte einen Umſchwung bewirken, wie er großartiger im März nicht geweſen. Das war möglich. Der Verſuch war gerechtfertigt.

X.

Der Sonderbund.

Die Reichsverfaſſung iſt durch ein Reichsgeſetz verkündet. Beſteht ſie zu Recht im heiligen Römiſchen Reich?

Eine wunderliche Frage! Und doch, ſo wunderlich ſie iſt, — ſie iſt aufgeworfen von Hunderttauſenden, und Hunderttauſende haben ihren ganzen Muth, ihr ganzes Heldenthum zuſammengenommen, und keck und kühn der ganzen Welt zum Trotz behauptet: ja, ſie beſteht zu Recht, die deutſche Nation hat einen heiligen Rechtsanſpruch auf das langweilige Werk der langweiligen Herren Frankfurter!

So wunderlich die Frage iſt, ſo wunderlich iſt die Antwort! Wo beſteht ſie zu Recht, die vielgeprieſene Reichsverfaſſung? Wer ſchützt ſie? Wer vertheidigt ſie? Wer achtet ſie? Wer *will* ſie? Ob die Reichsverfaſſung auf dem Monde irgendwo zu Recht beſteht, das wiſſen wir nicht. Auf unſerer ſublunariſchen Erde beſteht ſie nirgend zu Recht!

Du ſchüttelſt den Kopf, lieber Leſer! Du berufſt Dich auf das klare Wort des Geſetzes, auf die „Verheißungen“, auf die beobachteten Förmlichkeiten, auf das Reichsgeſetzblatt u. ſ. w. Nun ja, die Frankfurter Verſammlung hat die geſetzliche Vollmacht gehabt, eine Verfaſſung „zu Stande zu bringen.“ Die „zu Stande gebrachte (??)“ Verfaſſung iſt unter gewiſſen geſetzlich beſtimmten Formalitäten von der geſetzlichen Behörde, der Centralgewalt, als Reichsgeſetz öffentlich

publicirt. Folglich — besteht sie zu Recht und die Deutschen haben einen Rechtsanspruch, und wer das leugnen will, der — — Nun, lieber Leser? Wir sind gerade Willens, es zu leugnen! Du sprichst einseitig von Deinem Standpunkte. Wir vertreten jetzt die Fürsten. „Zu Stande bringen" sollten die Frankfurter eine Verfassung. Lag in dieser gesetzlichen Vollmacht die andere: alle bestehenden Rechte z. B. der Fürsten unbeachtet zu lassen? alle nicht aufgehobenen Gesetze z. B. das des Westphälischen Friedens und der Wiener Verträge zum einseitigen Nachtheile der Fürsten als aufgehoben zu betrachten und vornehm zu ignoriren? Mit Recht konnten die Fürsten sagen: Ihr solltet zu Stande bringen, aber mit gebührendem Respecte vor unsern versiegelten und verbrieften, durch Jahrhunderte geheiligten Rechten! Wie, Du meinst, diese Rechte seien beseitigt, überwunden durch die Revolution? Ganz recht! Durch die Revolution waren sie beseitigt. Hatte die Revolution die Kraft, sich selbst durchzusetzen, die Volkssouverainetät der Fürstensouverainetät gegenüber zur Geltung zu bringen, so galt ihr Gesetz. Aber hatten nicht die Frankfurter die Revolution beseitigt? Waren sie nicht eiligst auf den gesetzlichen Weg zurückgekehrt? Hatten sie sich nicht von dem Bundestage das Gesetz mit auf den Weg geben lassen? Indem sie den Bundestag anerkannten und gesetzlich im Sinne des Bundestages wurden, erkannten sie Alles an, was gesetzlich zu Recht bestand, d. h. die Selbstherrlichkeit der Fürsten, und ihr „Zu Stande bringen" konnte nur innerhalb der bestehenden Verträge und geltenden Rechte vor sich gehen! „Zu Stande bringen!" — muß in die-

sem Worte Jeder die Bedeutung finden: als souveraine Behörde in höchster Machtvollkommenheit das letzte, entscheidende Gesetz dictiren? Bringt in Gottes Namen zu Stande, — wir werden seiner Zeit sagen, ob das Zustandegebrachte uns gefällt, ob wir es für heilsam und dienlich halten, oder nicht! So konnten die Fürsten sprechen, ohne das Gesetz des Bundestages zu verletzen. Allerdings hatte sich die Versammlung für souverain erklärt. Allerdings hatte sie sich die Befugniß beigelegt, die Verfassung endgültig zu Stande zu bringen. Aber hatte Preußen, hatte Oesterreich diese Befugniß ausdrücklich anerkannt? Nein! Sie hatten geschwiegen, so lange sie zu Hause alle Hände voll zu thun hatten. Kaum aber hatten sie die Hände frei, so sprachen sie klar und bündig sich das Recht der endlichen Entscheidung zu! Verwiesen ihnen das die Frankfurter als frechen Uebermuth ausdrücklich und rücksichtslos? Nein! Die Frankfurter schwiegen und — wir haben Recht! so sprachen die Fürsten!

Zwei Parteien standen einander gegenüber. Das Parlament mit der Masse der Völker und die Regierungen mit ihren Anhängern. Jene sprachen Ja, diese Nein! Eine Verständigung, eine Ausgleichung, eine Vereinbarung war nicht möglich! Beide waren fest überzeugt von ihrem Recht. Wer sollte entscheiden? Etwa der Bundestag? oder der türkische Sultan? oder der Kaiser von Fez und Marocco? In der weiten Welt war keine Macht, die entscheiden konnte. Die Gewalt, die Gewalt allein konnte die Entscheidung herbeiführen, und wer zur Gewalt den Muth und die Kraft hatte, der behauptete sein Recht und

der hatte Recht! — Die Frankfurter und die Maſſe der Deutſchen hielten das zu Stande gebrachte Werk der kühnen Gewaltthat nicht werth. Sie kämpften gegen den Kampf und ermuthigten ſich zur Feigheit. So verloren ſie von Rechtswegen ihr vermeintliches Recht. Die Fürſten ſcheuten die Gewaltthat nicht. Die Fürſten achteten ihr Recht hoch genug, um es der Gewaltthat werth zu halten. Die Fürſten ſiegten und behaupteten von Rechtswegen ihr Recht! Die Gewalt allein konnte das endliche Urtheil ſprechen. Wo zwei Mächte ſtreiten, die keiner dritten unterworfen ſind, da kann nie etwas Anderes, als die Gewalt entſcheiden! Anders kann es nicht ſein und Anders iſt es nie geweſen. Haben je die Könige von Gottes Gnaden ihr durch Bayonnete und Kanonen geheiligtes Recht freiwillig weiter aus den Händen gegeben, als ihnen zweckmäßig ſchien? Haben je Völker durch friedliche Mittel, durch hochtrabende Redensarten u. ſ. w. erobert, was ſtarke Fürſten zu geben keine Luſt hatten? An allen großen Knotenpunkten der Entwickelung eines Volkes hat die Gewalt das Recht begründet. Es iſt lächerlich, in Zeiten der großartigen Umgeſtaltung ſein Recht an zwei Worte knüpfen zu wollen! Es iſt erbärmlich, wenn ein Volk für ſein gutes Recht keinen anderen Titel aufzufinden weiß, als — ein geſchriebenes, factiſch zweideutiges Geſetz! Es iſt jammervoll, wenn ein Volk vieler Millionen nicht in ſeinem Willen den alleinigen Rechtstitel findet! Die Reichsverfaſſung beſtand zu Recht, ſobald Deutſchland ſie wollte und ſeinen Willen durch kühne Gewaltthat allen Feinden zum Trotze zur Geltung brachte. Jetzt beſteht ſie nicht zu Recht. Die Fürſten haben ihr Recht be-

hauptet durch Waffengewalt, und die Fürsten allein bestehen zu Recht. Wir müssen die Fürsten anerkennen und vor den Fürsten uns beugen, weil sie gesiegt haben. Entbrennt einst wieder der Kampf zwischen Deutschland und seinen Fürsten, so werden wir Deutschland anerkennen, wenn es zu siegen versteht. Wird es dann die Reichsverfassung wollen? Wir bezweifeln es. Die Reichsverfassung ist todt, ist der Geschichte, — einer schmählichen Geschichte verfallen!

Die Könige waren im Recht, da sie den Muth gehabt hatten, die Entscheidung auf dem allein möglichen Wege, dem der Gewalt, herbeizuführen. Hierin stimmen wir für sie. In einer anderen Hinsicht stimmen wir nicht für sie. Aus Liebe zu ihren Völkern, im Interesse Deutschlands, in der Ueberzeugung von ihrer Schädlichkeit lehnten sie die Reichsverfassung ab. So behaupteten sie. Das kann Niemand billigen. Sie waren ihrer Vier, umgeben von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Rathgebern. Für die Reichsverfassung sprach sich das Vaterland aus, sprach sich Alles aus, was möglicher Weise als Organ des Vaterlandes betrachtet werden konnte. Die meisten Fürsten und ihre Rathgeber, die gesetzgebenden Kammern, die Corporationen, die Vereine, die Magistrate und Ortsvorstände, die Bürgerwehren u. s. w. u. s. w., Alles jubelte der Reichsverfassung entgegen, Alles sah in ihr den Anfang einer neuen großen Zeit. Was berechtigte die vier Herren, ihr Urtheil mit dem des Vaterlandes messen zu wollen? Was berechtigte sie, sich für klüger zu halten, als das ganze Vaterland, und ihrer einseitigen Auffassung größeres Gewicht beizulegen, als dem Ausspruch der gebildetsten und erleuchtetsten Völker Europa's?

Was berechtigte sie, sich den zum Theil hochgebildeten, hochbegabten, ausgezeichneten Männern gleichzustellen, die im ganzen Deutschland einstimmig der Reichsverfassung zugestimmt hatten? Wie durften sie es wagen, ihr vierstimmiges Nein dem tausendstimmigen Ja der tüchtigsten, scharfblickendsten Männer der ganzen Nation entgegenzuhalten? Die Bescheidenheit, die ihnen wie jedem Einzelnen gebührt, hätte sie verpflichten müssen, ihre Ansicht, ihre Ueberzeugung unterzuordnen. Dem Wahne, als sei bei den Königen höhere Weisheit von Amts- und Rechtswegen, durften sie als gebildete, unterrichtete Männer nicht huldigen. Sie mußten wissen, daß die verkehrten Rathschläge der Könige unermeßlich oft der Fluch der Völker geworden sind. Sie konnten als Einzelne ihr Urtheil sich vorbehalten. Sie konnten ihre Zweifel, ihre Bedenken aussprechen. Sie konnten ihr Amt niederlegen, wenn ihr Gewissen sie nöthigte. Sie konnten sich auf ihre Macht, auf ihr Recht berufen. Sie konnten sagen: wir wollen nicht, weil wir unsere Vorrechte, unsere unabhängige Stellung bedroht sehen, weil die Reichsverfassung den Völkern Rechte sichert, die uns mißfallen, weil wir nicht den Muth, nicht die Größe in uns finden, welche die Reichsverfassung von uns fordert. Das konnten, das durften sie sagen. Wenn sie zum Heile Deutschlands, im Interesse ihrer Völker der Verfassung widerstreben zu müssen vorgaben, so war das ein Vorgeben, welches kein Urtheilsfähiger billigen konnte. Es erscheint als heuchlerische Prahlerei.

Am 26. Mai schlossen die Könige von Preußen, Sachsen und Hannover den Sonderbund. An demselben Tage proponirten sie dem deutschen Reich, d. h.

denjenigen deutschen Staaten, die sich freiwillig dem Sonderbunde anschließen würden, die Sonderbundsverfassung, eine traurige Abschwächung der Reichsverfassung, das klägliche Machwerk einer haltlosen Mittelmäßigkeit, die weder die Freiheit noch die reine und nackte Gewaltherrschaft zu wollen den Muth hat.

Für die Sonderbundsverfassung sprach sich der von Frankfurt entwichene Club Gagern aus. Am 27. Juni unterzeichneten die Mitglieder zu Gotha eine feierliche Erklärung, in der sie anerkannten, daß auch dieser von den drei Königen vorgeschlagene Weg zum Ziele führen könne, vorausgesetzt, daß die fürstlichen Verheißungen — — — unverbrüchliche Zusagen seien!!!

Leser, die Gagernmänner hatten sich vor der ganzen civilisirten Welt blamirt. Sie hatten sich vor der ganzen civilisirten Welt als völlig ungeschickte Feldherren erwiesen. Durch ihre verkehrten Schlachtpläne hatten sie nie etwas Anderes erreicht, als Stärkung des Feindes, nie etwas Anderes bewirkt, als ihre Niederlage. Keine Schwäche des Gegners hatten sie zu benutzen, keine Gelegenheit zum Siege zu ergreifen verstanden. Ihre großartige Macht hatten sie zerstört, alle Stützen derselben eigenhändig zerbrochen, aus allen Positionen sich verdrängen, endlich zur schimpflichen Flucht sich zwingen lassen. Ueber ungeheure Mittel zur Rettung des Vaterlandes hatten sie selbstständig, unabhängig verfügt; — nur zum Verderben des Vaterlandes hatten sie diese Mittel anzuwenden verstanden! Im Sack und in der Asche hätten sie Buße thun sollen. Jammern hätten sie sollen über das Elend, welches sie auf's Neue über das unglückliche Va-

terland gebracht hatten. Schämen hätten sie sich sollen wegen der Verwirrung, die sie angerichtet, wegen all der Verkehrtheiten und Dummheiten, durch die sie der Welt Aergerniß gegeben. Was thun sie? Offen treten sie hin, die unglücklichen Wesen, vor das betrogene Vaterland, um — sich auf's Neue glänzend zu blamiren und ihre zahllosen Verkehrtheiten durch — eine Perfidie zu krönen!

Leser, die Gagernmänner hatten feierlich vor der deutschen Nation gelobt, unverbrüchlich festzuhalten an der Reichsverfassung, hatten durch ihre Namensunterschrift sich verpflichtet, das Reichswahlgesetz nicht preiszugeben, hatten dem Phrasenhelden zugejauchzt, der im Angesichte des ganzen Vaterlandes alle Ehrenmänner zum unüberwindlichen Kampfe für „das Heiligthum" verpflichtet hatte. Jetzt vernichten sie mit einem Federstriche die Reichsverfassung. Jetzt durchstreichen sie mit demselben Federstriche das freie Reichswahlgesetz. Jetzt erklären sie ihr eigenes Werk, dem sie durch Wort und Gelübde verpflichtet sind, für werthlos, finden in dem erbärmlichen Abklatsch desselben den Rettungsanker, kämpfen „unüberwindlich" für die erbittertsten Feinde der Reichsverfassung, brechen ihr Wort, brechen ihr „feierliches, vor der deutschen Nation" gegebenes Gelübde und — bringen den Feinden ihres Werkes ihre Ehre zum Opfer!

Leser, die Männer, welche am 11. April vor der deutschen Nation feierlich der Reichsverfassung unverbrüchliche Treue gelobt hatten und dann am 27. Juni in Gotha für die Sonderbunds-Verfassung einstanden, haben einer ehrlosen Handlung sich schuldig gemacht. Daß diese, vor dem ganzen deutschen Vaterlande, im

Angesichte der gebildeten Welt von hochgestellten deutschen Männern (?) begangene ehrlose Handlung nicht den Abscheu aller Stände und aller Parteien gefunden hat, daß sie nicht vor allem Volk von allen Seiten als abschreckendes Beispiel hingestellt worden ist, daß Gagern und seine Complicen nicht in allen Schichten der Gesellschaft um allen Credit gekommen sind: Das sagt uns, wie es heut zu Tage um den alten Ruhm der deutschen Treue und Redlichkeit steht, Das zeugt für eine Schwäche des sittlichen Bewußtseins, für eine Verrückung des sittlichen Urtheils, für eine Erbärmlichkeit, die grauenerregend ist. Nicht bloß die Feigheit, nicht bloß die Rathlosigkeit, nicht bloß die Dummheit, nein, auch die Ehrlosigkeit findet in Deutschland ihre Kränze! Armes, unglückliches Deutschland!

Im Uebrigen werden Männer wie Gagern, Camphausen, Beckerath, Hansemann u. s. w. immer da sein, wo das Verkehrte angestrebt wird. Was allein vernünftig, allein möglich ist, werden sie nie wollen. Jeder staatliche Verband bedarf eines einheitlichen Schwerpunktes, in jedem muß die entscheidende Gewalt in einer Hand liegen, entweder in der der Krone oder in der der Volksvertretung. Festen Grund hat allein der Absolutismus der Krone oder der Absolutismus der Volksvertretung. Jener macht Völker zu Heerden zweibeiniger Thiere, dieser bildet Menschen, aber jener wie dieser gründet eine feste Regel und eine bestimmte Ordnung, macht Ruhe und Frieden, ein gemeinschaftliches Handeln nach übereinstimmendem Plane möglich. Das Unwesen der constitutionellen Monarchie kann nur Verwirrung anrich-

ten, Zwietracht hervorrufen, alle Staatsgewalten lähmen, die Völker erbittern und den wahnsinnigen Zustand gründen, in dem Volk und Regierung als feindliche Gewalten einander gegenüberstehen. Sie gewinnt nur dann einen vernünftigen Anstrich, wenn sie entweder die lächerliche Maske der absoluten Fürstengewalt, oder die Verkleidung der absoluten Volksgewalt ist. Die Gagern und Consorten werden immer nur die wahre constitutionelle Monarchie, also das wahrhaft Verkehrte und Unvernünftige wollen. Trachten Monarchen nach absoluter Machtvollkommenheit, so werden sie von ihnen geärgert werden, wie der stolze Löwe von einer Anzahl von Kläffern. Wollen Völker ihre absolute Machtvollkommenheit zur Geltung bringen, ihre Vertreter als den Centralpunkt der höchsten Gewalt betrachtet wissen, so werden die Gagernmänner Gespenster sehen, angstvoll nach Ruhe schreien, um Ruhe betteln und — so weit es an ihnen liegt — Alles verderben.

Dürfen wir an den Sonderbund und seine Verfassung Hoffnungen für die Einheit und die Freiheit Deutschlands knüpfen?

Hoffnungen für die Freiheit nicht! An Freiheit darf der Besonnene nicht denken bei einer Verfassung, welche in der freien Gnade gottesgnädiger Könige ihren Ursprung hat. Die Reichsverfassung sicherte dem deutschen Volk die schönsten und köstlichsten Rechte. Sie sicherte ihm nicht Freiheiten, sondern die Freiheit d. h. die Selbstbestimmung, und hatte in dieser Hinsicht nur den einen, großen Fehler, daß sie — — unmöglich war. Die Sonderbunds-Verfassung vernichtet, beschränkt, verkümmert, bedroht alle wesentlichen

Rechte eines freien Volkes, alle Grundbedingungen wahrer Freiheit. Sie vernichtet das freie Wahlrecht. Sie verkümmert das Recht der Gesetzgebung. Sie beschränkt das Recht der Vereinigung. Sie bedroht in ihrer authentischen Interpretation selbst die freie Wissenschaft mit dem Fluch der Eichhorn'schen Bevormundung. Sie ist heuchlerisch und treulos. Sie sucht den Schein, als sichere sie die Rechte freier Völker, während sie doch allein die königliche Vollgewalt sichert und sichern will. Sie verspricht die Freiheit und gründet die Unfreiheit. Sie macht Alles möglich, Ministerwillkühr, Belagerungszustände in Friedenszeiten, Kammerauflösungen, Krieg wider den Volkswillen, Rechtlosigkeit der unteren Stände u. s. w. Nur die Selbstbestimmung des deutschen Volks in seinen wichtigsten Angelegenheiten, d. h. die Freiheit, macht sie unmöglich.

Kann die Sonderbunds-Verfassung die Einheit Deutschlands gründen? — Sie proclamirt den König von Preußen zum deutschen Oberhaupt, mediatisirt die übrigen Fürsten und — macht ihre eigene Existenz von der freien Zustimmung der Letzteren abhängig. Ist die freiwillige Unterwerfung des österreichischen Kaiserhauses unter das preußische Königshaus denkbar? Nein! Nun wohl, so trennt sie Oesterreich für immer von Deutschland, so leidet sie an allen Gebrechen des Gagernschen Klein-Deutschland. „Nicht also! Sie denkt gar nicht an den Eintritt Oesterreichs in den engeren Bund. Sie hält aber den größeren Bund, — den deutschen Bund des seligen Bundestages fest und kettet dadurch Oesterreich für immer an Deutschland!“ Meinst Du, Leser? Tröstest Du Dich damit? Dieses Fest-

halten des größeren Bundes neben dem kleineren, Groß-Deutschlands neben Klein-Deutschland, ist aber eben das ganz Verkehrte, das ganz Heillose. Oesterreich ist in seinen inneren wie in seinen äußeren Angelegenheiten unabhängig von Deutschland. Es concentrirt sich als einheitlicher Gesammtstaat von 40,000,000 Einwohnern mit überwiegend slavischer Bevölkerung. Es hat Interessen, die dem preußischen Deutschland fremd sind, — in Italien und in den Donauländern. Es hat Interessen, die Deutschland gefährlich werden müssen, — in seiner Abhängigkeit von Rußland und in seiner Vorliebe für die Grundsätze des Czaarenregiments. Dieses Oesterreich, dieses einheitliche, einem (russischen?) Willen gehorchende Slavenreich bleibt in der Person seines Kaisers Mitglied des deutschen Bundes. Der deutsche Bund beruht auf den Wiener Verträgen von 1815, welche nach österreichischer Ansicht durch die Revolution nicht alterirt, nicht aufgehoben, nicht modificirt sind. Also hat der Kaiser des österreichischen Slavenreiches auf Deutschland den ganzen und vollständigen Einfluß, welchen ihm die Wiener Verträge sichern. Er hat als Oberhaupt der (anerkannt) ersten Regierung im deutschen Bunde Einfluß auf die Gesetzgebung, so weit sie das ganze Deutschland betrifft, bedeutendes Gewicht bei Bündnissen und Verträgen mit auswärtigen Mächten, bei Entscheidungen über Krieg und Friedensschlüsse. So ist das preußische Deutschland in seinen wichtigsten Beziehungen, namentlich in seiner Stellung zum Auslande behindert, beschränkt, gehemmt und eingeengt durch den slavischen Gesammtstaat. Das preußische Deutschland muß den Interessen des Slavenstaates die-

nen, auf die meiner Mitbürger schaue, auch die Mit-
bürger, die mich kennen, auf mich schauen. Ich
darf es nie tun in diesem Bewußtsein, daß ich
meine Zeit genug hin, und von überschüssiger Be-
deutung bin, namentlich, wenn Gefahren nahen, in
meiner Stellung mit Sicherheit vor meinem Ge-
wissen sagen zu können, daß ich nichts versäumt
habe, was in meiner Macht stand, um Gefahren zu
wenden, wenn Unheil, das bevorstehet, zu verhüten ist.
Ich will also diesen Gedanken nicht weiter verfolgen,
ich bin ja persönlich Bedeutung sage nichts, ich
will nur sagen, daß ich mich verpflichtet fühle, zu
erwarten, daß Sie mich auf Gefahr, die Ihnen
droht, aufmerksam machen, und daß ich mich ver-
pflichtet fühle, Ihnen meine Meinung über Gefahr
zu sagen, wenn ich sie habe.

Ich habe Ihnen gestern gesagt, daß ich glaube,
daß wenige Wochen Entschiedenheit und Festigkeit,
daß wenige Wochen Entschiedenheit und Festigkeit,
daß wenige Wochen Entschiedenheit und Festigkeit
genügen, um den Frieden zu sichern, und daß ich
diese Entschiedenheit und Festigkeit für eine Pflicht
der Regierung halte, daß ich aber auch glaube, daß
diese Entschiedenheit und Festigkeit nicht nur in
den Maßregeln zu Gunsten der Ordnung, sondern
auch in den Maßregeln zu Gunsten der Freiheit
liegen müssen, daß ich glaube, daß wir in Deutsch-
land, wenn wir die Freiheit nicht haben, wenn
wir sie nicht haben, wenn wir sie nicht haben,
wenn wir sie nicht haben, wenn wir sie nicht

land wünſchen. Oeſterreich kann die Erſtarkung Kleindeutſchlands nicht dulden. Oeſterreich darf ſeinen Einfluß auf Deutſchland nicht verlieren. Würde es nicht für ſeine deutſchen Provinzen fürchten müſſen? nicht ſeine Exiſtenz bedroht ſehen, wenn das preußiſche Deutſchland ſtark und mächtig würde? Es wird mit Rußland, mit England gemeinſame Sache machen. Es wird mit dieſen vielleicht das unſchuldige Vergnügen eines Erfurter Reichstages (!!) erlauben, aber auch mit ihnen auf der Lauer liegen und Wache halten, daß Deutſchland nicht wirklich erſtarke, nicht wirklich ihren Einflüſſen, ihren Bedrückungen und Anmaßungen ſich entziehe. Für Deutſchland iſt im Sonderbunde kein Heil. Es iſt unmöglich, daß das preußiſche Kleindeutſchland als ebenbürtige Großmacht in die Reihe der europäiſchen Staaten trete! Oeſterreich und Rußland und das anderweite Ausland werden die Erſtarkung des Sonderbundes ſo weit erlauben, als er — ihnen unſchädlich iſt. Im Uebrigen bleibt Deutſchland, was es geweſen ſeit Jahrhunderten, eine verſtümmelte, zerbröckelte, kraft- und haltloſe Macht zum Gotteserbarmen!

Doch, Du ſagſt, der Sonderbund kann der Zukunft vorarbeiten. Er trägt zur Erſtarkung Preußens bei, und jede Erſtarkung Preußens iſt ein Stein zum Bau des einigen Deutſchland. Mein Freund, Preußen wird durch den Sonderbund erſtarken, an Macht und Größe zunehmen, ſo weit es dem Auslande angemeſſen ſcheint, mehr auch nicht um einen Zoll! Sei feſt überzeugt, kein einziger der irgend Etwas bedeutenden Staaten, auch nicht Baden, nicht Kurheſſen, nicht Mecklenburg u. ſ. w. wird ſich ſo feſt und dau-

ernd an Preußen anſchließen, daß es mit ihm zur Einheit verwachſen könnte. Das Ausland duldet es nicht. Das Ausland hat die Macht des Veto. Das Ausland hat ein Intereſſe bei dieſem Veto, ſofern es ein Intereſſe an der dauernden Ohnmacht Deutſchlands und Preußens hat. Das Ausland hat das Recht des Veto, ſo lange es die Macht hat und in dem böſen Gewiſſen der preußiſchen Regierung ſelbſt, in ihrer Furcht vor ihren eigenen Völkern den treueſten Verbündeten findet. Das Ausland iſt Mitgarant der Wiener Verträge, und als Mitgarant der Wiener Verträge wird es ſich einmiſchen, ſobald es Gefahr für ſeinen Einfluß auf Deutſchland wittert. Oder meinſt Du, der Edelmuth des Auslandes, die freundnachbarliche Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers werde der deutſchen Sehnſucht nach Einheit zu Hilfe kommen? Sei gewiß, — die anhaltiniſchen, reußiſchen und hanſeatiſchen Armeen werden vielleicht nach preußiſchem Reglement exerciren in Folge des Sonderbundes, die Reſte der Märzerrungenſchaften werden vielleicht hier und dort beſeitigt werden durch den Sonderbund, — eine Erſtarkung, eine wahre, dauernde Erſtarkung Preußens, ein Hoffnungsſtrahl für das einige Deutſchland kommt aus dem Sonderbunde nimmer! Am wenigſten, da das jetzige Preußen ſich nie feſt mit dem Weſten gegen den ſinnverwandten Oſten verbünden wird. Und kann das jetzige Preußen in Deutſchland Sympathieen erwecken, kann es Einfluß auch da gewinnen, wo ſeine Bayonnete nicht dominiren? Wahrlich, Leſer, wir ſind preußiſche Patrioten, ſobald Preußen nicht ſich, ſondern Deutſchland will. Wir leben der feſten Ueberzeugung, daß Preußen der Kern

und der Haltpunkt des auflebenden Deutschland ist. Aber wir müßten an Gott und der Welt verzweifeln, wir müßten unsern Glauben an die Menschheit verlieren, wenn wir die Möglichkeit zugeben sollten, daß das Preußen Manteuffels und Brandenburgs zur Geltung in Deutschland gelangen könnte! Als Deutschland hoffend und bettelnd zu Preußen kam, als Deutschland sich Preußen zu Füßen warf und um Annahme einer Kaiserkrone flehte, als es bereit war, dem Kaiser zu folgen in Kampf und Tod, und an einem einzigen großen, kühnen Entschlusse seine Zukunft, seine Größe, seine Einheit und Freiheit hängen sah: da ward Deutschland, der großartige Bettler, von Preußen mit Fußtritten regalirt, da höhnte Preußen: ich bedarf Deiner nicht, ich bin mir selbst genug! da warf Preußen dem deutschen Vaterlande die Krone ins Angesicht und fand es mit der Versicherung seines gnädigen Mitleids ab! da sah alle Welt, daß das jetzige Preußen für Deutschland kein Herz hat, daß es nichts will als sich und die anderen deutschen Länder nur als Fußschemel der preußischen Herrlichkeit. Und jetzt soll das Vaterland in tiefster Devotion den alten Fetzen aufnehmen, den Preußen ihm zuwirft? Jetzt soll es sich beeilen, die Trümmer seiner aufs Neue zerfallenen Macht zusammenzutragen, um den Absichten des herrschgierigen, übermüthigen, durch seinen Sieg über die Revolution aufgeblasenen Preußen zu dienen? Nein, Ihr Herren Preußen, so ist's nicht gemeint! Wir wollen wohl Preußen, lassen uns auch einen Hohenzollern zur Noth heute noch als deutschen Kaiser gefallen, aber Deutschland soll nicht preußisch, — nein, Preußen soll deutsch, ganz deutsch werden,

ist ihr nicht, als könne Manes, seine Mutter, ihn verlassen, ihn Waisenkind, wie er ist, allein auf der Welt? Ja, Verzweiflung und Trost ringen, daß die mit ihrem Kummer nicht zu ihm kommt, sondern ihn mit ihrem Trostbedürfnis belastet? Und wenn sie ihn nicht braucht, hat er sie nicht nötig? Ist es nicht ein Zeichen der Gleichheit beiderseits, daß sie sich nicht gegenseitig zu trösten brauchen

die Grundbedingung seines Erstarkens, seines Heranwachsens zu europäischer Bedeutung unerfüllt gelassen. Von blindem Haß gegen die Freiheit getrieben, hat es gegen sich selbst gewüthet. Durch das Komödienspiel seines vereinigten Landtages hat es der Welt nichts als die ganze Größe, die Unerbittlichkeit dieses Hasses offenbart. Es glaubte im Märzsturm den wankenden Thron durch feierliche Verheißungen stützen zu müssen. Es erneuerte in Tagen der Gefahr diese feierlichen Verheißungen. Es gelobte vor der Welt wiederholt und heilig unwandelbare Treue gegen das gegebene Wort. Wie es das gegebene Wort gehalten, das weiß die Welt, und wo in der weiten Welt noch Gefühl für Treue und Glauben, noch Achtung vor einem verpfändeten Manneswort, noch eine Spur von der alten Ehre des deutschen Namens gefunden wird, wo nicht der blinde, wahnsinnige Haß gegen die Gestalten der Märztage das sittliche Urtheil durchaus und völlig verrückt hat, da staunt Alles über die neuesten Thaten Preußens, entsetzt und erschüttert, daß sie möglich sind im deutschen Vaterlande! Die Verfassung vom 5. December war ein feierliches königliches Wort. Die Minister gaben wiederholt die Versicherung, daß es ihnen heiliger Ernst sei mit diesem Wort. Kaum ist es gegeben, so wird es gebrochen! Die gesetzgebende Kammer wird aufgelöst unter Vorwänden, deren Nichtigkeit kein Mensch verkennen kann. Das Wahlgesetz wird über den Haufen geworfen. Ein neues wird von der Willkühr dictirt, ein neues Wahlgesetz, welches den größten Einfluß auf die Wahlen den Höchstbesteuerten, also den großen Grundbesitzern, den Branntweinbrennern und den Bordellwirthen sichert! Mit Hilfe dieses Wahl-

geſetzes wird eine Kammer zuſammengeſucht, welche das Volk um ein Recht der Freiheit nach dem anderen betrügt, die letzten Stützen der Freiheit in kaum glaublicher Perfidie zerbricht und den ſchrankenloſeſten Despotismus geſetzlich ſanctionirt. Und die Miniſter? Die Miniſter, die durch ihre Ehre, durch ihr Wort der Verfaſſung vom 5. December verpflichtet waren? Sie helfen eifrig bei der Zerſtörung dieſer Verfaſſung, ſtimmen überall mit der äußerſten Rechten, nicht ein einziges Mal thun ſie den Mund auf für das Volksrecht! So iſt's in Preußen. Wortbruch, Treubruch, Volksbetrug, Geſetzverachtung das Wiederkehrende. Und zu ſolchen Thaten, vor denen der Redliche erbebt, gegen die das ſittliche Bewußtſein ſich empört, die dem Manne unmöglich ſind, — zu dieſen ſchmählichen Thaten treibt der wahnſinnige Haß gegen die Freiheit, das wahnſinnige Verlangen nach ſchrankenloſer Gewaltherrſchaft! Wie, — *dieſe* Regierung an der Spitze Deutſchlands? auf Grund der Sonderbundsverfaſſung an der Spitze Deutſchlands? auf Grund einer Verfaſſung, die volksfreundliche, kraftvoll auftretende Kammern zur Unmöglichkeit macht und der preußiſchen Regierung die Macht ſichert, in allen Ländern des Sonderbundes die letzten Spuren der Freiheit zu vernichten, das ganze ſonderbündleriſche Deutſchland zu einem einzigen geſetz- und rechtverachtenden Polizeiſtaate herabzuwürdigen? Nimmermehr! Wer *das* für möglich hält, der kennt die Menſchen, kennt das deutſche Volk nicht, der weiß nicht, wie feſte Wurzel das Verlangen der Freiheit im deutſchen Volke geſchlagen hat. Und wie, iſt Deutſchland ſo tief geſunken, daß es ſich nicht mehr empört fühlt über die Niedertracht, die der Dänenkrieg zur Schau

ſtellt? ſo tief geſunken, daß es von der Macht ſein Heil und ſeine Rettung erwarten könnte, die den Dänenkrieg geführt, im Dänenkriege mit Menſchenleben ein verruchtes Spiel getrieben, im Dänenkriege vor aller Welt ſich ſelbſt an den Pranger geſtellt hat? Nein, noch iſt Deutſchland ſo tief nicht geſunken! Noch kann das Preußen Brandenburgs und Manteuffels Deutſchlands Retter nicht werden! Noch verlangt Deutſchland eine Regierung, deren Ehre unbefleckt iſt! — Die Ehre der preußiſchen Regierung unbefleckt? Leſer, wenn in der Verſicherung der preußiſchen Regierung Wahrheit iſt, dann iſt dieſe Ehre unbefleckt. Aber auf dieſe Verſicherung kommt es nicht an! Frage Deutſchland, frage die öffentliche Stimme in Süd und Nord, ob es dieſe Verſicherung für Wahrheit hält, oder für nichtswürdiges Phraſenwerk! Das entſcheidet.

Leſer, — lege jetzt die Hände in den Schoß! Die ganze Welt muß getränkt, muß geſättigt werden mit der Ueberzeugung, daß die Regierungen Nichts vermögen, Nichts — als Deutſchland verderben. Dann — wie Gott will!

XI.

Standrechtsgräber.

Der Sieg der Reaction ist mit Blut besiegelt. Mit Blut sind die geborstenen Throne der Gewaltherren gekleibt. Blut, Bruderblut hat die neue Ordnung der Dinge befestigt, hat für den Augenblick den Fürsten eine Gewalt verliehen, fürchterlicher, als sie sie jemals besessen, hat den Schrei der Nationen, die Klagen gemißhandelter Völker erstickt, hat für den Augenblick die schweren Anklagen einer fluchbeladenen Vergangenheit unterdrückt. Blut! Nicht das Blut der Schlachten. Nicht das Blut des Kriegers, der in der Feldschlacht Leben gegen Leben wagt. Nein, das Blut der Standrechtsgräber! Die Sieger haben die Besiegten gemordet. Die geknebelten Gefangenen hat das Geschoß der Sieger niedergestreckt. Brüder haben ihre Brüder geschlachtet. So, so ist die neue Ordnung gegründet!

Ihr konntet es nicht über das tugendliche Herz bringen, den Bürgerkrieg zu entzünden, Ihr Herren von Gotha? Ich sage Euch, — der Bürgerkrieg ist entzündet. Der Bürgerkrieg hat gewüthet. Und der Bürgerkrieg hat Euer Werk vernichtet, hat Euch zu Lügnern gemacht, hat Eure Wünsche vereitelt, hat Euren Feinden den Sieg verschafft. Der Bürgerkrieg hat der Freiheit die letzte Freistatt geraubt, hat

die Despotie in Tyrannei verwandelt, hat den Boden unterwühlt, auf dem auch Ihr steht, hat Jammer und Elend über Tausende gebracht, hat Euren wie unseren Kindern eine bluttriefende Zukunft gesichert. Das ist Eure Schuld. Das ist der Fluch Eurer Feigheit, Eurer Dummheit, Eures schändlichen Verraths an der Freiheit!

Ihr wolltet Euch zwischen die Bayonnete werfen, Ihr Herren von Gotha? Ihr Redehelden! Die Bayonnete *haben* gewüthet. Oder nahmt Ihr in diesem Falle Euer Wort so genau? Allerdings — nicht mit den Bayonneten hat man die Gefangenen erdolcht. Als man die Standrechtsgräber grub, konnten die Bayonnete immerhin in ihren Scheiden bleiben. Auch in den Kasematten Rastatts hat keiner der im Elend Umgekommenen gerade das *Bayonnet* in seinen Eingeweiden gefühlt. Aber — Ihr wolltet kein Blutvergießen, Ihr wolltet das Blutvergießen verhindern durch das Opfer Eures Lebens, — das *allein* konnte der Sinn Eures Wortes sein. Ihr Redehelden! Als man die Gefangenen niederschoß, als Grab an Grab sich reihte, als Deutschland erstarrte vor Entsetzen über den bluttriefenden Unsinn, als man in Rastatts verpesteten Kasematten Hunderte im Elend verkommen ließ, als man jedes Gebot der Menschlichkeit mit Füßen trat, da, Ihr Herren, da war es Zeit, Euer Wort zu lösen! Da hättet Ihr Euch zwischen die Sieger und die unglücklichen Opfer ihrer Macht werfen, mit Donnerworten die triumphirenden Gewaltherren an die Pflichten der Menschlichkeit mahnen, im Namen der Menschlichkeit den Rechtsschutz für die Gefangenen fordern, Euren ganzen Einfluß zu ihrer Rettung verwenden, nicht

aufhöre, bilde, wo Wald Grenzlinie, Baum Grenzlinie, wo der Landschaft Grenzlinie ist, Wachsthum und Begriff zu Ende ist, wo Wasser, wo Land, wo Sand, wo Stein, wo Eis, wo Schnee ist, wo man nicht mehr gehen kann, da ist Schluß. Wer Berge steigt, der kann das Alles sehen, und wer das Alles gesehen hat, der hat Berge gestiegen. Wer Berge steigt, der weiß, daß er nicht weiter darf, wo Gletscher beginnen. Wer Berge steigt, der weiß, daß er nicht weiter darf, wo Lawinen sind. Wer Berge steigt, der kann Gletscher sehen. Wer Gletscher sieht, der kann Lawinen sehen. Wer Lawinen sieht, der kann Berge steigen. Wer Berge steigt, der kann Alles sehen. Wer

konnte das Urtheil ſprechen. Nur der Sieg konnte entſcheiden über Recht und Unrecht, und der Sieger war im Recht! Wäre der Kampf ein Kampf der Völker geworden, hätten die Völker geſiegt, — ſie wären nicht zweifelhaft geweſen über ihr Recht. Sie würden die Könige der Rebellion wider die Reichsgewalt angeklagt und ſie als Rebellen beſtraft haben. Jetzt waren die Könige Sieger und die Könige hatten das Recht der Strafe. Leſer, — erinnerſt Du an das ewige, göttliche Recht, an das Recht, welches durch die Gewalt, durch Kampf und Sieg nicht alterirt wird? Leſer, ich bitte Dich, wo haben jemals Menſchen Recht geſprochen nach dem göttlichen Recht? oder wem wäre jemals ſein Recht nicht als das göttliche erſchienen? Die Könige hatten gekämpft für das, was ſie ihr Recht nannten, und ihr Recht war ihnen das göttliche. Sie hatten geſiegt und — ſie waren im Recht. Völker, wollt Ihr im Recht ſein, — wohlan, lernt die Kunſt — zu ſiegen!

Die Könige waren berechtigt und, wenn ſie von der Heiligkeit ihrer Sache überzeugt waren, verpflichtet, das Geſetz der Strafe walten zu laſſen. Aber ſie waren auch verpflichtet, das Recht zu achten, das Recht, welches ſelbſt der Wilde, ſelbſt der Führer von Räuberbanden nur im Fall der Noth unbeachtet läßt, das Recht, welches heilige Formen als Schutzwehr um den Angeklagten aufſtellt, ihn der Willkühr, dem Haſſe, dem Rachedurſt entreißt und ſein Geſchick in die Hand beſonnener, ruhig prüfender Männer legt. Das Standrecht iſt eine Erfindung des Teufels. Das Standrecht iſt ſelbſt für die Hölle zu ſchlecht. Das Standrecht reißt die Schutzwehr heiliger Formen nieder und übergiebt

ber Schwäche bes Verſtandes, ihre Zeit zu leben, ihre Kräfte zu gebrauchen, ihre Gefahren zu ſcheuen, ihre Pflichten zu erfüllen, ihre Belohnungen zu ſuchen. Indeſſen, wenn es Noth und Gefahr erheiſchen, ſo ſind ſie, wie die Männer, ſtark und mutig in unerwarteten Fällen von der Gewaltthätigkeit ihrer Leidenſchaften, und ſie ſind ſo ſtandhaft, daß ſie ſich ſelbſt ermorden, wenn ſie ihre Ehre nicht durch die Grauſamkeit anderer bewahren können. Ihre Neigungen ſind ſo ſtark, daß ſie ſich ſelbſt ſogar ihren Leidenſchaften aufopfern. Ihre Einbildungskraft, empfindlicher als ihr Herz, ſchafft ihnen, wenn ſie ihre Ehre verlieren, Qualen, die ſie ſo ſtark, als ihre Liebe, machen. Sie ſind ihre Liebe

garn, in Italien und Oesterreich? Dort, wo die Wehmuth und der heilige Zorn die Hügel sucht, unter denen die Opfer des Verraths und der Rache schlafen, — dort?? Wehe Euch, Ihr Gewaltigen! Wehe Euch, Ihr Männer des Standrechts! Ich sage Euch, — ob Ihr jetzt höhnt und auf Eure Macht pocht und in Eurer Sicherheit des Jammers der Hinterbliebenen lacht, — ich sage Euch, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Wehe Euch, Ihr Gewaltigen, Ihr Männer des Standrechts! Der Krieg war beendet. Der Sieg war errungen. Die Feinde waren geflohen, ihr letztes Bollwerk gefallen, ihre letzte Hoffnung verschwunden. Zu Euren Füßen lag zitternd das Vaterland. Es war Ruhe, die Ruhe des Grabes um Euch. Ob es in Baden zuckte, ob in der Pfalz, in Sachsen Verwirrung herrschte, — in den meisten Ländern war Ruhe. Eure Macht war gesichert. Die Stunde drängte nicht. Die Ereignisse überstürzten sich nicht. Die Macht der Umstände riß Euch nicht fort. Deutschland war — wie die Gefangenen, auf die Euer mordgieriger Blick fiel — wehrlos und waffenlos. In Eurer Hand allein war die Wehr und die Waffe, war der Sieg, war die Macht! Wolltet Ihr Recht, nicht Blut; wolltet Ihr Gerechtigkeit, nicht Stillung Eures Rachedurstes; wolltet Ihr göttliche Ordnung, nicht teuflische Unordnung; wolltet Ihr Strafe, nicht Mord; Vernunft, nicht Wahnsinn: so durfte nicht einmal der Gedanke an Standrecht in Euch auftauchen. Ihr mußtet die Gefangenen dem ordentlichen Richter übergeben. Ihr mußtet an den Spruch des ordentlichen Richters die Strafe der Unglücklichen knüpfen. Das mußtet Ihr thun. Es war Eure heilige Pflicht. Ihr durftet nicht

anders, wenn Ihr als gerechte Obrigkeiten und nicht als Mörder handeln wolltet. Dann ſtandet Ihr gerechtfertigt da vor der Welt. Getroſt durftet Ihr redlichen Männern ins Angeſicht ſchauen. Jetzt — fragt an in Süd und Nord, fragt an, wo redliche Männer wohnen, fragt Alle, die Euch nicht belügen und betrügen, die nicht im Dienſte ihrer Gemeinheit ſich ſelbſt belügen, fragt, und Ihr werdet überall, in Süd und Nord, nur eine Antwort hören, nur eine Antwort. Von mir ſollt Ihr ſie nicht hören, dieſe Antwort. Euer Gewiſſen ruft ſie Euch zu. In der Angſt des ruhigen Nachdenkens hört Ihr ſie. In Eurer Todesſtunde wird der Engel Gottes ſie Euch ins Ohr donnern. An Euren Gräbern wird man einſt die Antwort in die weite Welt hinausrufen. — Ihr Gewaltigen, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Beſinnt Euch! Alles mahnte Euch zur Milde. Alles machte Euch Milde zur heiligen Pflicht. Nicht lange war es her, da hattet Ihr gezittert. Da wart Ihr ſtarr vor Schrecken und bleich vor Entſetzen geweſen. Da waren die „Aufſtändiſchen“ Sieger und als Sieger im Recht. Da hätten die Aufſtändiſchen Euch ſtrafen können, hart ſtrafen können für ſchwere Vergehen, für die Mißhandlungen langer, langer Jahre. Sie ſtraften Euch nicht! Ihr rühmtet die Großmuth, die Eurer Ohnmacht ſich erbarmte und Euch ſchonte, als die Stunde geſchlagen hatte. Ihr floſſet über von Worten des Dankes gegen die großmüthigen Sieger. Als Ihr Sieger wart, als die Aufſtändiſchen zitterten, — da knallten Eure Knechte die Ueberwundenen nieder und in verpeſteten, ſtinkenden Kaſematten mußten die Gefangenen bei Hunderten jämmerlich verkommen. Da

ſah die Welt, wie Könige zu danken pflegen, wenn man ihrer ſchont in der Stunde der Niederlage. Da lernte die Welt die königliche Weisheit verſtehen für die Stunde des wiederkehrenden Sieges. — Ihr Gewaltigen, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Alles mahnte zur Milde. Ihr wart von Eurem Rechte überzeugt. Aber Ihr wußtet, daß Millionen die Reichsverfaſſung für rechtsbeſtändig, die widerſtrebenden Könige alſo für Rebellen hielten. Ihr mußtet zugeben, daß Vieles für die Rechtsbeſtändigkeit der Verfaſſung ſprach. „Zu Stande bringen zwiſchen Fürſten und Völkern" ſollten die Frankfurter die Reichsverfaſſung. Das ſtand geſetzlich feſt. Die Frankfurter hatten dem Zuſtandebringen einen beſtimmten Sinn gegeben. Sie hatten ſich für ſouverain erklärt, und Ihr hattet ſtillſchweigend eingeſtimmt. Sie hatten ein Reichsoberhaupt nach eigenem Gutdünken gewählt, und Ihr hattet Euch gefügt. Sie hatten für die Rechtsgültigkeit der von ihnen beſchloſſenen Geſetze die geſetzlichen Formen beſtimmt, und Ihr hattet ſie acceptirt. Ihr hattet nicht gewagt, die ſouveraine Macht der Frankfurter in Zweifel zu ziehen, hattet nicht gewagt, das Wort „Vereinbarung" in den Mund zu nehmen. Erſt ſpät deutetet Ihr auf eine „Verſtändigung" mit den Fürſten hin. Erſt zuletzt, als das Verfaſſungswerk ſeinem Abſchluß nahe war, tratet Ihr keck hervor mit der unſinnigen Forderung der Vereinbarung. Es war unmöglich, daß die feſtgewurzelte Ueberzeugung von der Befugniß der Frankfurter, die Verfaſſung endgültig feſtzuſtellen, urplötzlich ſchwinden ſollte. Es war um ſo mehr unmöglich, je deutlicher Jedem, der Menſchenverſtand hatte, das Wider-

sinnige einer Vereinbarung mit zwei Großmächten und 35 Kleinmächten einleuchten mußte. Es konnte nicht anders sein, Millionen mußten die Reichsverfassung für Deutschlands heiliges Recht, mußten Euch für Rebellen, die widerstrebenden Könige für Feinde des Vaterlandes halten, mußten sich im Namen des Rechts, der Freiheit, des Vaterlandes, im Namen des Heiligsten, was der Mensch kennt, für berechtigt und verpflichtet halten, gegen die rebellischen Könige zu kämpfen bis auf den Tod. Ihr müßt zugeben, Ihr Männer des Standrechts, daß die Männer, welche unter der Fahne des Aufruhrs für die Reichsverfassung und gegen Euch zum Schwerte griffen, von der Heiligkeit und Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt sein konnten. Ihr müßt zugeben, daß Millionen, daß die ungeheure Mehrzahl aller Bewohner Deutschlands diese Ueberzeugung theilte. Mochtet Ihr diese Ueberzeugung für Wahn, für Blendwerk, für Thorheit halten, — Ihr müßt auch von Eurem Standpunkte aus zugeben, daß sie bei lebendigen, feurigen, für Deutschland begeisterten Männern unvermeidlich war, daß Ihr selbst durch Eure Reden, Eure Versprechungen, Euer Stillschweigen, Euer ganzes Verhalten seit den Märztagen sie genährt und gestärkt hattet. Mochtet Ihr im Bewußtsein Eures Rechts zum Kampf gegen Die ziehen, die Ihr für Rebellen hieltet, wie sie Euch für Rebellen hielten, — Ihr mußtet sie, wolltet Ihr nicht allen Menschenverstand verleugnen, als ehrliche Gegner, als redliche Feinde betrachten, mußtet nach dem Siege gegen sie verfahren, wie der edle Sieger gegen den im ehrlichen Kampfe Ueberwundenen. Wollt Ihr, daß man Euch niederknallt, wenn einst die Völker siegen? Die gewaltigen Gedanken, welche die Zeit

lebendig gemacht, die ungeheure Aufregung, die sich der Gemüther bemächtigt, die Begeisterung für Deutschlands Erlösung, die der Sturm zur hellauflodernden Flamme angefacht hatte, die Begriffsverwirrung, die in Eurem Lager herrschte wie in dem Eurer Feinde, Alles, Alles machte Euch Milde, Schonung zur heiligen Pflicht. Und kanntet Ihr nicht die Männer, die Ihr niederschoßt? Ihr kanntet Trützschler, Ihr kanntet Dortü, den edlen, schönen Jüngling, den Landsmann des Herrn Prinzen von Preußen, den zarten Knaben mit der Männerseele. Ihr kanntet sie. Ihr kanntet ihre Unglücksgefährten. Ihr wußtet, daß sie begeisterte Männer waren. Ihr wußtet, daß sie fortgerissen von der Macht der Idee, der sie ihr Leben geweiht, fortgerissen von der Gewalt der höchsten und schönsten Gedanken, von der Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zur Menschheit die Waffen für ein Heiligthum ergriffen hatten. Das Herz mußte Euch bluten, — ja, wart Ihr wirklich Menschen, trugt Ihr nicht zum Schein die schöne Menschengestalt, — das Herz mußte Euch bluten, als Ihr dort den zarten, zwei und zwanzigjährigen Jüngling, den einzigen Sohn, vom Herzen des verzweifelnden Vaters, dort den starken Mann in der Blüthe, in der Kraft seiner schönsten Jahre aus den Armen des jammernden Weibes reißen ließt, als der fürchterliche Schrei an Euer Ohr schlug, den der namenlose Schmerz, den die Verzweiflung dem treuen, jungen Weibe des wackeren Schulmeisters entpreßte. Das Herz mußte Euch bluten, wenn Ihr an das Uebermaß von Jammer und Schmerz dachtet, welches im Gefolge Eurer Mordbefehle war, an die Unmasse von Menschen, deren Lebensglück Ihr mit dem Leben Eurer Opfer mordetet. Wart Ihr Menschen, —

unmöglich war es Euch, in einer Zeit des fürchterlichen Elends, in einer Zeit, die Millionen der Verzweiflung nahe gebracht hatte, ohne alle Noth, ohne das Gebot zwingender Umstände neuen Jammer anzurichten, neue Opfer zu schlachten! Wolltet Ihr Strafe, wolltet Ihr Rache, — wohlan, Eure Opfer waren jung an Jahren. Eure Zuchthäuser sind scheußlich genug. Ihr konntet sie einsperren, konntet sie peinigen, konntet sie quälen nach dem Gelüst Eurer Bosheit, konntet Eure Rache sättigen nach Lust und Belieben, — nur tödten, tödten durftet Ihr sie nicht! — Ihr tödtetet sie. Ihr kanntet keine Schonung, kein Erbarmen. Das Blut der Opfer röthete die Standrechtsgräber! Ihr Thoren, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Den Fluch dieser That nimmt kein Gott von Euch! Der Gott, dem Ihr dient, den Ihr anbetet, gewiß nicht! Er ist ein Gott des Hasses! Er will Blut, Blut! Menschen, Ihr habt eine fürchterliche That gethan! Kein Gott nimmt den Fluch dieser That von Euch! — — Die Verbrechen der standrechtlich Erschossenen seien zu schwer gewesen? zu viel Unglück habe ihr Aufruhr angerichtet? nur Blut habe die Verbrechen sühnen, habe die Gesinnungsgenossen vor ähnlichen Verbrechen warnen können? Ja, Männer, ich fürchte, — Blut wird manche Thaten sühnen. Ich fürchte es, und sorgenschwer sehe ich in die Zukunft. Doch wie, — warnte Euch nicht in einsamen Stunden das erwachende Gewissen? Flüsterte Euch nicht in einsamen Stunden ein besserer Geist zu, daß Ihr, Ihr die Quelle alles Unglücks seid? daß Eure Selbstsucht, Eure Blindheit, Eure Treulosigkeit, Eure Feigheit der Märzbewegung die fürchterliche Richtung gegeben? Und wie, durch Blut wolltet Ihr die Zukunft sichern? durch

Standrechtsgräber? Dort, dort sammeln sich die Wetterwolken, aus denen der Strahl zerschmetternd herniederfährt!

Angehörige der Getödteten, Väter, Mütter, Wittwen, Kinder, — an der ernsten Stätte, an der wir jetzt im Geiste stehen, — sie ist Euch, sie ist dem Vaterlande heilig, — höret ein Wort. Seid getrost! Jammert nicht mehr! Eure Lieben sind nicht todt. Sie leben. Sie leben und wirken an einem großen Werk. Nicht umsonst haben sie ausgeharrt bis zum letzten Hauch, haben sie das edle Haupt dem tödtlichen Geschoß dargeboten. Für die große Sache, der sie sich geweiht, für das Gottesreich der Freiheit und der Liebe, für das Reich, dem auch Eure fromme Begeisterung gehört, wirken sie jetzt kräftiger, erfolgreicher, wie sie es an Eurer Seite jemals vermocht hätten. Seht die Fürstenthrone an. Alle jene Stützen, die sie früher getragen, die Liebe der Völker, die Gewohnheit der Jahrhunderte, die Gleichgültigkeit, die Trägheit, der Stumpfsinn der Massen, — sie sind alle, alle zerbrochen. Die letzten Fäden, welche die Völker an die Throne knüpften, waren zerrissen, als Eure Lieben den irdischen Lauf vollendet hatten! Zweifelt Ihr? Zweifelt Ihr, ob die Freiheit siegen werde? „Der größte Theil des Volkes steht auf unserer Seite!“ So haben Minister gesprochen. Laßt Euch nicht täuschen! Die Minister lügen! Sie lügen, und sie wissen, daß sie lügen. Sie wissen, daß nur eine kleine Schaar auf ihrer Seite steht. Ja, sie wissen, daß die Völker die Fürsten nicht mehr lieben, daß die Völker mit Unwillen das schimpfliche Joch der gesetzverachtenden Willkühr tragen, daß es Lügner sind, die den Fürsten von der Liebe der Völker vorsprechen. Auch die „Befriedigten“ lieben die Fürsten nicht.

Sie sehen nur Gespenster da, wo der Tempel der Freiheit steht. Sie sehen Gespenster und fürchten sich. Die Fürsten gäben sie Preis, heute lieber als morgen. Nur die Gespenster, — — aber die Gespenster fliehen, wenn der Morgen tagt. Nirgend, nirgend haben die Fürstenthrone eine feste, dauerhafte Stütze. Nirgend? Ist nicht das Bayonnet noch da? Ja, es ist da, es ist der Throne einzige, letzte Stütze! Ist es eine feste Stütze? Für jetzt, ja! Jetzt seid Ihr allmächtig, Ihr Fürsten! Jetzt könnt Ihr Euren Willen als höchstes Gesetz zur Geltung bringen. Jetzt könnt Ihr Rechte aufheben, Rechte beschränken, Reichstage halten, Pärien gründen, Constitutionen geben, verletzen, aufheben, wie Ihr wollt. Jetzt habt Ihr die Macht, der Constitutionsspielerei ein Ende zu machen und den alten, offenen, ehrlichen Absolutismus reichsgesetzlich wieder herzustellen. Was zögert Ihr? Wozu gönnt Ihr erbärmlichen Kammern das Wort? Ihr habt nichts zu fürchten für jetzt, habt für manches Jahr nichts zu fürchten. Die Bayonnete dienen Euren Winken. Die Bayonnete bringen Eure Feinde zum Schweigen. Die Bayonnete öffnen Euch die Geldbeutel Eurer Unterthanen. Ihr seid allmächtig! Ihr seht Euch umgeben von schmeichelnden, kriechenden Wesen in Menschengestalt. Was zögert Ihr? Wie, — ist Eure Zuversicht doch nicht ganz fest? Seht Ihr doch zuweilen, was — freilich selbst der Blinde sieht? Ihr stolzen Männer, — liegt es im Bereich der Möglichkeit, daß ein Regiment dauert, welches allein von den Bayonneten getragen wird? Ist es denkbar, daß ein Regiment besteht, welches nur durch die Bayonnete den Unwillen, die Entrüstung, den Zorn der Völker niederhält, dem

nur die Lobhudeleien der Schmeichler, die Lügen der Miniſter, die blinde Selbſtſucht habſüchtiger Junker, der Fanatismus zelotiſcher Pfaffen als Stütze dient? Ihr Männer auf den Thronen, Ihr könnt ſelbſt nicht an Eure Zukunft glauben! Wird das Bayonnet nicht von Menſchen getragen? von Menſchen, die aus der Mitte der zürnenden Völker kommen? Iſt es unmöglich, daß Volksbewußtſein auch in die Maſſe Eurer Krieger dringt? daß Eure Krieger erkennen, wie ſie gegen ſich, gegen ihr Wohl, gegen ihr theuerſtes Intereſſe kämpfen, wenn ſie das mörderiſche Geſchoß gegen das Volk richten, aus dem ſie hervorgegangen? Und wie nun, wenn ſie das erkennen, wenn die Ueberzeugung in ihnen Wurzel ſchlägt, daß kein Eid der Welt ſie zum Knechtsdienſt gegen den Einzelnen, ſondern nur zum Schirm einer volksthümlichen Macht verpflichten kann? daß ſie nach ewigen Geſetzen keinen andern Beruf haben können, als den, für das Vaterland zu kämpfen, für das Volk zu ſtreiten, dem ſie angehören? daß ſie Narren ſind, wenn ſie ihre Väter und Brüder morden im Intereſſe der Junker und auf den Machtſpruch von Fürſten, die ſelbſt das Geſetz verachtet, ſelbſt das Recht gebrochen, durch Gewaltſtreiche ihrem Thron das Fundament des Rechts genommen haben? Ihr Männer auf den Thronen, wie dann? Nicht Alle nennen Das Meineid, was Ihr Meineid ſcheltet! Nicht Alle dienen dem Gott, dem Ihr dient! — Ihr Männer auf den Thronen, — was Ihr gelobt habt in den Tagen Eurer Angſt, den ſiegenden Völkern gelobt, — Ihr haltet es nicht! Wenn die Völker wieder ſiegen, ſagt an, dürfen ſie Euch trauen? Wahrlich, eine für Euch fürchterliche Lehre giebt ihnen Euer Wortbruch!

bitt, ut gnä zur eine Wuche, bis ich Zuhuß bringe, um mit ber Reise fortzugehen. Ich bin Ihnen stets viele Dank, Herr. Wenn ich können bin auf ein Gefallen, ich bin bereit. Ich bin Ihnen ein Diener. Ich bin Ihnen Knecht. Ich bin Ihnen Sklave. Ich Kalypsobrenne ums Ihn. Ich Kalypsobrenne ums Ihn. Ich Kalypsobrenne ums Ihn

Alles, was die Erde trägt, — es wird die Welt beherrschen, es wird glückliche Völker segnen, und glückliche Völker werden mit begeisterter Liebe die Namen Eurer Verklärten nennen, und Ihr werdet wissen und fühlen, daß sie als Sieger starben!

Männer auf und neben den Thronen, — der Demokratie gehört die Zukunft! Die Demokratie ist die einzige Macht der Welt, die eine Zukunft hat. Sie lügen, Eure Minister und Geheimeräthe, wenn sie Euch anders berichten. Sie lügen, wenn sie Euch Zuversicht auf die Bayonnete einflößen wollen. Ich sage Euch, die Demokratie verschlingt Eure Heere, macht Eure Bayonnete stumpf, zerbricht das Regiment des Wortbruchs, der Heuchelei und Lüge. Die Demokratie ist allmächtig, denn sie ist aus Gott. Sie muß siegen, denn für sie streitet die Wahrheit, streitet das Recht, streitet der allmächtige Geist der Freiheit und der Liebe. Fanatisirt Eure Heere, laßt die Gegner des Willkührregiments zu Hunderten standrechtlich erschießen, werft sie zu Tausenden in Kinkel's Kerker, — es hilft Euch Alles nichts! Seht Ihr die Standrechtsgräber? Sie sind die fürchterlichsten Feinde des Willkührregiments, — mehret ihre Zahl und Ihr beschleunigt den Sieg der Demokratie! Männer auf und neben den Thronen, — ob Ihr jetzt in stolzer Zuversicht Euch bläht, in stolzer Zuversicht auf Eure Lieutenants blickt und mit gnädigem Wohlgefallen die Lügen Eurer Geheimeräthe, die Lobhudeleien Eurer Hof- und Stadträthe anhört, ich sage Euch, es giebt nur eine Macht in der Welt, die eine Zukunft hat, und diese Macht ist die Demokratie!

Männer der Demokratie, Männer des Volks, — seht Ihr die Standrechtsgräber? Hört Ihr, was

ſie Euch in die Ohren donnern? So ſprechen ſie:

Mordet nicht, — das Blut der Gemordeten ſchreit um Rache!

Mißbraucht den Sieg nicht, — aber gebraucht ihn mit Kraft und Weisheit in Gottes Namen und im Dienſte Seines Reichs!

Seid einig und ſeid ſtark, — opfert Alles, Alles, wenn es ſein muß, dem Vaterlande und der Freiheit!

Redet, wenn Worte Thaten ſind, — aber ſchweigt, wenn der Sieg dem Schwerte folgt und nur die Gewalt entſcheidet über Recht und Unrecht.

Betet die Freiheit an, aber wißt, daß nur der geiſtig Freie, der ſittlich Freie, der Gottbegeiſterte und Gotterfüllte der bürgerlichen Freiheit fähig und würdig iſt!

Männer des Volks, — ſeht Ihr die Standrechtsgräber? Die dort ſchlafen und ruhen, — ſie haben die Sünden des Volks gebüßt, — ſie ſind die Opfer der Herren von Frankfurt geworden!

Männer des Volks, — mit Gott für das Gottesreich! Dort, wo ſich die Hügel wölben, dort ſammeln ſich die Wetterwolken. Aus ihnen bricht der zerſchmetternde, der erlöſende Strahl. Seid getroſt!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PC 2112 .J6
1969
v.1-2
c.1
ROOM USE ONLY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305